Die

Vampyrbraut

oder

die Wirkungen des böſen Blickes.

Aus dem Ungariſchen

des

Kölcsey Ferenz

von

F. Nork.

[d. i. Friedrich Kork.]

Weimar, 1849.

Verlag und Druck von Bernh. Fr. Voigt.

Vorwort.

Indem ich hier dem deutschen Lesepublicum das Geistes-Product eines ungarischen Dichters in einer wortgetreuen Uebertragung vorlege, glaube ich den gewiß eigenthümlichen Umstand nicht verschweigen zu dürfen, daß das Original bis jetzt nicht im Druck erschienen ist, aus Gründen, die Jeder selbst leicht auffinden wird, welcher das „Ludwig Kossuth" überschriebene Kapitel des vierten Buches auch nur flüchtig durchlesen wollte. Daß es so plötzlich abbricht, mögen die ultramagyarisch Gesinnten dem patriotischen Eifer des Pesther Censors verdanken, welcher, zürnend der „volksverrätherischen" Denkweise, die sich in den politischen Raisonnements dieses Buches zu erkennen giebt, die Drucker-

laubniß nicht nur verweigerte, sondern sogar die ihm von gefährlichster Wirkung dünkenden Blätter der Handschrift eigenmächtig an sich behielt, um sie zu vernichten. Der jugendliche Verfasser, Franz Köröshazy, dessen Bekanntschaft ich im Jahre 1846 in Wien machte, war um diese Zeit, theils durch den Druck der äußern Verhältnisse, theils weil er den Wurm des Todes damals schon in seinem Innern fühlte, allzulebensmüde, um jenes Defect, welches er erst in Wien bemerkte, als er das Manuscript mir zur Durchsicht überlassen wollte, aus dem Gedächtniß zu ergänzen.

Daß Köröshazy das Wohl seines Vaterlandes von ganzem Herzen wünschte, geht aus vielen Stellen seines Romans unzweideutig hervor. Er nahm die Partei seiner Landsleute gegen die Gewaltschritte der bevormundenden Politik Metternich's, wo es sich mit der Wahrheit und Unparteilichkeit vertrug. Aber sein scharfer Blick erkannte auch die zahlreichen Gebrechen der überlebten ungarischen Verfassung. Und daß er die Selbstsucht der Adelspartei ohne Schonung geißelte, hatte ihm den Haß der eigenen Nation zugezogen, die er vor dem nahen Abgrunde, an welchem sie seit dem Anfange dieses Jahrzehents sich bewegt, so wohlmeinend gewarnt hat. Der Erfolg hat seinen Scherblick zu Ehren gebracht, aber er erlebte

ihn nicht mehr. Die von seinen Landsleuten ihm zugefügten Kränkungen, das gänzliche Verkennen seiner patriotischen Gefühle stürzte ihn in ein frühes Grab — er starb in meinen Armen in seinem 26. Lebensjahre in einem Dorfe acht Meilen von Wien, wohin er sich auf den Rath der Aerzte im Sommer 1846 begeben hatte, um die stärkende Gebirgsluft einzuathmen — und das einzige Vermächtniß des Todten, die Handschrift seines Romanes, ging in meine Hände über, daher ich eine Pflicht gegen den Abgeschiedenen zu erfüllen glaube, indem ich durch die Veröffentlichung derselben das deutsche Publicum zum Richter zwischen den Ultramagyaren und dem von ihnen schwer verkannten Landsmann aufrufe.

Darf aber diesem mehr Unbefangenheit als den Ungarn zugetraut werden, seitdem der Haß gegen die Mörder Robert Blums den Waffen der Magyaren gegen eine deutsche Regierung den Sieg erfleht? und deutsche „Patrioten" (!) denselben Magyaren das Kriegsglück wünschen, welchen die Redensart: „Hundgeborner Deutscher, Unflath unseres Landes, gäbe es keinen Deutschen, noch schöner wär' unser Land" *) ununterbrochen von der Lippe fließt?

---

*) Ebadta Nemetje, Orszagunk szemetje, ha Nemet nem volna, Orszagunk szebb volna.

Und dennoch fand ich auf meinen Streifereien durch dieses schöne Land, nur dort Wohlstand und Bodencultur, wo deutscher Fleiß sich angesiedelt hatte. Die Provinzen an der untern Donau enthalten eine Fülle fruchtbarer, noch unbebauter Aecker; das Bedürfniß zahlloser Waaren in jenen Gegenden verspräche dem deutschen Handel und Gewerbe reichlichen Absatz, weil Oesterreich dem deutschen Zollverein, sobald als Ungarn's politische Selbstständigkeit zu Ende wäre, beitreten könnte, indem die Zollschranken zwischen Oesterreich und Ungarn alsdann gefallen wären. Wenn deutsche Colonisten die Ueberfülle ungarischer Landesproducte dem verarmten übervölkerten Deutschland auf dem breiten Rücken der Donau zufließen lassen würden, und deutsche Civilisation in die reichgesegneten Gefilde Pannoniens und Daciens verpflanzt würde, wäre freilich Beiden geholfen; aber darf man auch noch so große Vortheile durch ein Bündniß mit Oesterreich erkaufen? hat doch ein deutscher Professor in der Frankfurter Nationalversammlung neulich den seinsollenden Witz zum Besten gegeben: „er schätzt die Freiheit höher, als einen ungarischen Ochsen."

Wie sollte er auch anders denken, da er täglich die Diäten einstreicht, die der Schweiß des Volkes für ihn aufbringen muß? und die

Noth der Zeit ihn nicht persönlich berührt? Daraus ersehen wir also, daß unsere deutschen Volksberather für das wahre Wohl des Landes sich eben so wenig erhitzen, als die Deputirten auf dem weiland ungarischen Reichstage, welche bei dem Ueberflusse ihres Landes an Naturproducten fernerhin zu darben vorziehen, als diesen Absatzweg nach dem ihnen verhaßten Deutschland, dessen Beistand gegen ihren deutschen Kaiser sie in Frankfurt anzurufen nicht verschmähten, zu eröffnen. „Freiheit" ist das Schiboleth hüben wie drüben, ungeachtet dieses Wort ein sehr relativer Begriff ist, und es nur als Aufruf zum Hasse gegen die bestehenden Gewalten gebraucht wird. Das materielle Wohl der Völker ist Patrioten, wie Kossuth und Ruge, ganz gleichgültig, das Anwachsen des Proletariats schreckt sie nicht, denn es kann ja zur gelegenen Zeit ihren staatsumwälzerischen Zwecken als gefügiges Werkzeug dienen — —.

Nach diesen von den Tagesereignissen mir abgedrungenen Expectorationen halte ich es für noch unerläßlicher, dem geneigten Leser die Motive kund zu thun, welche mich zur Bereicherung unserer ohnehin täglich anschwellenden Uebersetzungsliteratur bestimmen konnten; denn dies darf ich mir nicht verhehlen, daß Körösshazy's Dichtung auf das Lob, für ein Kunst-

product zu gelten, von vornherein verzichtet. Die Begebenheiten sind nur locker an einander gereiht, der Farbenschmuck der Phantasie, dieses Lebenselement des Romans, sehr kärglich verwendet, die Characterzeichnung nur mit wenigen dürftigen Strichen hingeworfen, der Dialog allzuüberwiegend, und plötzlich abbrechend, ohne daß sich ein Grund dafür angeben ließe. Kurz, man sieht, daß der erzählende Theil dem Verfasser nur Nebensache gewesen, der Teig für politisirendes Gefüllsel. Er beabsichtigte, in die seit einem Decennium sich entwickelnden Differenzen zwischen den in Ungarn sich befindenden Nationalitäten, und ihrem gemeinsamen Haß gegen die deutsche Herrschaft manchen sichern Blick thun zu lassen, und die Consequenzen zu zeigen, welche die nothwendigen Folgen solchen Gebahrens zu werden drohten.

Aber, als hätte der Dichter selbst gefühlt, daß „ein politisches Lied ein schlechtes Lied," strebte er durch eine lebhafte Schilderung der Sitten und Volkssagen seines Vaterlandes, welche in die Haupthandlung, so gut es gehen wollte, eingeflochten wurden, für die sonstigen Mängel der Erzählung schadlos zu halten. Die Vampyrsage, diese echt ungarische Phantasieblume duftet uns hier zum Erstenmale aus ihrem heimatlichen Boden entgegen, während sie von Spindler, Byron ꝛc. als ein exotisches Gewächs

behandelt wurde. Kördöshazy erwarb sich aber das besondere Verdienst, für diese Frucht des Volksglaubens, wie für andere Ausgeburten desselben, als die Wirkungen des bösen Blickes, die Verwandlung von Menschen in Wehrwölfe u. s. w. die natürliche Veranlassuug aufzuspüren. Hier bot sich ihm häufig Gelegenheit, seine aus dem Berufe, dem er angehörte, hergeholten ärztlichen Erfahrungen anzubringen, wie er überhaupt den Doctor Schenk und den Pastor Lutz als die zwei Hälften seines eigenen Ichs hingezeichnet hat, dessen Reichthum an Wissen und Gemüth Jedem, der in des Verstorbenen Nähe kam, gleich bei der ersten Zusammenkunft mit ihm sich bemerkbar machen mußte.

Kördöshazy hat außer der „Vampyrbraut" nichts für den Druck Bestimmtes hinterlassen, wodurch ich in meiner Vermuthung bestärkt werde, daß nicht das eitle Streben nach schriftstellerischem Ruhm, sondern die echt patriotische Absicht, seine Landsleute im Wege der Presse auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie bei unaufhaltsamem Fortschreiten auf der von ihnen seit 1835 betretenen Bahn entgegengingen, ihn zur Feder greifen ließ. Ihm entging nicht, daß dieselben Nationalfehler, welche die Adelspartei in Ungarn wie in Polen beherrschen, dieselben Wirkungen im Ge-

folge haben müßten. Hier wie dort wird das eiferſüchtige Aufrechthalten alter Privilegien zum Nachtheil der untern Stände für Freiheitsliebe und Wahrung der Nationalität ausgegeben. Aber dieſes gewaltſame Ausſchließen des Bürgers und Bauers von Allem, was politiſche Bildung und Vaterlandsliebe verbreiten könnte, muß hier, wie einſt jenſeits der Karpathen, die übrigen Stände in jene politiſche Lethargie verſenken, die ſich um jeden Preis nach Ruhe ſehnt, ſei ſie auch ein Geſchenk des Eroberers.

Der Ueberſetzer.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erſtes Buch.

Auf der Reiſe.

Ein Nachtlager in der Pußta 1
Der Liebesbrunnen 10
Der unechte Zigeuner 18
Segen und Fluch 21
Das Höllenbett 41
Von Vampyren 55
Der Teufelstanz 65

Zweites Buch.

Der Aufenthalt in Futak.

Die Vorherbeſtimmte 70
Ungariſche Gaſtfreundſchaft 76
Pfarrer Lutz 79
Der Guslispieler 83
Lapides nummales 92
Noch einmal: die ungariſche Gaſtfreundſchaft . . 96
Die eiſerne Jungfrau 102
Das Bild der ſchwarzen Maria 106
Wirkung des böſen Blickes 117
Gulinariſches 134

Drittes Buch.

Das Hochzeithaus.

Der Brautzug 144
Der fünffache Tod 187
Verwandlung der Neuvermählten in Wehrwölfe . 199
Der Ball 208

Viertes Buch.

Der Besuch.

Der Patriot 214
Ludwig Koſſuth 218

Fünftes Buch.

Die Rückkehr.

Die Vampyrbraut 258
Der Nachzehrer 269
Der Zehrpfennig 272
Die Wünſchelruthe 274
Der Dreizehnte 280

Erſtes Buch.

Auf der Reiſe.

Ein Nachtlager in der Puſzta *).

Der Tag neigte ſich, die Sonne war bereits hinter die Berge geſunken, nur ein breiter Strahlengürtel zitterte gleich einem Flammenmeere am weſtlichen Himmel. Die Einförmigkeit der Ebene wurde nur durch ein, am äußerſten Saume derſelben zuweiliges Sichtbarwerden großer Roßheerden, welche die Staffage dieſer Landſchaft bildeten, und die lautloſe Stille durch das Kreiſchen eines Raubvogels unterbrochen; jetzt flog ein Schwarm lärmender Regenpfeifer ſcheu empor, denn ein kleines Bauergeſpann ſchwebte, von vier unanſehnlichen, aber pfeilſchnellen Rennern gezogen, in Sturmeseile die weite

*) Puſzta iſt ein ſlawiſches Wort, welches ſich in allen ſlawiſchen Dialecten zur Bezeichnung eines wüſten Gefildes findet. Die Ungarn haben dieſes Wort in ihre Sprache aufgenommen, und bezeichnen damit zunächſt jede Wüſte. Dann aber hat das Wort insbeſondere auch die Bedeutung von Vor-

Fläche dahin. Der Lenker des Wagens war ein kleiner, corpulenter Mann, mit einem finstern Antlitz, kurzem, krausem Haar, und die stark markirten Formen seines Gesichtes zeugten von Rauhheit. Ein weiter, weißer Mantel verhüllte seine Glieder. Der Reiseanzug des Herrn, der in der Pritschka saß, war einfach, aber nicht ohne Geschmack, und ließ auf einen Großstädter schließen. Das Antlitz war jugendlich, der Körper fast schmächtig; ein ziemlich großes Reisebündel, an einem Knotenstock befestigt, bildete seine ganze Equipage.

Das Gefühl von Einsamkeit, welches eine unabsehbare Ebene der Seele aufdringt, ist weit feierlicher, als das von dem schrankenlosen Ocean oder dem pfadlosen Walde hervorgebrachte, und diese Empfindung ist nie stärker, als während der kurzen Momente des Zwielichts, welches dem Untergange der Sonne folgt. Wenn die leuchtende Scheibe so eben hinter dem Horizonte verschwunden ist, während noch einige röthliche Tinten den Pfad bezeichnen, den sie verfolgt hat, wenn sich so eben das geschäftige Summen der Insecten, wie durch

---

werk angenommen, indem man überhaupt alles, nicht mit Dorf- oder Stadtgebäuden bestandene Ackerland „leer" (puszty) nannte. In diesem Sinne ist also Puszta keineswegs ein unbebauter und unbewohnter Landstrich, sondern ein ortloser Raum, der von einem isolirt wohnenden Besitzer bearbeitet wird, weßhalb im Ungarlatein puszta durch praedium übersetzt wird. Noch ist zu bemerken, daß in den großen Ebenen Ungarns die der Viehzucht bestimmten Landgüter diesen Namen haben. Ebenso bemerkenswerth ist die völlige Baumlosigkeit dieser Pußten. Alles ist kahl und öde, nirgends erblickt man Laubwerk. Sandfläche mit Staubwolken, Haidestrecken mit Trappvögeln, Morast, hie und da mit schwimmendem Rasen, von Kranichen und Störchen spärlich belebt, im günstigsten Falle Wiesen mit unzähligem Vieh bedeckt: das sind die Abwechselungen, welche diese Pußten darbieten.

Zauber beschwichtigt, und tiefe Stille die Luft erfüllt, wenn die kühlen Schauer der Nacht sich über die Erde zu lagern beginnen, wenn zunehmende Dunkelheit dem hellen Lichte des Tages folgt: dann fühlt der Reisende, wie er allein ist, und wie schreckenvoll eine solche Einsamkeit, wo das Auge keine Grenze ersteht, das Ohr kein Zeichen eines lebenden Wesens entdeckt.

Dem jungen Manne im Wagen wurde immer unheimlicher zu Muthe, denn er gedachte des bösen Rufes, in welchem die Szegediner Fuhrleute stehen. Er fragte den Kutscher mehre Male, ob sich nicht bald ein Einkehrhaus zeigen werde? Aber, wie sehr erschrak er, als jener endlich erklärte: da es schon Nacht würde, so wäre es wohl am klügsten, wenn gleich hier in der Pußta das Nachtlager aufgeschlagen würde. Dort abseits wäre ein Ort, wo sich dies ganz vortrefflich bewerkstelligen lasse, und wo, setzte der Angeredete hinzu, er auch einige Vorkehrungen dazu habe.

Damit fuhr auch der Kutscher, ohne Weiteres, in den Sand hinein, und hielt endlich still. „Hier ist eine Hütte", sagte er, „die ich mir zugerichtet habe, da wollen wir unser Lager bereiten." Zu protestiren, wäre hier vergeblich gewesen, und so fügte sich der Fremde in das Schicksal, welches über ihn beschlossen seyn mochte. Der Szegediner wetzte schon ein Messer, und holte ein Beil aus dem Heu des Wagens hervor. Dem jungen Manne wurde immer ängstlicher zu Muthe, vollends als der Fuhrmann neben der Hütte im Sande eine Grube zu machen schien.

Wer schildert aber den Wechsel der Empfindungen, als der Bauer aus dem vermeintlich für seinen Passagier bestimmten Grabe die Hälfte eines geschlachteten Hammels bei dem Hinterbeine hervorzog?

Ein gutes Stück davon hieb er herunter, und verbarg das Uebrige wieder im Sande. Alsdann machte er ein Feuer an, reinigte das Fleisch, steckte es an kleine Stöcke und briet es. Es war ganz frisch, so daß unser Reisende sein Erstaunen seinem Wirthe darüber kund gab. Der Angeredete äußerte vergnügt über diese Bemerkung: „Das habe ich den Hirten der Pußten abgesehen. Wenn diese eine Sache kühl zu erhalten wünschen, so graben sie ein Loch in den Sand, der im Sommer so trocken ist, daß er Alles in ihm Verborgene vor Fäulniß schützt. Was man dann aufzubewahren wünscht, sei es nun Milch oder Fleisch, setzen sie hierauf in die Grube. Sie geben derselben oben einen engen, flaschenartigen Ausgang und machen über demselben ein Feuer an. Dieses zieht nun alle Wärme aus dem Loche heraus, und es wird unter ihm kalt. Sie werfen das Loch dann schnell zu, und erhalten die Lebensmittel auf diese Weise ganz frisch und kühl. Uebrigens sind solche Vorkehrungen, — setzte er hinzu, — für uns Bauern, die wir doch nicht so bald wieder dieselbe Stelle auf unsern Reisen zu passiren Gelegenheit finden, nicht immer zweckmäßig, darum nehmen wir in der Regel unsern Wagen zum Speiseschrank. Wir fahren oft acht Tage mit vier Rösserl im Lande umher, ohne einen Kreuzer verzehrt zu haben. Viehfutter nehme ich vom Hause mit, so viel ich brauche; dann wird auch für meine eigene Person gesorgt: zwei Brode, sechszehn Pfunde Salz, Paprika*) und Speck; hierauf wird ein, in Bissen geschnittenes Stück Rind- oder Schöpsenfleisch in ein Kesselchen gegeben, Wasser, Salz und Paprika daran gethan, das Ganze wird gekocht, öfters geschüttelt, bis der Saft vollends eingedünstet und das Fleisch braun,

*) Rother Pfeffer.

wie geröſtet iſt. Dies wird dann über Nacht ausgelegt und am folgenden Morgen in ein ſchon dazu beſtimmtes hanfleinenes Säckchen geleert. Dieſer ganze Proviant nebſt der Holzflaſche voll Wein wird mitgenommen, der kleine Keſſel auch nicht zu Hauſe gelaſſen, und ſo ausſtaffirt wird die Reiſe angetreten. Ueberall, wo ein Brunnen oder ſonſt trinkbares Waſſer iſt, wird angehalten und erforderlichen Falls gefüttert. Zum Frühſtück dient Speck und Brod, zur Mittagsſtunde wird nebſt dieſem etwas Wein getrunken und getrachtet, daß man Abends wieder an einen Brunnen gelangen könne. Nun erſt wird ordentlich gelagert; wo Holz zu finden, davon geſammelt, wo aber keines vorhanden, mit dürrem Kühkoth Feuer angefacht; ein Grübchen in der Erde, darüber ein Krummholz für den Keſſel, und die Küche iſt fertig. Eine Handvoll von dem kalten geröſteten Fleiſch in den Keſſel, darüber Waſſer, und nach einer halben Stunde iſt eine warme Suppe mit Gulyaſchfleiſch (Hirtenfleiſch) fix und fertig, bald gegeſſen, nun ein Paar Schluck Wein, die Pferde gefüttert und getränkt, dann wird zwiſchen die Räder ſich hingeſtreckt und, mit der Bunda *) zugedeckt, geſchlafen. — "

*) Die Bunda iſt in Form eines engen Mantels ohne Kragen gemacht, und beſteht aus den Fellen der langwolligen ungariſchen Schafe, mit welchen eine oberflächliche Säuberungsprocedur vorgenommen wird, die aber keineswegs hinreicht, das Zurückbleiben eines Geruchs von nicht ſehr aromatiſcher Art zu verhindern. Die Wolle wird völlig in ihrem natürlichen Zuſtande gelaſſen. Die glatte Seite iſt oft ſehr buntſcheckig ausgeziert, die Nähte ſind mit verſchiedenfarbigen Schnürchen geſäumt, an den Seiten und Rändern ſieht man Blumenbouquets in Seide gearbeitet, und ein ſchwarzes Lammfell ſchmückt den obern Theil des Rückens in Form einer Kapuze. Die Bunda iſt ihrem Eigenthümer Haus, Bett, kurz Alles! Sehr ſelten, weder in den heißeſten Tagen des Sommers, noch in den kälteſten des Winters, verläßt er ſeinen wolligen Freund. Er bedarf keines Wechſels der Kleidung; eine Um-

„Wie aber, wenn während Ihr Euer Schläfchen macht, ein des Weges vorbeiziehender Schelm die Pferde in Bewegung ſetzen und ſie ſammt dem Wagen ſtehlen wollte?"

„Dann — entgegnete der Gefragte — ſind nur zwei Fälle möglich, entweder das Geraſſel des Wagens weckt mich, und ich gerbe dem Diebe das Fell; oder wenn ich es nicht merke, ſo gehen die Räder mir über den Leib, denn ich lege mich in die Breite unter den Wagen, und ich erſpare mir dann das Herzleid, den Verluſt meiner ganzen Habe zu überleben. Aber, Euer Gnaden, könnt' ich nicht eben ſo gut fragen, wie haben Sie den Muth, unbewaffnet dieſe einſamen Gegenden zu durchſtreifen?"

„Weil ich keine Habſeligkeiten mit mir führe. Meine ganze Garderobe trage ich auf dem Leibe, in meinem Reiſebündel befinden ſich, außer etwas Leibwäſche, nur getrocknete ſeltene Pflanzen, deren es ſo viele in euerm Lande giebt, und ſie zu ſammeln war die Veranlaſſung zu meiner Reiſe."

„Na, das nenne ich eine wunderliche Liebhaberei! Da haben's freilich Recht, die ſtiehlt hier Niemand. Selbſt Silber und Gold läßt man hier unberührt, kann man es doch bei uns nicht verwerthen; aber Viehdiebſtahl halten ſie hier zu Lande nicht für ſchimpflich. Schauen's den Hammel, welchen ſich Euer Gnaden jetzt ſchmecken laſſen, habe ich, als ich vorige Woche einen Paſſagier hier vorbeifuhr, ebenfalls erſt ſchaffen müſſen, denn entgegengelaufen wäre

---

wendung ſeiner Wunda macht ihn fühllos gegen jedes Extrem der Witterung. Beläſtigt ihn die Sonne, ſo wendet er die Wolle nach außen, und weiß ſchon aus Erfahrung, wie gut ihn dies vor der Hitze ſchützt. Im Winter wendet er die Wunda zum zweiten Male um, aber jetzt mit der Wolle nach Innen, und verläßt ſich nunmehr auf die nicht Wärme leitende Kraft ſeines zottigen Gewands.

er mir nicht. Für einen Gast rauben ist bei uns keine Schande, und auf der Pußta giebt es keine Wirthshäuser, da muß der Fuhrmann, der hier besser zu Hause ist, als der, den er fährt, seinen Wirth machen. Da will sich freilich unser Eins auch nicht spotten lassen."

„Ist Viehdiebstahl weniger sündhaft, als jeder andere Raub?" fragte verwundert der Reisende.

„Das verstehen die Herren aus der Stadt nicht," strafte der Bauer seinen Zuhörer, „Räuberei gehört mit zu den Pflichten des Hirten, und je nach der Geschicklichkeit, Andere abzuhalten, ihn zu berauben, oder, wenn er beraubt worden ist, als Vergeltung sie wieder zu berauben, wird er von seinem Herrn geschätzt und von seinen Kameraden geachtet. Er verläßt den Meierhof mit einer gewissen Anzahl Schafe; diese muß er wieder zurückbringen, oder er hat Strafe zu erwarten; wenn also welche davon gestohlen worden, so ist Wiedervergeltung sein einziges Hülfsmittel; und wird diese an dem Unrechten ausgeübt, so vergessen Sie nicht, daß auch die Justiz blind ist. Da der Hirt für seinen Herrn raubt, so ist es zu entschuldigen, daß er dies auch zuweilen für sich selbst thut. Alle berühmt gewordenen Räuber waren Hirtensöhne, auch Schobri Georg, der das ganze Ungarland mit seinem Ruhm erfüllte."

Diese Gründe waren so stichhaltig, daß der Reisende nichts dagegen einzuwenden wußte; der Fuhrmann aber, da er einmal im Zuge war, und mehre Schlucke Weines aus seiner Holzflasche, die er Kulacz nannte, seine Zunge gelöst hatten, glaubte nun den ungarischen Räubern eine Lobrede halten zu müssen. Er pries die von seinem Volke gefeierten Namen Aegyal Baudi, Zöld Marczi und Becskereki. Nach diesen Mustern hatte sich der in den letzten Jahren so berühmt gewordene Schobri

gebildet. Pfaffen und Edelleute beraubte er, nur um den Armen zu geben, gegen hübsche Frauen bewies er sich galant. Auch hat er selbst Niemanden um's Leben gebracht, dies Geschäft mußten seine Leute besorgen. Freilich, wenn man ihn selbst angriff — setzte der Erzähler naiv hinzu — dann theilte er den Tod mit eigenen Händen aus. Einmal meinten seine Häscher ihn in einem Dorfe schon ganz sicher zu haben. Er warf aber sein Köpenyeg ab, entkleidete sich und ging zum Orte hinaus. Als sie in das Haus kamen, wo sie glaubten, daß er wäre, und als sie fragten: „Nun, wo ist Schobri?" da schoß er draußen seine Pistolen ab, grüßte sie am Rande des Waldes und verschwand. Ein ander Mal hatten sie ihn wirklich schon, aber die Frau des Burggrafen (Gefangnenwärters), dem er übergeben war, verliebte sich in ihn und ließ ihn frei. Endlich boten sie viele Haiduken*), Bauern und Soldaten gegen ihn auf und lieferten ihm eine Schlacht. Da sollen sie ihn nun getödtet haben, wie Einige behaupten, und die greisen Eltern, welche man kommen ließ, sollen die Leiche ihres Sohnes selber anerkannt haben. Aber ich glaube es nicht. Er hat sich ja nie erwischen lassen. Also wie werden sie ihn denn diesmal gekriegt haben? Ich glaube, er hat sich bloß jetzt in Ruhe gesetzt, weil er sieht, daß nichts zu machen ist."

*) Der Haiduk ist ein Ortsbeamter in zierlicher Husarenuniform. Bei vollem Anzuge hat er einen Säbel an der Seite und eine Feder auf dem Tschako. Sein gewöhnliches Amtszeichen ist jedoch ein Haselstock, dessen Gewicht die unter seinem Einfluß stehenden Bauern kennen. Ursprünglich waren die Haiduken eine Truppengattung, und ihr Name stammt vom ungarischen hajdu, unverheirathet. Sie waren also junge Leute, die sich bald von Diesem, bald von Jenem anwerben ließen. Sie waren gute Infanteristen, daher anfangs auch als Gerichtsboten verwendet, was sie noch jetzt sind, obschon gegenwärtig meistens beritten. Vielleicht stammen daher auch die Haiduken (Läufer) unserer Vornehmen?

„Ja, nobel denkt man hier zu Lande," meinte der Pflanzensammler, „denn man nimmt Andern sein Eigenthum, wenn man selber nichts besitzt, nur um einen Fremden zu bewirthen."

Der Kutscher that, als ob er die so deutliche Anspielung nicht verstände, und fuhr in seinen Schilderungen weiter fort: „Zuweilen erhält der Besitzer eines Edelhofs von unbekannter Hand ein Schreiben, welches ihm kund thut, daß an dem und dem Abend er von so und soviel Personen einen Besuch bekommen werde. Der Empfänger des Briefes richtet sich darnach ein, bewirthet seine unbekannten Gäste, die sich zur unbestimmten Zeit pünktlich einfinden, auf die glänzendste Weise. Am frühen Morgen erst entfernen sie sich, und ihr Führer stellt anstatt der Bezahlung dem Wirth ein Document aus, das dieser nur vorzeigen solle, wenn sich eines Nachts wieder Besuch von einer andern ebenso fremden Gesellschaft auf seinem Landsitze melden dürfte. Diese wird dann gewiß vorüberziehen, ohne auch nur einer Henne im Hofe zu Leibe zu gehen. Nicht wahr, ihr Städter, hättet an der Stelle jenes Edelmanns Polizei requirirt und das Schloß in der bezeichneten Nacht, wo sich die ungebetenen Gäste an dem wohlbesetzten Tische ihres unwillkürlichen Wirthes sicher wähnten, umzingeln lassen? Was würden Sie aber dann gesagt haben, erlauben Sie mir die Frage, wenn Sie acht Tage nach einer solchen Affaire zum Fenster hinausgeblickt hätten, und in einer Entfernung von einer bis zwei Stunden acht bis zehn Ihrer Heutriften, jede mit circa fünf tausend Centnern und darüber, in Brand gesehen hätten? Und diese brennenden Triften wären erst nur ein Zeichen, daß Sie auch Ihrer übrigen Habe, ja Ihres Lebens keinen Tag mehr sicher wären. Nochmals gesagt, mit derlei Leuten muß man sich in Güte vertragen."

Der Liebesbrunnen.

Als die Morgenröthe die Ränder des Horizonts mit ihren Rosenfingern vergoldete, weckte das Peitschengeknalle des Kutschers seinen Gast aus des Schlafes weichen Armen. Ein Schluck Weines aus der freundlich dargebotenen Holzflasche bildete den ungewohnten Morgentrunk des verwöhnten Großstädters. Rasch wurde hierauf die Pritschka bestiegen, und in sausender Windeseile tos'ten die kleinen Rößlein die unübersehbare Fläche dahin.

Wie die Sonne emporstieg, wurde es warm, die Luft wogte über den heißen Boden hin und her, alle Geschöpfe suchten Ruhe und Kühle, nur ein Hirte stand unbeweglich, abseits von seiner Schafheerde, in seinem breiten Hut und in seinen langen Pelz gehüllt, dessen zottiges Fell auswärts gekehrt die warme Jahreszeit anzeigte. So stand er da, wie eine den Winter vorstellende Bildsäule mitten im heißen Leben des befruchtenden Sommers.

„In welcher Gespannschaft befinden wir uns?" fragte der Reisende seinen Automaten, um nur das mehrstündige Schweigen durch eine, wenn auch noch so gleichgültige Frage zu unterbrechen.

„In der Torontaler" lautete der Bescheid, „wo es auch viele deutsche Ansiedler giebt, diese lassen sich wohl unser ungarisches Brod schmecken" setzte der rauhe Sohn Magyariens hinzu, „aber an die gesetzlichen Verordnungen des Landes, das sie gastlich aufnahm, kehren sie sich nicht im geringsten. Sie scheeren sich den Bart, trotz des Verbots, wie sie ihn immer geschoren haben, und ohne, daß sie deßhalb bestraft würden. Bei uns herrscht leider immer die gleiche Nachlässigkeit in Ausführung der Gesetze."

In diesem Augenblick erhielt der Wagen einen Stoß, daß er beinahe umgefallen wäre, wobei dem

Reiſenden der Ausruf entfuhr: „Möchte doch die Oberlippe glatt ſein oder nicht, wenn ſich nur die Geſetze um einen fahrbaren Weg gekümmert hätten.“

„Ungarland freies Land!“ berichtigte der Fuhrmann mit ſtolzem Selbſtgefühl. „Uns Adelige, die wir ſteuerfrei ſind, kann die Regierung nicht zwingen, Straßen und Wege zu bauen, und der ſteuerpflichtige Bürger und Landmann wird ſich beſinnen, bevor er ſich neue Laſten auferlegt, welche doch nur der Bequemlichkeit des Fremden Vorſchub leiſten würden. Wem unſere Einrichtungen nicht gefallen, der bleibe daheim; wir Magyaren befinden uns bei unſern Einrichtungen und Freiheiten, welche durch die vom König beſchworene Conſtitution geſchützt ſind, ganz wohl, und wollen uns vor allen Neuerungen behütet wiſſen.“

Der Reiſende erfuhr aus dieſen Worten zweierlei, erſtlich, daß ſein Kutſcher zu dem Adel des Landes gezählt ſein wollte, demnach auch ſtimmberechtigt auf dem Reichstag war; außerdem aber, daß er hinſichtlich ſeiner Freiheitsbegriffe mit den Magnaten auf gleicher Stufe ſtehe.

Der Fuhrmann aber fuhr fort: „Leider hat das häufige Reiſen in's Ausland auch unſere Landeskinder ſchon mit fremden Ideen angeſteckt. Da hat denn Graf Szechenyi Iſtwan, der lange in England geweſen, vom Reichstag eine Acte zur Erbauung einer Kettenbrücke bei Peſth und dazu das Recht erlangt, von Jedem, der darüber ginge, er ſei adelig oder nicht, ſich bezahlen zu laſſen. Der Judex Curiae vergoß Thränen darüber, und erklärte, er wolle nie über dieſe unheilvolle Brücke gehen, von deren Errichtung er den Fall des ungariſchen Adels datiren würde.

Herr Wallner, wie wir unſern Reiſenden nennen wollen, entgegnete: „In Peſth aber denkt man ganz anders von der Sache. Dort freute man ſich auf

die Ausführung dieſes Baues; man klagte mir, daß gegenwärtig im Winter die Communication mit der Schweſterſtadt Ofen nur durch Kähne oder über das Eis Statt findet, weil die Schiffbrücke weggenommen iſt, und daß bei Froſt und Thau, insbeſondere aber bei Nebeln und Stürmen, dieſer Uebergang oft mit großer Gefahr verknüpft ſei."

„Ich will die Nützlichkeit dieſer Kettenbrücke nicht in Abrede ſtellen," wendete der adelige Kutſcher ein; „aber ſeitdem hier die geſetzliche Beſteuerung des Adels in Form eines Brückenzolls von den beiden Kammern angenommen ward, laſſen ſich die unſere Vorrechte beeinträchtigenden Folgen dieſes Ausnahmsgeſetzes gar nicht mehr berechnen."

„Mit welchem Rechte" — fragte Wallner verwundert — „kann ein Theil der Bevölkerung die andern Stände zwingen, Gebäude zu errichten, damit der Adel ſich darin verſammle, Brücken, um darüber zu gehen, Straßen, um darauf zu reiſen, und zur ſchnellen Weiterbeförderung eines ſolchen Bevorzugten unvergütet Pferde zu ſtellen, und neben der Grundſteuer für den König noch dem Edelmann beſonders zu frohnen? —"

„Mit welchem Rechte? Wunderliche Frage! Haben doch unſere Väter vor undenklicher Zeit das Land mit der Schärfe ihres Schwertes ſich erworben; und was uns Gott ſelbſt gegeben, ſoll kein Menſch uns rauben!"

„Aber wenn die Magyaren ſich das Land erſt erobern mußten, ſo iſt ja damit zugeſtanden, daß dieſe Tapfern ſchon andere Herren des Bodens vorgefunden, die aus dem rechtmäßigen Beſitze deſſelben, den ſie mit ihrem Schweiße urbar gemacht, verdrängt werden mußten."

„Das ſind die Slowaken, die haben wir uns zinsbar gemacht, ſie ſind darum die Steuerpflichtigen."

„Das Faustrecht ist schwerlich dasjenige, welches auch von Gott und der Vernunft anerkannt wird."

„Hat doch der Herr, wie wir in der Schrift lesen, auch die Völkerschaften Palästina's den Israeliten in die Hand gegeben, damit diese das Reich erben sollten."

„Aber als Israel übermüthig wurde, vertrieb es der Herr wieder, zerstreute es unter die Völker, und der Türke ist jetzt Herr des Bodens, auf welchem der Erlöser wandelte. Und man kann nicht wissen, ob der Deutsche, welcher schon jetzt die Krone des heiligen Stephan trägt, wenn der Regierung in Wien durch Eure Magnaten noch mehre Veranlassung zur Unzufriedenheit geboten wird, über kurz oder lang Ungarn in eine österreichische Provinz verwandeln wird."

„Da sind Euer Gnaden im Irrthum, wenn Sie glauben, daß die Magnaten der Regierung opponiren. Diese werden durch Hofämter, Gesandtschaftsposten und hohe Staatswürden dem Interesse des Hofes zugewendet. Und darum ist der Bauernadel, wie man uns spottweise nennt, das Bollwerk der ungarischen Freiheit. Wir erhalten die Verfassung aufrecht durch energische Protestationen gegen die Uebergriffe der Regierung. Ich mag es nicht läugnen, daß wir in vieler Hinsicht, nämlich was Kleidung und gute Lebensart anbetrifft, um kein Haar besser sind, als die gemeinen ungarischen Bauern, daß die Meisten in Bezug auf ihren Stolz, ihre Rohheit, ihre Anmaßung und Unverbesserlichkeit sogar noch schlechter sind, als sie; aber so uncultivirt wir auch sind, bei Wahlen sogar bestechlich*); aber

*) Wenn die Wahlen zu den Vicegespan- und Stuhlrichterstellen oder zu den Deputirtenposten bevorstehen, wer-

in wesentlichen Dingen, da, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt, da sind wir unbestechlicher, als die Magnaten."

---

den die Vornehmen gegen die Geringern herablassend. Je näher der Wahltag kommt, desto liebenswürdiger werden Jene. Die alten Beamten werden in ihren Verfügungen gegen den niedern Adel zusehends milder, nachsichtiger und behutsamer. Die neuen Candidaten, welche sich ihrem bereits erlangten Ansehen und Einflusse gemäß einigermaßen mit der Hoffnung schmeicheln können, daß sie gewählt werden, wenden alles Mögliche an, die Gemüther der adligen Herrn Dorfbewohner zu gewinnen, die sie Vettern und Brüder nennen. Sie fahren auf den Dörfern herum, kehren bei den vornehmsten Stimmführern ein und bitten sie um ihre Stimme. Weil diese Leute sehr geneigt sind, sich einmal auf Kosten Anderer güflich zu thun, so versprechen sie ihnen, daß es an Nichts fehlen soll, wenn sie zur Congregation in die Stadt kommen, daß Wein fließen und Braten dampfen soll, soviel das Herz wünschen kann. Sie mieten viele Wagen und lassen sie auf ihre eigenen Kosten in die Stadt fahren. Auch hier miethen sie ganze Schenken oder Häuser, in welche sie ihre Leute einquartieren, und wo sie für ihre Verpflegung sorgen. Am Abend vor dem Tage der Wahlen fahren die verschiedenen Candidaten wohl noch einmal in den Schenken der Stadt herum und sehen nach, ob auch Alles in Ordnung ist, ob die, welche ihnen ihre Stimme versprochen, wirklich gekommen, und ob sie zufrieden sind. Gewöhnlich haben die, den verschiedenen Candidaten ergebenen Parteien auch verschiedene Farben und Abzeichen an sich, z. B weiße oder blaue Federn an dem Hute. Die Candidaten halten dann auch Anreden in diesen Schenken an sie, bei denen sie zuweilen, um besser gehört zu werden, auf den Tisch treten, und die sie gewöhnlich mit der Ermahnung schließen: „Nun, Freunde, Ihr sollt leben! Ein rechter Mann bleibt seiner Farbe treu. Morgen sehen wir uns wieder!"

Am andern Tage überbieten sich die verschiedenen Parteien im frühen Aufstehen. Denn es ist zunächst vor allen Dingen wichtig, welche von ihnen zuerst das Comitatshaus besitzen, die mit weißen, die mit blauen oder die mit rothen Federn. Zuweilen, wenn sie zuvor nicht zu viel getrunken haben, kommen sie schon des Nachts um zwei Uhr an und füllen den Saal. Sie können freilich den Andern den Eingang nicht weigern, so lange noch Platz ist. Aber manche

Unter dieſen Geſprächen waren die Reiſenden in Nagy Szent Miklos*) angekommen, welcher Ort zu den anſehnlichern des Comitats gehört. Vor einem Gaſthof wurde angehalten. Während man das beſtellte Gabelfrühſtück zurichtete, nahm Wallner das ſeltſam gebaute Haus in Augenſchein. Im obern Theil' vernahm er Geräuſch und ein Krachen. Er ſtieg hinauf, um nachzuſehen, was es da gebe. Siehe da! eine magyariſche Thalia hatte hier ihren Tempel aufgeſchlagen. Couliſſen, Vorhänge, bunte Fetzen, Blechpanzer, ſtinkendes Oel, Alles durcheinander. Mitten im Raume ſpeiſ'ten einige Prieſter dieſer Muſe auf einem Baum, nicht gerade wie die Sperlinge, denn der Baum war nur auf ein Bret gemalt, das als Tiſch diente. In dem Seitenzimmer ſaß eine ſchwarz gebrannte, muntere Frau mit Flicken beſchäftigt, welche den Eintretenden eifrig aufforderte, er möge doch ja nicht verſäumen, am Abende der magyariſchen Oper beizuwohnen.

Als Wallner ſeine Verwunderung bezeigte, daß

Comitatsſäle ſind im Verhältniß zu der Maſſe vom Adel, die im Comitate vorhanden iſt, ſo eng, daß ſchon oft eine Partei, die frühzeitig bei der Hand war, ihn ganz erfüllte, und ſo die Gegenpartei dann gar nicht einmal hineingelangte, folglich auch nicht zum Stimmen kommen konnte. Sowie ſich die verſchiedenen Candidaten ihrer bereits gewonnenen Partei zu vergewiſſern ſtreben, ſo ſuchen ſie auch zuweilen ſich ihre Anhänger unter einander abſpenſtig zu machen, durch Beſtechung, durch Ueberredung, durch Ueberbietung der Verſprechungen des Gegners. Wer da der thätigſte, ſplendideſte und großmüthigſte iſt, der ſiegt. Die Beamtenſtellen werden auf dieſe Weiſe oft ſehr koſtſpielig, manchem Vicegeſpan koſtete ſeine Stelle 20 bis 30,000 Gulden und darüber, und er war noch froh, als er ſie bekam, obſchon er das Geld dazu erſt leihen mußte, denn das Amt bringt auf directen und indirecten Wegen wieder viel ein und giebt Einfluß im Staat, auch Anwartſchaft auf weitere Beförderung.

*) Groß St. Nikolas.

es auch magyarische Tondichter gebe, setzte die Frau stolz hinzu: Auch das Sujet sei der vaterländischen Geschichte entlehnt, und der Titel des Drama's sei: „Der Liebesbrunnen." Dadurch hoffte sie die Schaulust des Fremden zu reizen; als sie aber immer noch keinen Wunsch, die ungarische Muse näher kennen zu lernen, zu hören bekam, versuchte sie das letzte Reizmittel anzuwenden, indem sie sich erbot, das Programm der Oper mündlich ihm zum Besten zu geben. Sie bot Wallnern einen Sitz neben sich, und, während sie das Ausbessern ihrer Garderobe fortsetzte, begann sie folgende Geschichte:

„Unter der Regierung des Matthias Corvin befand sich die Stadt Trentschin im Besitz des Stephan Zapolya, eines mächtigen Häuptlings, der die Pracht seines hohen Herrn sehr vermehrte. Allein gleich vielen andern, auf Felsgipfeln liegenden Burgen zahlte Trentschin theuer für die Vortheile seiner Lage, indem es mit keinem andern Wasser versorgt war, als was einige Cisternen lieferten, was, um eine langwierige Belagerung auszuhalten, unzulänglich war; auf solche Ereignisse mußte man aber in jenen kriegerischen Zeiten stets vorbereitet sein. Für Zapolya war also dieser Mangel an seinem Lieblingsschlosse die Ursache großen Mißbehagens. Auch war Niemand im Stande gewesen, ein wirksames Mittel dagegen vorzuschlagen."

„Als er eines Tages, da er seine neuen Werke fast vollendet sah, hierüber nachsann, ward er durch die Ankündigung unterbrochen, daß ein türkischer Handelsmann angekommen sei, der mit ihm über das Lösegeld einiger Gefangenen zu unterhandeln wünsche, die er im letzten Kriege gemacht und mit nach Hause in die Sclaverei geführt hatte. Als Soldat empfänglich für alle Höflichkeiten des Krieges drückte Zapolya sogleich seine Bereitwilligkeit aus,

für alle die, welche er in ſeinen Händen hätte, Löſegeld anzunehmen. „Was diejenigen betrifft, die ich meinen Anhängern gegeben habe", ſagte er, „ſo ſind dieſe nicht mehr in meiner Gewalt, eben ſo wenig das junge Mädchen, das meine Gemahlin zu ihrer Zofe erwählt hat. Um die Erſtern müßt ihr mit ihren jetzigen Herren unterhandeln; und die Letztere iſt bei ihrer Gebieterin ein ſolcher Liebling geworden, daß ich überzeugt bin, ſie ſei durch keine Summe zu löſen." „Könnte ich denn aber dieſes Mädchen nicht ſehen?" fragte ängſtlich der junge Türke. Es wurde nach der Dirne geſchickt. „Omar!" „Fatime!" riefen Beide in demſelben Augenblicke und ſtürzten ſich einander in die Arme."

„Fatime war die Tochter eines Paſcha und die Verlobte Omar's, der ſie in der Nacht verlor, in welcher Zapolya das türkiſche Lager angegriffen hatte; ihr Liebhaber, als Kaufmann verkleidet, hatte dieſe Reiſe unternommen, um ſie aufzuſuchen."

„Aufgebracht über die Anmaßung des Türken, befahl Zapolya Fatimen, ſogleich in die Zimmer der Gräfin zurückzugehen, und gleich taub gegen die Bitten und hohen Anerbietungen des Liebhabers, weigerte er ſich beſtimmt, ſeine Gemahlin einer Dienerin zu berauben, die ihr gefiel. Vergebens flehte Omar, vergebens warf er ſich leidenſchaftlich zu den Füßen Zapolya's und bat ihn um ſeine Geliebte. Endlich wüthend gemacht durch ſeine Beharrlichkeit, ſchwur der hochmüthige Graf, eher werde er Waſſer dem harten Felſen entlocken können, auf welchem ſie ſtünden, als Willfahrung von ihm erlangen. „Verſucht es", ſagte er mit Verachtung, „und wenn der Felſen auf Eure Gebete Waſſer von ſich giebt, ſo erhaltet Ihr Fatimen, aber nicht eher." „Auf Eure Ehre, Ihr gebt mir Fatime, wenn ich Waſſer aus dieſem Felſen erhalte?" rief Omar auf-

ſpringend aus. „Wenn Ihr Das thut," ſagte der Ritter, erſtaunt, daß ihn der Türke buchſtäblich verſtanden hatte, „ſo verpfände ich mein ritterliches Wort, Eure Geliebte ohne Löſegeld frei zu laſſen."

„Was iſt der Liebe unmöglich? Omar, unterſtützt von den gefangenen Türken, ging an die Arbeit, und lange mühten ſie ſich ab an dem unnachgiebigen Steine. Drei peinliche Jahre waren verfloſſen, und ſie ſahen ſich, wie es ſchien, noch ſo fern von allem Erfolg, wie bei'm Anfange, als faſt erſchöpft von Anſtrengung und Verzweiflung, das freudige Geſchrei: „Waſſer, Waſſer!" ihre Ohren traf. Die Quelle war gefunden — Fatime frei."

Der unechte Zigeuner.

Als die dramatiſche Künſtlerin ihre Erzählung beendet hatte, glaubte Wallner ihrem Geſchmack — denn ſie war zugleich Directrice der Geſellſchaft — einiges Lob ſpenden zu müſſen, weil die gute Auswahl des Repertoirs nicht das geringſte Verdienſt ſei; und als er ſich auch über das echt dramatiſche Element dieſes Süjets anerkennend ausſprach, konnte ſie nicht länger verſchweigen, daß ihr „Vater ſeliger" der Verfaſſer des Textes ſei, und daß er eigends für ſeine Tochter die Rolle der Fatime geſchrieben hatte. Ueberſtrömend von dem Lobe deſſelben, glaubte ſie auch auf ſein Verdienſt um die Decorationsmalerei aufmerkſam machen zu müſſen, „denn" ſetzte ſie hinzu, „er war Alles in Allem. Sehen Sie dort das Kunſtſtück aus Pappe mit der verborgenen Klappe, es iſt jener Fels, welcher ſich von dem Flehen der Liebenden erweichen läßt; und der Zuſchauer kann es, wenn er nicht, wie Sie, im Voraus unterrichtet iſt, unmöglich be-

merken, daß in der Schlußſcene ein hinter dem Felſen ſtehender Mann die kleine Schnauze eines gefüllten Waſſerkruges an die papierne Klappe bringt, wodurch der Quell augenblicklich, zur Freude der Zuſchauer, ſich ergießt. Zwar leidet die Malerei durch das Näſſen des pappenen Apparats, aber die Mühe des Ueberziehens mit friſchem Farbenpapier wird durch die Ausſicht auf eine Wiederholung dieſes Zugſtückes reichlich belohnt, und ich mag es nicht verhehlen ſchloß die Dame, indem ſie ihren türkiſchen Anzug, Behufs der weitern Ausbeſſerung, wieder zur Hand nahm daß ſelbſt in kleinern Ortſchaften wir oft daſſelbe Stück bei gedrängt vollem Saale wiederholen mußten."

Jetzt hörte man ſchwere Tritte die Treppe herauf. Es war der Wirth, welcher meldete, daß das Eſſen angerichtet ſey, und nicht auskühlen dürfte. Das Mahl, welches auf dem Tiſche im Fremdenzimmer unſerm Reiſenden entgegendampfte, war Gulyaſchfleiſch, ein ungariſches Nationalgericht, aus in rothem Pfeffer gekochten Rindfleiſchſtückchen bereitet. Daneben ſtand ein Salzfäßchen, mit rothem Pfeffer gefüllt.

In der anſtoßenden Schenkſtube ließ ſich Zigeunermuſik hören. Als Wallner ſeine Eßluſt befriedigt hatte, trat er in's Wirthszimmer hinein und bemerkte einen Haufen hagerer, zerlumpter Zigeuner, von denen einer ſich durch ſeinen Knochenbau und ſeine Größe, ſo wie durch einen breiten, grünen Hut und eine rothe Naſe auszeichnete. Da dieſe Geſellſchaft nicht unſerm Reiſenden zu behagen ſchien, ſo nahm er wieder ſeinen frühern Platz ein, wo er abwarten wollte, bis die Pferde abgefüttert wären. Nach einigen Minuten trat der grüne Zigeuner hinter ſeinen Stuhl und redete ihn folgendermaßen an:

„Gnädiger Herr! Sie sind wohl nicht aus Ungarn, wie ich bemerke, denn Sie sprechen nicht den österreichisch-deutschen Dialect. Sind Sie vielleicht aus Deutschböhmen?"

Verwundert blickte ihn Wallner an und sagte: „Wie, zum Teufel, Landsmann, seid Ihr denn zu den Zigeunern gekommen?"

„Mein Herr, ich war ein Schulmeistergehülfe, aber die Schule hat mich angewidert."

„Und der Ungarwein angelockt, nicht wahr?"

„Allerdings! ich bin nach Ungarn gezogen und bedaure es bis diesen Tag nicht. Die Zigeuner sind ein ganz wundersames Volk, das keine Note kennt; aber den Geigenbogen wissen sie zu führen; ich bin Capellmeister, und muß versichern, daß es ihnen an Tact und reinem Strich keiner gleichthut."

„Ich weiß, was ich weiß," sagte Wallner, „aber was übt Ihr denn da ein? Das ist keine Zigeunermelodie."

„Ich bitte unterthänigst, das ist eine schwere Sache, wir sind heute Morgen hier angekommen, und heute Abend müssen wir eine ungarische Oper spielen. Die Ouvertüre geht schon wie geschmiert; ist Ihnen nicht gefällig, sie anzuhören?"

„Nein, Nein! trinkt da den Wein aus, und fahrt dann fort in Eurer Einübung."

„O dazu ist es noch lange Zeit!" sprach der unechte Zigeuner, indem er die Weinflasche bis auf die Neige leerte, „wir haben die schwersten Stücke schon weg. Zum Beispiel dort bei dem Hern Baron — zum Teufel, wie heißt er denn — in dem — ei potz Wetter, ich kann mich des Orts nicht erinnen, es ist acht Meilen von hier, von dort kommen wir gerade her, und in drei Wochen gehen wir wieder hin, denn der Herr Baron erwartet Gäste, wir müssen sie munter machen. Da giebt

es Geld und zu eſſen und zu trinken genug. Es geht nichts über die ungariſchen Herren; — die böhmiſchen — da heißt es wohl wie in der heiligen Schrift: ein Prophet gilt nichts im Vaterlande! — Iſt Ihnen nicht eine Priſe gefällig? Es iſt ungariſcher Tabak und gut, nur etwas gar zu ſcharf; meine Naſe ſieht davon bereits roth aus, als ob ich ein Säufer wäre, es iſt aber nur der ſtarke Tabak."

Er hätte noch lange ſo fort geſchwatzt, aber der Herr Landsmann Zigeuner, ein echter Bohémien, mußte wieder fort zum Einſtudiren der Muſik.

„Euer Gnaden! es iſt angeſpannt!" rief der adelige Fuhrmann, in demüthiger Haltung auf der Schwelle des Gaſtzimmers ſtehen bleibend, und den runden Filz in der Hand, wodurch das nun entblößte ſchwarze, lange, vom Schweinfett glänzende Haar ſich bemerkbarer machte.

Segen und Fluch.

Wieder flog das Viergeſpann über die weite Ebene hin, die ſich gegen Abend in eine allmählig von Bergen verdrängte Gegend verwandelte. Die Gipfel erglänzten im hellſten Schimmer der untergehenden Sonne. Schon war dieſe hinter den Horizont hinabgeſunken, als der Wagen aus einem kleinen Dickicht hervorkam auf einer Wieſe, welche dieſe Nacht den Reiſenden als Gaſthof dienen ſollte. Freundlich wurde Wallner von den Hirten aufgenommen, welche dieſen hohen Pallaſt bewohnten, deſſen Teppich der Raſen, deſſen Tapeten Bäume und Buſchwerk, und deſſen Plafond der dunkelblaue

Himmel war, an dem die goldenen Sterne erglänzten. Der Abend war ziemlich kühl, und die Hirten zündeten deshalb sogleich ein Feuer an. Als man sich um dasselbe herumgesetzt hatte, war die gemischte Gesellschaft alsbald von einer Heerde silbergrauer Stiere umgeben, deren mächtige Hörner und scharfe Hufe Wallner anfänglich nicht ohne Besorgniß betrachtete. Bald aber merkte er, daß sie nichts anders wollten als auch Theil nehmen an dem wohlthätigen Feuer, daher ihnen gern ein Platz eingeräumt wurde. Die Hirten legten Kartoffeln in die Flammen, holten vortreffliches Wasser aus einer nahen Quelle und suchten sich die Zeit durch Gespräch zu kürzen, an welchem, da es in der Landessprache geführt wurde, Wallner keinen Antheil nehmen konnte.

Unterdeß waren auch zwei Fußreisende des Weges herangekommen, welche wegen des Packs, welcher ihren Rücken krümmte, auf Krämersleute schließen ließen. Der Eine schien ein Honake zu sein; der Anzug des Andern, eine mehr städtische Tracht, obgleich ärmlich, insbesondere aber der [illegible] Kinn getheilte verworrene Bart, ließen auf den [illegible]sten Anblick einen Juden erkennen, obschon das krause Haar und ein leidender Zug in dem blassen Gesichte des nicht bloß durch Nahrungssorge gebeugten Mannes auch den politischen Druck, unter welchem er seufze, zur Genüge verriethen. Auf ihren slowakischen Gruß von den Hirten in demselben Idiom erwidert, entschlossen sie sich, durch ihre Gegenwart die Gesellschaft zu vermehren, und ein Hirtenknabe reichte ihnen zum Willkommen frischgemolkene Schafsmilch. Bald streckten auch sie im hohen Grase ihre müden Glieder, ihre Waarenbündel zum weichen Pfühl umwandelnd. Sie hatten den weiten Weg von den

Karpathen hierher gemacht und waren dort wie durch ein Wunder in einer von der Straße abgelegenen Schenke dem Raubmord entgangen. Sie schilderten die Armuth jener Gegend als so drückend, daß auch die Hoffnung auf die geringste Baarschaft des Wanderers das Mordbeil des Wirthes in Bewegung setzt.

„Da lobe ich mir," begann einer aus der Mitte der Hirten, der aber bei näherer Betrachtung nicht ihrem Stande anzugehören schien, „unser schönes Ungarland, da hat die Erde ihre Gaben in solcher Fülle ausgetheilt, daß wir das Gastrecht nicht durch Mord zu entweihen nothwendig haben. Selbst unsere „armen Burschen", wie bei uns die Ochsen- und Pferdediebe auf den Pußten sich selbst zu nennen pflegen, ehren die Gastfreundschaft. Wallner zeigte sich verwundert, und dadurch glaubte sich der Sprecher indirect aufgefordert, sein den Räubern ausgestelltes Sittenzeugniß durch Mittheilung von Selbsterlebtem zu bekräftigen.

„Neulich" — fing er an — „sollte ich bei einem Schäfer aus der Verwandtschaft meiner Frau das jüngste Kind aus der Taufe heben. Es wurde da, wie Ihr mir gern glauben werdet, nach der heiligen Handlung der Flasche fleißig zugesprochen. Als es dunkelte, mußte ich mich von den frohen Leuten ordentlich wegstehlen, denn man würde mich nicht fort-, wenigstens nicht ohne Begleitung fortgelassen haben, zumal ich bei drei Stunden gut zu reiten hatte, wohl gemerkt, auf einer unabsehbaren Ebene, ohne Dorf, ohne Straße. Ich ließ mir durch einen Hirtenjungen das Pferd hinter den Schafstall führen, schlüpfte aus der dünstenden Stube hinaus, und — fort war ich. Mein Pferd wußte den Weg auch ohne mich, ich konnte daher meinen Gedanken nachhängen, ohne mich rechts oder links

umzuſehen. Zwei Stunden mochte ich ſo geritten ſein, als es mir endlich einfiel, meine Pfeife zu ſtopfen. Ich zog meinen Koſtök hervor, ſtopfte vielleicht zehn Minuten an der Pfeife — da höre ich plötzlich einen mächtigen Mannesruf in der nächtlichen Grabesſtille: „**Meg-ally a' ki Istened van!**“ *)

„Dies war die Herausforderung von ſechs durch den mir, zur Linken fallenden Moor, watenden „armen Burſchen“, deren Pferde ich jenſeits des Moores bei einer Hirten-Chereny**) angehalſtert erblickte. Das war ein Laut, der mir das Blut ſchneller hüpfen machte. Die Pfeife, noch nicht angebrannt, verſchwand eben ſo ſchnell in meinem am Sattelknopf hängenden Torniſter. Die Kerle, obwohl zu Fuß denn durch den Moor konnten ſie mit den Pferden des Verſinkens wegen nicht, und ſelbſt ſie mußten Schritt vor Schritt das Schilfrohr umbiegen, darauf treten und auf dieſe Art herüberkommen hatten mich beinahe in ihrer Gewalt, da ſie den mühevollen Weg ſchon zurückgelegt hatten. Ueberdies laufen ſie, wie Ihr wißt, vogelſchnell. Jeder hatte ſeinen ſcharfgeſchliffenen Hakenſtock emporgehoben in ſeiner rechten Hand, und ein Paar Piſtolen in ſeinem Gatyenriemen ***) ſtecken. Vor mir ein gegen drei Klaſter breites Sumpfwaſſer, das ein Pferd nur äußerſt mühſam durchwatet, weil der Fuß ſtets weit über den Huf in dem Lehmboden knetet. Mein ſchußſcheues Roß, das bis dahin ungemahnt zwei Stunden mit mir trottirte, aufgeſchreckt von dem mörderiſchen **Meg-ally!** und mei-

---

*) Halt, wenn du einen Gott haſt.

**) Eine von Weiden geflochtene Wand, womit ſich die Hirten gegen den Wind ſchützen.

***) Die Gatye iſt eine leinene Pantalonhoſe.

nem plötzlichen Imbügelstehen und indem ich zugleich meine einzige Waffe, den Hakenstock, aus dem Halfter zog, ergriff mit mir die Flucht. Das kluge Thier kannte bereits sehr gut den Grund des vor ihm liegenden Sumpfwassers. Unangetrieben übersetzte es die ganze Breite. Ich hatte mich zu halten, denn in längstens zehn Minuten legte es eine Stunde Weges zurück und stand, ohne angehalten zu werden, zitternd auf allen Vieren und schweißtriefend plötzlich in der Mitte unseres Hofes. Ich sprang ab, und da ich ziemlich erschöpft aussah, erkundigte sich der mich erwartende Göbölyös*) theilnehmend, was mir Außerordentliches begegnet sei? Ich erzählte ihm mein Begebniß. Er hörte mir zähneknirschend zu, und als ich endigte, schwang er sich auf mein Pferd, dessen Werth er genau kannte, denn er zog es auf, und ich kaufte es ihm ab. Ehe ich noch fragen konnte, was er zu thun gesonnen, sprengte er hinaus vom Hofe, und kehrte ungefähr nach einer Stunde im schnellen Ritt sammt den sechs Kerlen zurück."

„Es war bereits Mitternacht vorüber. Ich ging mit raschen Schritten in meiner Stube auf und nieder. Plötzlich erscholl das Gebell sämmtlicher Rüden, sicheres Zeichen der Ankunft von Fremden. Ich öffnete behutsam den Fensterladen und sah zu meinem Erstaunen sieben schwarze Gestalten von ihren Pferden springen. Unter Letztern erkannte ich jedoch bald mein eigenes Roß und dabei den genannten Göbölaös. Dies beruhigte mich einigermaßen, da ich auch wahrnahm, daß sich so ziemlich Alles auf dem Friedensfuße befand. Die zwei vor meiner Thüre Wache haltenden Knechte erkun-

*) Oberhirt der Rinderheerde.

digten sich, was es gäbe, und kamen dann mir zu melden, daß der höfliche Nachtbesuch meiner Wenigkeit gelte. Gleich darauf kam auch schon der Oberhirt Michaly, und ihm folgten freundlich schmunzelnd die sechs Männer, die mir auf der Haide begegnet waren; ihre breitkrempigen, mit einem Riemen unter dem Kinn befestigten Hüte abnehmend, mit einem derben aber gutgemeinten: **Meg-al'dja Isten!***) Und nun erklärten sie mir unter vielen ceremoniellen Versicherungen ihrer stets für mich gehegten Wohlgeneigtheit, daß der Strauß, dem ich durch die Schnelligkeit meines Rosses entflohen war, nicht mir, sondern dem Pächter der Pußta, von wannen ich kam, und eigentlich seinem Pferde, das dem meinigen gleich sah, und in der ganzen Gegend der berühmteste Renner war, gegolten habe; daß sie mich aber durchaus nicht kannten, daher, wenn ich stehen geblieben und sie erwartet hätte, sie mich ungekränkt würden haben weiter ziehen lassen. Ich war übrigens froh, daß ich der hohen Gunst dieser Leute versichert war, kredenzte ihnen einen Krug Branntwein, etwas Speck und Brod, worauf sie mich unter abermaliger Betheuerung ihrer vorzüglichen Hochachtung verließen."

„Ich wiederhole es," schloß der Unbekannte die Erzählung seines nächtlichen Abenteuers, „daß diese „armen Bursche" es nicht so böse mit den Reisenden meinen. Ihre Geschäftsthätigkeit besteht lediglich darin, daß sie nie einzeln, sondern immer mehre auf guten Rossen, gewöhnlich bei schlimmem Wetter und zur Nachtzeit, wenn sich die Hirten etwas zusammenziehen, zu dem im Freien stehenden Weidevieh in möglichster Stille heranreiten, sich in einem

---

*) Gott segne Sie!

Hui fünf bis ſechs der beſten Stücke herausſchnappen, und dieſe dann mit Windeseile davon treiben, um ſelbe auf einem entlegenen Jahrmarkte oder ſonſt unter der Hand an Kleinhändler zu verkaufen. Dies iſt ihr Handel, das Leute-Erſchlagen oder Berauben iſt unter ihrer Würde, daher man bei uns in den offenen Niederungen des Landes ganz ſicher reiſ't."

Eine gute Weile, bevor der Unbekannte ſeine Rede beendet hatte, war die nächtliche Gruppe durch eine Schaar zerriſſener, halbnackter Zigeuner verſtärkt worden. Ein Haufe von Krausköpfen drängte ſich um Wallner, welcher ihnen hier die fremdartigſte Erſcheinung zu ſein ſchien, um ihn zu begaffen, welche Aufmerkſamkeit, weil ſie auf ihn allein gerichtet war, ihm einige Beklemmung verurſachen mochte. Doch hütete er ſich, ſeine Empfindungen unter Leuten zu verrathen, für deren moraliſche Grundſätze ſich keine beſſere Bürgſchaft erwarten ließ, als für die der Neuangekommenen. In dieſem buntſcheckigen Gedränge jedes Alters und Geſchlechts machte ſich ein hübſches Mädchen am keckeſten bemerklich, augenſcheinlich wohl wiſſend, daß Niemand ſeinen Tribut der Schönheit verſagt. Schon ihre phantaſtiſche Kleidung war geeignet, die Aufmerkſamkeit des Deutſchen ihr zuzuwenden, denn über das wallachiſche Hemd trug ſie ein Schnürleibchen von ſcharlachrothem Tuche in Schwarz geſtickt. Ein buntfarbiges Band über ihrer Stirn war von einer netten Schleife geziert, und hinter jedem Ohre befand ſich ein Strauß von buntfarbigen Blumen. Ihr volles, ſchwarzes Haar, vorn geſcheitelt, fiel in dichten Locken über ihren Nacken, und hing in dem langgeflochtenen Zopfe den Rücken hinab. Die Blitze ſprühenden ſchwarzen Augen contraſtirten angenehm mit den ſchneeweißen Zähnen des lieblichen Korallenmundes. Begreiflich iſt es, daß eine ſolche

Erſcheinung die Aufmerkſamkeit, welche unſer Reiſender dem Sprecher im Anfang der Erzählung geſpendet hatte, ſehr zerſplittern mußte. So unterdrückten auch die Gefühle, welche in ſeiner Bruſt ſich jetzt kund gaben, die Empfindungen der Furcht, die im erſten Moment der Erſcheinung der „Ciganos" ihn beſchlichen hatten. Daß die Augen der braunen Schönen unverwandt auf ihn gerichtet waren, während ihre männlichen Verwandten ſich weniger um ihn bekümmerten, glaubte er für alle Zigeuner in dieſer Geſellſchaft günſtig deuten zu dürfen. Er wollte aber ſie ohne Ausnahme ſich vortheilhaft ſtimmen, darum nahm er, als der Unbekannte ſeine Erzählung beendet hatte, für dieſe unglückliche Menſchenclaſſe das Wort und ſprach:

„So wie nicht jeder ein Räuber iſt, deſſen äußere Erſcheinung Verdacht einflößt, ſo tragen auch die vielgeſchmähten Zigeuner gar oft zur Berichtigung des ihnen feindlichen Vorurtheils bei. Ich kenne einen Herrn, deſſen Pferd auf der Reiſe ein Eiſen verlor, und der, um nicht größern Unannehmlichkeiten ſich auszuſetzen, bei der nächſten Schmiede anhielt, und den Zigeunerſchmied aufforderte, ihm ſein Pferd zu beſchlagen. „Herr", ſagte der ehrliche Zigeuner, „ich bin darin nicht ſonderlich geſchickt und könnte Euerem ſchönen Pferde einen Schaden thun; fahrt lieber noch etwas weiter, und Ihr werdet bald einen geſchicktern Schmied finden."

Präcioſa, wie wir die junge Zigeunerin zur Erinnerung an die Dichtung des Cervantes nennen wollen, obſchon ihre reizende Geſtalt ſo mit Schmutz bedeckt war, daß es unmöglich ſchien, ohne Kamm und Seife zu ihr hinzuzutreten, Präcioſa näherte ſich dem Schutzredner ihres Stammes und drückte ihm, ohne erſt ſeine Erlaubniß abzuwarten, im Uebermaße ihres Dankgefühls die Hand, und aus ihren

Augen strahlte jetzt ein Feuer, das ihren schlecht gewählten Anzug leicht übersehen ließ. Ein ältlicher Mann trat jetzt aus diesem Kreise hervor, dessen große, faltige Stirne, sowie die schlaff herabhängende Falkennase und der struppige Schnauzbart, der an dem einen Mundwinkel herabhing, an dem andern aber aufwärts stand, die gelbe Gesichtsfarbe, die pechschwarzen Haare, die glühenden, dunkelbraunen Augen, das zerrissene Kleid und die unbedeckten Füße den Zigeunervater anzukündigen schienen. Er bat, daß ihm vergönnt sei, die Gesellschaft mit einer Geschichte unterhalten zu dürfen, in welcher einer seiner Vorfahren eine Rolle spielte, aus welcher man sich aber die Lehre entnehmen könnte, daß diejenigen, welche sich das Richteramt über das arme Zigeunervolk anmaßen, auf dieses, vom Vorurtheil begünstigt, nicht selten die eigene Schandthat hinwälzen.

„Es werden jetzt ungefähr dreihundert Jahre verflossen sein", begann er, „als in Erlau ein großer Kirchendiebstahl begangen wurde. Weil der Thäter nicht ermittelt werden konnte, so sollten ihn Zigeuner verübt haben, die sich seit Kurzem in der Umgegend aufhielten. Eines Nachts, als schon die ganze Stadt in Schlummer lag, waren die Fenster des Stadtrichters noch erhellt. „Janko", sagte er, zum Fenster hinaus gewandt, einen jungen Burschen anredend, „man hat Verdacht auf dich, wegen des entwendeten Silberzeugs." Janko, welcher den Dieb gut kannte, entgegnete keck: „Der Herr braucht nur zu sagen: ich hätte die Sachen für ihn geholt, und da läßt man mich schon los."

„Bei Leibe nicht!" rief der Alte, heftig aufspringend, denn der Bursche hatte durch diesen Scherz, aus welchem abzumerken war, daß er den eigentlichen Dieb und seinen Helfer wohl kennen mußte,

Jenen nicht wenig erschreckt, zumal der Zigeuner so laut diese Worte gesprochen hatte, daß, wenn auch auf seine Verschwiegenheit gerechnet werden konnte, doch die Möglichkeit nahe lag, daß Beide von einem Dritten behorcht worden wären.

Um sich den Jungen verbindlich zu machen, warf der Alte dem verschmitzt Lächelnden einen Geldbeutel hin, den dieser gierig einsteckte und fortging. Unter Wegrs überlegte auch er, daß, wenn Jemand das Gespräch vor dem Fenster des Stadtrichters mit angehört haben dürfte, aus demselben auch auf ihn der Verdacht der Mitschuld fallen könnte. Darum beschloß er, noch in derselben Nacht auf und davon zu gehen, und die übrigen Glieder seiner Familie ihrem Schicksale zu überlassen.

Der Stadtrichter wälzte sich indessen unruhig in seinem Bette von einer Seite zur andern und konnte nicht einschlafen. Peinliche Gedanken quälten ihn, und schwer überfiel ihn die Reue, sich zum Mitschuldigen seines Tölpels von Kutscher gemacht zu haben, der nicht so viele Fähigkeiten besaß, um ein Schelmstück ohne Zeugen ausführen zu können.

„Ich habe dem Zigeuner freilich mit Geld den Mund gestopft", tröstete sich der alte Sünder, „aber wie, wenn er dennoch etwas laut werden ließe?" Wohl erwägend, daß Verschwiegenheit von Seiten des braunen Burschen gegen seine Mitgefährten kaum denkbar sei, beschloß er, sie Alle in die Schlinge zu führen, um, sollte sich seine Meinung bewähren, sie sämmtlich unschädlich zu machen. Das Wie mochte er sich aber selbst noch nicht gestehen. Nach langem Nachsinnen überfiel ihn erst spät ein leichter Schlummer; aber keine erquickende Rube senkte sich lindernd über sein sündenschweres Haupt, sondern Träume, wild und zerstörend, umschwebten ihn, und er sah Janko, in Flammen gehüllt, aus bunten Fetzen her-

vortreten, ſein Bett umfaſſen und drohen, ihn zu erwürgen. Da praſſelten um ihn die Flammen, ein Poltern ließ ſich vernehmen, ſo laut und lärmend, daß er davon erſchrocken aufwachte. Es war aber kein leerer Traum; der Lärm währte unter ſeinen Fenſtern fort, und das ſtarke Klopfen an die Hausthüre nahm kein Ende. Haſtig ſprang er auf, riß den Vorhang auf die Seite und blickte auf die Gaſſe, wo ihm Soldaten und Haiduken im matten Scheine einiger Laternen erkennbar wurden. „Ich bin verrathen!" rief er verzweifelnd aus, und dachte an Flucht. Da hörte er, wie unten das Hausthor geöffnet wurde, ſchwere Ketten raſſelten durch den Gang und viele Stimmen ſchrieen wirr durch einander: „Den Feuertod muß er ſterben! Auf den Scheiterhaufen mit ihm!"

„Das iſt Janko!" rief er halb erfreut und halb erſchrocken, „ſie haben ihn gefangen, der Verdacht haftet alſo doch auf den Zigeunern, jetzt ſteht es gut um mich!" Da öffnete ſich die Thüre ſeines Zimmers, und herein traten mehre Gerichtsdiener, Stadtſoldaten und der Nachtwächter. Dieſen folgte, mit ſchweren Ketten beladen, Girka, der Zigeunervater, ein Greis von fünf und achtzig Jahren; neben ihm ein Mädchen, das wohl kaum noch ſiebenzehn Sommer zählte und ebenfalls an Händen und Füßen, jedoch nur mit Stricken, gebunden war. Der Nachtwächter trat vor, verbeugte ſich vor dem Stadtrichter und nahm das Wort: Ihr wißt es wohl, geſtrenger Herr, daß wir den Zigeunern ſchon lange auf der Spur waren, ohne auch nur einen Einzigen von dieſem Landſtreichergeſindel einfangen zu können. Der neuerdings vorgefallene Diebſtahl in der Marienkapelle, aus welcher die ſämmtlichen Gold- und Silbergeräthe verſchwunden ſind, verdoppelte unſere Wachſamkeit und bewog uns, häu-

figer in der Umgebung der Kapelle nachzusehen. Alle diese ehrsamen Stadtgerichtsdiener gewährten mir, trotz der Dunkelheit des Abends, ihr Geleite, und es ist uns gelungen, den alten Gauner mit diesem Mädchen zu packen, als sie eben an der Kirchthüre vorbeischlichen. Es ist kein Zweifel, daß diese Beiden entweder selbst mit gestohlen, oder gewacht haben, daß die Diebe nicht erwischt werden. Die Leute in der Stadt wünschen, Ihr möchtet es mit diesen Kirchenräubern kurz machen.'

Der Angesprochene ließ alsogleich mehre angezündete Wachskerzen auf den Tisch stellen und nahm eine sehr würdige Miene an.

„Wer bist Du, Alter?" herrschte er den Greis an, „wo kommst Du her, und wohin führt Dich Dein Weg? Denn, daß Du ein Fremdling bist, beweis't Dein Gewand."

„Herr, Ihr kennt mich ja gut", entgegnete der Zigeuner, „und Ihr fragt mich wohl nur deßwegen, weil es also Sitte ist vor Gericht. Aber ich will Euch Rede stehen in Allem, was Ihr verlangt! Ich bin Girka; hier ist Milina, meine Enkelin. Wir sind hier und überall Fremdlinge. Das Land unserer Väter liegt weit, weit hinter uns, und es wird uns wohl nie vergönnt werden, die heimathlichen Wege wieder zu finden. Seit längerer Zeit schon beschützt das Laub des nahen Waldes unsere Häupter vor Regen, und zwischen Aesten und Baumstämmen birgt uns ein enges Zelt im Sturme. Wir haben Niemanden beunruhigt, Niemandem geschadet. Die Häuser anderer Menschen sind für uns verschlossen, und nur die höchste Noth bringt uns als Bettler in ihre Nähe. Es muß so sein, wir sind es gewohnt, und es belästigt uns nicht mehr. Aber es kränkt uns, wenn wir schuldlos ergriffen, wie Verbrecher behandelt, und als solche auch be-

ſtraft werden ſollen. Was haben wir gethan, daß man uns in der Nacht auffing, in Ketten legte und vor Gericht führte? Wodurch habe ich, ſchwacher Greis, ſolche Schmach und dies arme Kind ſolche Härte verdient?"

„Schweige, grauer Sünder, mit Deinen Fragen", gebot der Stadtrichter, „und antworte auf die meinigen! Du alſo biſt Girka, der Häuptling aller Familien Deines Stammes, die ſich in unſerer Gegend aufhalten? Gut; ſo wirſt Du doch wiſſen, was Deine Kinder thun, wenn Du auch ſelbſt nicht Theil nimmſt an ihren Handlungen. Sprich, wer von Euch hat die Kapelle beſtohlen?"

Der Greis, welcher früher gebeugt daſtand, richtete ſeinen Körper auf, und ſtellte ſich auf dieſe Frage ſtolz vor den Stadtrichter hin. Jedes ſeiner Glieder ſchien ſich auszudehnen, und das Auge blickte ſo ſtarr und feſt auf den vor ihm ſitzenden Richter, daß dieſer erſchrocken ſeinen Stuhl rückwärts ſchob, und kaum aufzuſchauen wagte. Die Umſtehenden blieben einige Minuten, von der Würde des Alten unwillkürlich ergriffen, wie verſtummt; doch dieſer ſchien bald Herr ſeiner Aufwallung geworden zu ſein, und ſprach dann mit Ruhe und Faſſung: „Geſtohlen, ſagt Ihr, Herr! geſtohlen? Wer von uns Beiden ſoll geſtohlen haben, ich, oder dies Mädchen? Und wenn es Jemand Anderes geweſen wäre, kann ich dafür? Muß ich davon wiſſen? Ich kenne nicht alle Brüder und Söhne meines Stammes; ich weiß nicht alle Wege, die ſie gehen, nicht alle Beſchlüſſe, die ſie faſſen. Sie ſind es ſchon entwöhnt, mich überall zu Rathe zu ziehen, und ſollten für das Böſe, welches ſie verüben, wohl allein büßen."

„Heuchler!" ſchrie ihn der Richter an, „Du willſt Dich durchlügen? In's Gefängniß mit ihm!

Entweder Du ſchaffſt den Dieb und das geraubte Gut, oder Du ſtirbſt auf dem Scheiterhaufen. Nun, beſinne Dich nicht lange, es iſt keine Zeit zu verlieren."

„Ich habe nichts weiter zu ſagen!" entgegnete der Zigeuner, „ich bin unſchuldig an dem verübten Diebſtahl, und weiß weniger davon, als Ihr. Doch iſt Euch wohl die Mähre bekannt, daß dem erfahrenen Zigeuner Geheimniſſe offenbar werden können, die andern Uneingeweihten für immer verſchloſſen bleiben? Wollt Ihr daher alle Anweſenden hinaustreten laſſen, ſo rufe ich die verborgenen Mächte zu Hülfe, und es iſt nicht unmöglich, daß der Schatz wiedergefunden werde."

Der Stadtrichter jedoch war im Begriffe, wider alle Zaubereien, als Betrug, einen Einſpruch zu thun, als die anweſenden Knechte ohne erhaltenen Befehl aus dem Zimmer ſich drängten, und das gebundene Mädchen mit hinausſchleppten. Vergebens rief ſie der Richter zurück; ſie hörten ihn nicht und blieben draußen. Da ſperrte der Zigeuner raſch die Thüre von innen zu und ſtellte ſich in die Mitte des Zimmers.

„Kennt Ihr Janko, den Bräutigam meiner Milina? der weiß, wo das geſtohlene Gut iſt. Er iſt aber nicht der Dieb, noch der Hehler, ſondern durch einen günſtigen Zufall hat er über den Erſtern genaue Kenntniß erhalten, und von Dieſem, als er angetrunken war, erfahren, wo das geſtohlene Silberzeug hingekommen."

Hierauf machte er einige Bewegungen nach einer Seite des Zimmers. „Dort liegt der Schatz; — und jetzt kennt Ihr wohl den Dieb?"

Am nächſten Morgen rief die Stadttrommel die Leute zu einem gräßlichen Schauſpiele zuſammen. Drängend wogte die Menge vor das Thor, wo auf

offener Wieſe der Scheiterhaufen bereit ſtand, der den alten Zigeuner ſammt ſeiner Enkelin empfangen ſollte. Diebſtahl und Zauberei, die ſelbſt an dem Richter verübt worden, waren als hinreichende Gründe dieſer Hinrichtung angegeben, auf welche ſich der Pöbel freute, wie auf ein Feſt.

„Und Du beharrſt auf Deinem Urtheilsſpruch?“ rief der Greis, zitternd an allen Gliedern, als ſeine Enkelin auf den Scheiterhaufen geſtellt wurde, der eben angezündet werden ſollte.

„Macht es kurz!“ rief der Stadtrichter den Schergen zu.

„Anzünden, Anzünden!“ ſchrie das Volk in der Runde.

„Wohlan denn! Es ſoll euch angezündet werden!“ brauſ'te die Donnerſtimme des Alten, wie im Sturme, über die Wieſe. Er hob die Hand, und aus ſeinem Aermel flog ein rother Hahn hervor, gerade auf die Stadt los, von Dach zu Dach, von Haus zu Haus, und was er nur im Fluge berührte, das ſtand augenblicklich in Flammen. Dies war eines der vielen Rachemittel unſerer Väter. Jedes Glied einer Familie bekam bei'm Antritte ſeiner Wanderſchaft in die weite Welt einen rothen Hahn mit, den es im Aermel verborgen trug, und aus der Entfernung auf jene Häuſer ſandte, deren Beſitzer einen ſolchen Unglücklichen unwirthlich vor die Thüre geſtoßen, oder gar unmenſchlich behandelt hatten. Dieſer rothe Hahn hatte die Kraft, Alles anzuzünden, dem er nahe kam, und ſomit ſtiegen auch hier dichte Rauchwolken aus der Stadt empor; das Feuer wälzte ſich in wenigen Augenblicken, einem Orkane gleich über die Häuſer; und ganz Erlau leuchtete weithin im glühenden Brande. Da flog die Menge aus einander, mit wildem Geſchrei eilte Jeder zu ſeiner Behauſung, um zu retten, was

sich noch retten ließe; doch der Alte blickte ruhig zu den Verzweiflungsrufen des Pöbels. Aber Angst und Reue faßte den Stadtrichter, denn er sah sein Haus von den Flammen zuerst ergriffen. Von Verzweiflung getrieben, stürzte er vor dem Zigeuner auf die Kniee, und flehte laut: „Rette, rette, wenn Du kannst! Diese Alle sind unschuldig, wie Du! Ich allein bin strafbar!"

Des Zigeuners Mund verzog sich zum Lächeln; aber sein Herz wurde erweicht von dem Anblicke, und das Gefühl der Rache erstickte in ihm. Mit dem Zeigefinger seiner Rechten zeichnete er in der Luft den Weg, den das Verlöschen der Flamme nehmen sollte. Nur des Stadtrichters Haus brannte ab bis auf den Grund.

In dem Augenblicke aber flog ein Mensch auf struppigem Klepper herbei. Sein zerfetztes Gewand und seine langen Haare flatterten in den Lüften, von seiner Stirne rann strommeise der Schweiß, und zornerglüht funkelten seine Augen. Es war Janko, der junge Zigeuner. Er hatte die vor sich gehensollende Hinrichtung erfahren. Er entwendete ein Pferd, um früher Erlau zu erreichen. Wie er herankam, und seine Geliebte auf dem Scheiterhaufen erblickte, zog er sie im Fluge herab, zog einem der erschrockenen Schergen die Pechfackel aus der Hand, stürzte sie in das dürre Holz, packte den Stadtrichter, und warf ihn rücklings in die Flammen. Entsetzt flohen alle Anwesenden vor dem wilden Janko, aber als die Flamme aufprasselte, und der Brennende den letzten durchdringenden Schrei ausstieß, da sprach der Zigeunervater, die Enkelin mit der einen Hand anfassend, mit der andern auf den Todten hinweisend: „Den hat Gott gerichtet!"

„Alter!" ließ ſich jetzt Wallner vernehmen, „Deine Erzählung fordert einen ſtarken Glauben. Was Du von dem rothen Hahn fabelſt" —

„Iſt bildlich geſprochen in der Weiſe unſerer Väter" berichtigte der Zigeuner. Der Haß, welcher auf meinem Volke laſtet, hat frühzeitig alle Feuersbrünſte dieſem zur Laſt gelegt, wo ſich Glieder desſelben zufällig in der Nähe des Unglücksortes aufhielten. Unter dem rothen Hahn verſteht man einen Brand, welcher ein Haus ergreift. Darum läßt der Volksglaube den rothen Hahn aus dem Aermel des Zigeuners hervorkommen, weil ſeine Hand das Feuer angelegt haben ſoll."

„Du haſt Dich liſtig aus der Klemme gezogen" lächelte Wallner, ſchwerlich aber wird Dir es ebenſo leicht gelingen, mich zu überzeugen, daß ein einmal ausgebrochenes Feuer auf das Gebot eines Menſchen wieder verlöſchen könnte; und auch dieſes ſoll Dein Aeltervater vermocht haben. Wollte ich es wie Jener verſuchen, mit dem Finger in der Luft den Weg zu bezeichnen, den das Verlöſchen der Flamme nehmen ſollte, ich könnte mich vergeblich abmühen, unterdeß würde eine ganze Stadt abbrennen, meine Hand wäre gewiß eine ſchlechte Feuerſpritze.

„Das läge an Ihnen ſelbſt, junger Herr, denn nur das mit Inbrunſt des Willens ausgeſprochene Wort, und der Glaube an dieſe geheime Kraft bewirkt den Zauber."

Jetzt erhob ſich einer der Hirten, um für den Alten gegen den Zweifler Partei zu nehmen: „Ja, das kann ich ſelbſt bezeugen, daß es Wahrheit iſt. Ich kenne mehre Perſonen, welche das Feuer beſprechen, daß es augenblicklich verliſcht, ſo wie es auch Leute giebt, welche durch Zauberworte die Roſe heilen, Biſſe von giftigen Thieren unſchädlich machen, fließendes Blut ſtillen und dergleichen mehr. Jedermann unter uns weiß, daß, wenn gewiſſe ge-

ſchriebene böſe Worte in einen Zwirnsfaden, aus dem man einen Knäuel macht, eingewickelt, und in den Weg geworfen werden, den Jemand paſſiren muß, ſobald als dieſer darüber hintritt, der böſe Wunſch auch in Erfüllung geht. Wenn aber ſogar das geſchriebene Wort, der todte Buchſtabe ſolche Kraft beſitzt, um wie vielmehr das geſprochene lebendige Wort? Meine Mutter pflegte, wenn ſie ihrem Feinde Böſes zufügen wollte, einen blanken Knopf — denn glänzendes Metall beſitzt Zauberkraft — an einen Zwirnsfaden zu binden, denſelben hin und her zu ſchaukeln und dabei gewiſſe Worte zu ſprechen. Kann man eine Feuersbrunſt durch Worte löſchen, wie die tägliche Erfahrung beweiſ't, warum ſollten Worte ſie nicht auch bewirken? Wer glaubt nicht an die Wirkungen von Segen und Fluch? Und beſtehen dieſe nicht auch aus Worten? „Der in der ganzen Welt herrſchende Glaube an die Macht der Verwünſchungen muß auf vielfachen Erfahrungen beruhen."

„Mich wird Niemand überreden zu glauben" entgegnete Wallner, „daß der gütige Schöpfer auch böſe Wünſche erhöre."

„Nun, ich will eben nicht behaupten, daß der himmliſche Vater das Böſe unterſtütze, aber es giebt, wie die Religion uns lehrt, auch einen Teufel, deſſen Reich dieſe Welt iſt. Wenn ſo vieles Unglück in dieſer zum Vorſchein kommt, wenn keine böſe That vereitelt wird, warum ſollten gerade böſe Wünſche verhindert werden können?"

„Das laſſe ich mir nicht ausreden," ließ ſich ein Anderer vernehmen, „Wünſche, böſe, wie gute, beſitzen eine große Kraft. In Peſt dankte voriges Jahr ein bettelnder Invalid einem Reichen, welcher anſtatt einer Kupfermünze aus Verſehen einen Zwanziger gegeben hatte, und ihn von dem ehrlichen Em-

pfänger nicht wieder zurücknehmen wollte, mit den Worten: „Der Herr Gott vergelt's Ihnen tausendmal!" Und als der Reiche in demselben Monat in der Lotterie gewonnen hatte, enthielt sein Gewinn gerade tausend Zwanziger. Nun hört auch einen Fall entgegengesetzter Art: In Konstantinopel starb vor ungefähr zehn Jahren ein Armenier, welcher ein Vermögen von zwei und eine halbe Million Gulden hinterließ. Seinen Tod begleitete ein merkwürdiger Umstand. Er beabsichtigte ein Haus zu bauen, und gerieth deßhalb mit den Griechen in einen Proceß, welche den Bauplatz zu einer Kirche an sich zu bringen wünschten. Der Bankier aber gewann, und führte das Haus auf, worüber die Griechen dermaßen erbittert waren, daß sie wünschten: es möchte der erste Schritt über die Schwelle des neuen Gebäudes ihm den Tod bringen. Der Armenier lachte darüber. Als aber das Haus fertig war, und er zum Erstenmale in dasselbe trat, strauchelte er, und erschrak dermaßen darüber, daß er mühsam in ein Zimmer gelangte, in ein Fieber verfiel, und bald nachher starb. Die Griechen ermangelten nicht, dies der Gewalt ihres Fluches zuzuschreiben."

Jetzt erhob sich auch der Jude von seinem Waarenbündel, um seinerseits diesen Glauben an die magische Kraft des Wortes, sowohl des fluchenden als des segnenden, durch Beispiele zu unterstüzzen. Sie waren absichtlich so gewählt, daß sie, falls einer der Zuhörer, deren Ehrlichkeit er nicht recht trauen mochte, am morgenden Tage ihm zum Reisegefährten sich erbieten wollte, ihn sicherer als Pistolen gegen einen Raubanfall zu schützen vermöchten. Er erzählte also wie folgt:

„Ein Bäckergeselle in Güns sparte in dem Theuerungsjahr 1817 jeden Morgen sein Frühstücks-

brod für die Armuth auf. Einmal, da er auf's Feld sollte, hatte er sich, weil er wohl selber hungrig war, ein recht großes Stück, wohl ein Pfund Brod abgeschnitten und eingesteckt. Vor der Stadt draußen, wohin ihn der Meister mit einem Auftrage geschickt hatte, begegnet ihm ein vor Hunger abgezehrter Jude, der ihn schon von weitem flehend ansieht. Der Geselle merkte, was Jener wollte, und reichte ihm, noch ehe er es verlangte, das Brod. Da brach Jener unter Thränen in laute Segnungen aus, und nach dem bildlichen Ausdrucke, dessen sich meine Glaubensgenossen oft bedienen, wünschte er seinem Wohlthäter, daß dieser durch Gottes vergeltende Hand gerade zu eben so viel Golde kommen möge, als das Brod am Gewicht betrage. Und was geschah? Er erbte später von einem Verwandten, der bei'm Leben für arm gehalten worden, auch an Gold so viel, daß es gerade ungefähr ein Pfund betrug. — Nun hört aber auch, wie wunderbar die Drohung eines Sterbenden eintraf:

„Im vorigen Krieg, war ein Husar einem Juden begegnet, bei welchem er viel Geld vermuthete. Er schleppte ihn an einen Baum, band ihn fest, und beraubte ihn. Dann tödtete er und verscharrte ihn an der Stelle. Der Jude flehte vergebens um sein Leben und verschied mit den Worten: „Gott wird Dich finden! Wie Du mir thust, so soll Dir an eben diesem Baume wieder geschehen!" Ein Jahr später wurde das Regiment, bei welchem der Soldat stand, in ein Dorf beordert, zu welchem jene Straße, auf der die Unthat geschehen war, führte. Man beabsichtigte ein feindliches Corps zu überrumpeln, und der Anführer hatte zu dem Ende befohlen, daß das Regiment still und langsam reiten, auch Keiner sich unterstehen solle, nur einen Schritt aus der Reihe zu treten, bei Vermeidung des Stranges.

Unſer Hußar, wahrſcheinlich angetrunken, begann auf ſeinem Pferde einzuſchlummern, und dieſes ſchritt, ohne daß er es wußte, ſeitwärts aus der Reihe hinaus. Als dies zum dritten Male geſchehen war, ließ der Anführer auf erfolgte Anzeige Halt machen, und ein kurzes Verhör anſtellen. Das Urtheil fiel dahin aus, daß der Huſar am erſten Baume aufgehängt werden ſollte. Es war derſelbe Baum, an welchem der Jude verendete. Als der Hußar ihn erblickte, fing er an zu zittern und zu jammern. Unter vielen Thränen erkannte er den Finger Gottes, entdeckte ſofort ſeine Unthat und die Worte des Sterbenden. Man grub nach und fand den Ermordeten. Das Todesurtheil wurde auf derſelben Stelle vollzogen."

Der Slowak, welcher des Erzählers Reiſegefährte war, bemerkte, als dieſer geendet hatte, daß er vor längerer Zeit im Arvaer Comitat in eine ähnliche Gefahr gerathen, und nur, indem er den Schelm mit dem Höllenbette des berüchtigten Räubers Maday geängſtet hatte, mit dem Leben davon gekommen ſei.

„Was iſt es mit dieſem Höllenbette? Erzähle auch uns davon!" ſchallte es wie aus Einem Munde. „Die Luft iſt ſo milde, der Mond ſchaut ſo freundlich hernieder, warum ſollten wir uns nicht im Geſpräche die Nacht verkürzen?" Der Slowak zauderte keinen Augenblick, der Geſellſchaft willfährig zu ſein.

Das Höllenbett.

„Es war einmal ein Handelsmann" — hub er an — „der fuhr durch einen Wald. Darin war es gar finſter. Er irrte lange umher, und da die Nacht

hereinbrach, blieb er im Sumpfe ſtecken. Er wurde ganz traurig, fing an zu verzweifeln, und die Thränen waren ihm nahe, als plötzlich der Böſe in Menſchengeſtalt vor ihm ſtand."

„Sei munter!" ermuthigte er den Verzagenden, „ich will dich aus dem Sumpfe ziehen, und dir den Weg nach Hauſe zeigen, aber unter der Bedingung, daß etwas, was in Deinem Hauſe iſt, und wovon Du nichts weißt, mir eigen wird."

Der Krämer ſann ein wenig nach, und war mit der Bedingung gern zufrieden, denn er wußte nicht, daß ihm ſeine Frau in der langen Abweſenheit ein Söhnchen geboren. Der Teufel zog ihn aus dem Sumpfe, brachte ihn auf die Straße, und nachdem er ihn noch vorher genöthigt, ſein Verſprechen und Namensunterſchrift auf ein Pergament zu ſetzen, verſchwand er plötzlich.

Der Hauſirer freute ſich ſehr, als er ſeine liebe Frau nach ſo langer Abweſenheit wieder umarmte. Aber er war ſehr betrübt, als er das kleine Knäbchen ſah, das er ſchon dem böſen Geiſte verſchrieben hatte. Der unglückliche Vater weinte oft im Stillen, verbarg aber ſeine Thränen vor Weib und Kind. Indeß wuchs das Kind zum Burſchen heran.

Er war ſehr lernbegierig. Im fünften Jahre las und ſchrieb er ſchon wie ſein Lehrer, und das betrübte den armen Vater noch mehr, daß er ſich von ſeinem Kinde bald trennen und es dem Teufel opfern ſolle.

Als das Bürſchlein ſieben Jahre alt geworden, bemerkte es des Vaters Kummer, ſo oft dieſer in ſein liebliches Angeſicht ſchaute. Er bat deßhalb ſo ſehr, und drang ſo lange in ihn, bis er ihm Alles erzählte.

„Betrübe dich nicht, mein Vater," ſuchte er ihn zu tröſten, „Gott wird mir helfen, ich will in die Hölle gehen, und deine Handſchrift herausholen."

Die Eltern weinten, als ſie dem Knaben zu einer ſo weiten Reiſe ihren Segen gaben; doch packte dieſer zuſammen, was er nöthig hatte, und ſchritt dann ruhig zum Hauſe hinaus.

Und er ging einen ſehr weiten, weiten Weg, bis er in einen großen Wald kam, wo in einer tiefen Höhle der grauſame Maday wohnte.

Seinen eigenen Vater hatte dieſer ermordet, und nur die Mutter bei ſich behalten, die ihm ſein Eſſen kochen mußte. Er ſchenkte Niemandem das Leben, und wer in ſeine Hände kam, den ſchlug er ohne Erbarmen todt. Seine Mutter, eine alte Frau, verſteckte wohl die Verirrten in der Höhle; aber Maday hatte einen ſo feinen Geruch, daß er gleich Menſchenfleiſch roch.

Hieher nun gerieth zufällig unſer Bürſchlein, als es ſich vor einem Sturme ſchützen wollte. Die Alte erbarmte ſich des Knaben, und verſteckte ihn in einen engen Winkel der Höhle. Aber kaum war Maday zurückgekommen, ſo roch er gleich einen friſchen Menſchen. Schon hatte das arme Kind ſeinen Kopf unter die Keule des Räubers gebückt, als dieſer von ihm erfuhr, wohin eigentlich ſeine Reiſe ging, und er ihm unter der Bedingung das Leben ſchenkte, ſich in der Hölle zu erkundigen, welche Qualen für ihn nach ſeinem Tode bereitet ſeien.

Das Bürſchlein verließ mit Tagesanbruch die Höhle, und kam bald an die Pforte der Hölle. Mit geweihtem Waſſer und mit kleinen Heiligenbildern, die er darauf klebte, öffnete er leicht das Thor. Folgender Chorus der Verdammten drang an ſein Ohr:

Wie iſt doch bodenlos der Schlund der Qualen,
In welchem Martern unſre Schuld bezahlen,
Ein Heer von ziſchenden Ottern und Schlangen,
Vermehrt die Pein und Schmerz und Angſt und Bangen.
Im Finſtern jammern wir, des Morgens Grauen
Wird unſer Auge niemals wieder ſchauen.
Hier brauſ't ein Flammenmeer um unſre Glieder,
Das nie verliſcht, verſtärkt ſich maßlos wieder.
Der Verſtand erfaßt's nicht, nicht Zungen es nennen,
Was es ſei, im hölliſchen Feuer zu brennen.
Die Teufel ſchrecken in ewig neuen Geſtalten
Uns Sünder, die hier gefangen ſie halten.
Von hundert Krallen erfaßt und zerſtochen,
Gefoltert, gezerrt, zerſchlagen die Knochen,
Die abermals ſich gar künſtlich zuſammenfügen,
Damit wir, o Pein! erneuten Schmerzen erliegen.
Ha! wie die Gluth das marternde Eiſen röthet!
O betet Brüder da oben für uns, o betet!
Des Wüſtlers Leib liegt hier auf glühendem Lager,
Dem Säufer kredenzt den Schwefeltrunk ein gehörnter Pfleger,
Meineidigen reißt er die Zung' aus dem Rachen,
Des Geizigen Herz verzehren feurige Drachen.
O wüßtet Ihr oben den Lohn unſrer Thaten,
Nie würdet ihr mehr, wie wir, in Sünden gerathen *)!

Als der Chor der Verdammten verhallt war, denn unſer Burſche war nicht ſtehen geblieben, und ſo hatten die Töne immer leiſer ſein Ohr berührt, da vertrat ihm Lucifer den Weg, nach ſeinem Begehren fragend.

„Ich will die Handſchrift," antwortete der Gefragte, „welche Dir mein Vater auf meine Seele ausgeſtellt hat."

---

*) Dieſes Lied iſt urſprünglich kroatiſch, hier in freier Uebertragung, doch mit Beibehaltung der ausſchließlich weiblichen Reime wiedergegeben, und nur der unſerm Zwecke nicht entſprechende erſte Vers: „Laßt uns Lebende jetzt mit Bedacht einen Blick in die Hölle werfen, damit wir, durch fremde Pein gewarnt, im Herrn ſterben!" iſt weggelaſſen. Das Original ſ. bei Czaplowicz „Slavonien u. ſ. w." I. S. 299.

Da der König der Hölle ihn so schnell wie möglich los zu werden wünschte, so befahl er, dem Kleinen die Handschrift herauszugeben; aber der lahme Twardowsky hielt ihn fest, denn da ihn ein Tropfen des geweihten Wassers brannte, so wollte er aus Rache die Schrift nicht fortlassen."

„Wer ist der lahme Twardowsky?" unterbrachen mehre Stimmen den Erzähler.

„Twardowsky war ein polnischer Edelmann, welcher das Unglück hatte, klüger sein zu wollen, als andere ehrliche Leute, denn er bemühte sich, eine Arznei gegen den Tod auszudenken, und weil er dem zeitlichen Tode entrinnen wollte, ward ihm sogar der ewige Tod, die Verdammniß. Das war so gekommen:

„Einmal hatte er in einem alten Buche gelesen, wie man den Bösen heraufbeschwören könne. Um die Mitternachtsstunde verließ er also ganz heimlich Krakau, wo er in der ganzen Stadt als glücklicher Doctor curirte, und begab sich nach Podgorze *), wo er den Teufel anzurufen sich erdreistete. Der Beschworne erschien, und die Beiden schlossen einen Vertrag mit einander. Der Teufel lehnte sich an die Felswand und schrieb sogleich auf seinen Knieen eine lange Verschreibung, unter welche Twardowsky seinen Namen mit dem eigenen Blute zeichnete. In diesem Vertrage war unter vielen andern Bedingungen auch die, daß der Teufel so lange an den Leib oder an die Seele Twardowsky's keinen Anspruch haben sollte, bis er ihn in Rom zu fangen wüßte."

---

*) Dort heißt ein Platz „Twardowsky's Katheder," weil dieser Zauberer daselbst mit den Höllengeistern Berathungen gehalten haben soll. (Grabowsky, Beschreibung der Stadt Krakau.)

„Twardowsky war durch diesen Pact ermächtigt, den Gottseibeiuns wie seinen Diener anzusehen. Er befahl ihm auch sogleich, alles Silber aus ganz Polen an einem Orte zusammenzuhäufen, und mit großen Sandschichten zuzuschütten. Der treue Knecht gehorchte, und aus diesem Silber entstanden die einst so berühmten Silbergruben von Olkusz*)."

„Dann hieß er ihm einen hohen Berg auf den Sandfelsen setzen, doch so, daß das breite Ende zu oberst und die Spitze zu unterst käme. Der gehorsame Diener thürmte, wie ihm befohlen, den Berg hinauf, der noch bis auf den heutigen Tag steht, und Falkenfels genannt wird."

„So geschah Alles, was er wünschte. Bald ritt er auf einem gemalten Pferde, bald flog er ohne Flügel umher, bald setzte er sich auf einen Hahn und jagte durch die Luft, bald fuhr er mit einem Mädchen in einem Boote ohne Ruder und Segel den Strom hinauf, bald nahm er ein Brennglas in die Hand und zündete damit hundert Meilen weit entfernte Häuser und Dörfer an."

„Einmal verliebte er sich in ein Fräulein, welche aber nur unter folgender Bedingung ihm ihre Gunst zusicherte. Sie hatte nämlich in einem Fläschchen ein Thier, und ließ jeden ihrer Freier nach dem Namen desselben rathen. Twardowsky verkleidete sich als Bettler, und ging so zu seiner Schönen. Sie zeigte ihm schon von Weitem das Fläschchen, und fragte sogleich:

„Wurm oder Schlange, was für ein Thier?
Wer das erräth, der vermählt sich mir."

Und Twardowsky erwiderte darauf: „Das ist eine Biene, gnädiges Fräulein!" Und so war es

*) Von dieser in der Wojewodschaft Krakau gelegenen Stadt sieht man jetzt nur noch die Ruinen.

auch wirklich, und am Tage darauf wurde ſchon die Hochzeit gefeiert."

„Dieſer Schwarzkünſtler beſaß auch einen Spiegel aus Metall, welcher noch jetzt in der Kirche zu Wengrow in Podlachien gezeigt wird; er iſt 22 Zoll lang, 19 Zoll breit, und in einem altmodiſchen ſchwarzen Rahmen eingefaßt. In dieſem Spiegel ſoll nun Twardowsky allerhand böſe Geiſter und die Schatten der Verſtorbenen vorgezeigt haben. So ließ er in demſelben dem König Siegmund Auguſt ſeine frühere Gemahlin, die von ihm ſo ſehr geliebte Barbara Radziwil, erſcheinen. Nur warnte der Zauberer den Monarchen, daß er bei'm Anblick des Geiſtes ſich auf ſeinem Platze ganz ruhig verhalten und kein Wort reden möchte, ſonſt könnte er für ſein Leben nicht bürgen. Auguſt unterwarf ſich der harten Bedingung, um nur das Ziel ſeiner Wünſche zu erringen. Das Geſpenſt, aus dem Reiche der Schatten hervorgerufen, erſchien. Kaum vermochte der Todtenbeſchwörer den König auf ſeinem Sitze feſtzuhalten, ſo heftig riß er ſich los, und wollte die liebe Geſtalt umarmen — da verſchwand ſie."

„Um dem gräßlichen Ende vorzubeugen, welches ihm bevorſtand, wenn es dem Teufel durch eine Liſt gelingen ſollte, ihn nach Rom zu locken, ſann er auf ein Mittel, dem Tode zu widerſtehen. Er befahl demnach einem Schüler ſeiner Kunſt, ihn in Stücke zu hauen, und lehrte ihm zugleich, wie er nachher mit dem zerhackten Leichnam verfahren ſolle. Der Schüler poſaunte allenthalben den Tod des Zauberers aus. In der That verſchwand dieſer auch; doch hackte indeſſen der Schüler ſeinen Körper, und kochte verſchiedene Kräuter und Salben. Die kleinen Stückchen beſchmierte er dann mit den Letztern, begoß ſie mit den Säften der Pflan-

zen und ſetzte den Körper wie früher zuſammen. Man begrub ihn nicht auf dem Kirchhof, ſondern unter der Kirchhofsmauer. Twardowsky hatte befohlen, der Leichnam ſolle ſieben Jahre, ſieben Monate, ſieben Tage und ſieben Stunden unbedeckt liegen bleiben. Der treue Schüler that, wie ihm befohlen, und machte ſich zur beſtimmten Zeit daran, den Leichnam auszugraben. Um Mitternacht zündete er ſieben Lichter, die aus Leichenfett gemacht waren, auf einmal an, ging an die Arbeit, warf die Erde ab, und riß den halbverfaulten Sargdeckel herunter. O Wunder! Twardowsky's Leiche war verſchwunden. Anſtatt der Holzſpäne, auf denen er gelegen, blühten duftige Veilchen, und auf dem Raſen daneben ſchlummerte ein allerliebſtes Kind, das in dem verkleinerten Geſichte Twardowsky's Züge beibehalten hatte. Der Schüler nahm das Kind, trug es nach Hauſe, und ſiehe da! am andern Morgen war es ſchon ſo groß, wie ein einjähriger Knabe; ſieben Tage ſpäter ſprach es ſchon über Alles wie der alte Twardowsky, und nach ſieben Monaten war es ſchon zum Jüngling herangewachſen. Nun fing der Neugeborne wieder an, ſich mit der ſchwarzen Kunſt zu beſchäftigen. Dann belohnte er ſeinen treuen Schüler reichlich. Damit jedoch das Geheimniß nicht bekannt würde, verwandelte er ihn in eine Spinne, und bewahrte dieſe mit Sorgfalt in ſeinem Zimmer."

„So weit war es gut, und Twardowsky hielt ſich gegen den Tod geſichert. Allein der Teufel war noch liſtiger als er. Er nahm, als er der Dienſte überdrüſſig wurde, die er faſt ſtündlich leiſten mußte, die Geſtalt eines Hofbedienten an, und bat den Herrn Twardowsky als einen berühmten Arzt, ſeinem todtkranken Gebieter zu Hülfe zu eilen. Der Zauberer folgte dem Boten in das nahe Dorf,

in welchem eine Schenke den Namen „Zur Stadt Rom" führt. Davon wußte aber Twardowsky nichts. Er trug also kein Bedenken in die Stube zu treten, wo der unter Weges erkrankte hohe Patient auf dem Schmerzenslager weilen sollte. Kaum hatte der Arzt seinen Kasten mit Arzneien in Ordnung gebracht, und verlangte in das Krankenzimmer geführt zu werden, als Satan in seiner fürchterlichsten Gestalt vor ihm stand. „Du bist mein, Twardowsky!" brüllte er ihn mit gräßlicher Geberde an, „denn wir sind in Rom!"

„Mit nichten!" rief Twardowsky, indem er der erschrockenen Wirthin den Säugling vom Arme riß. Das brachte den Satan außer Fassung, denn an das unschuldige Kind hatte er kein Recht, sich zu vergreifen. Nach langem Sinnen trat er endlich auf den Zauberer zu und sprach: „Du bist ein guter Edelmann, als solcher weißt Du, daß eines Edelmanns Wort heilig sein muß, nun kennst Du aber unsern Vertrag, der Dich mir überliefert, so wir uns in Rom begegnen sollten."

„Twardowsky begriff recht wohl, daß er sein adeliges Wort nicht brechen könne, er gab also das Kind, das ihm nicht helfen konnte, der Mutter zurück, und fuhr sogleich mit seinem Gefährten zum Schornstein hinaus."

„Ihr wißt recht gut zu erzählen, Alter!" lobte Wallner den Slowaken, als die wundersame Mähre zu Ende war, „nur habt Ihr die Hauptsache vergessen. Wir wollten vor Allem wissen, warum Twardowsky von Euch der „Lahme" genannt wurde. Davon merkt man nichts in Eurer Geschichte.

„Jener Zauberer," supplirte der Gefragte, „war nicht von Jugend auf mit diesem körperlichen Ge-

brechen behaftet, sondern soll sich dieses Uebel wie folgt zugezogen haben. „Als er sich einst in einem dunkeln Walde befand, stand plötzlich der Böse vor ihm, und forderte ziemlich barsch, daß er sich unverzüglich nach Rom begeben solle. Voll Wuth zwang der Zauberer den Teufel durch die Gewalt seines Spruches zur Flucht. Aber dieser riß zähneknirschend eine Fichte mit der Wurzel aus der Erde, und schleuderte den Baum mit solcher Kraft nach den Füßen des Edelmanns, daß er ihm das rechte Bein ganz zerschmetterte. Von jener Zeit an blieb Twardowsky lahm, und wurde allgemein der Hinkfuß genannt."

„Um nun wieder zu dem Kaufmannssohne zurückzukommen, welchen wir vorhin in der Hölle zurückgelassen hatten, so ist es uns jetzt wohl begreiflich, daß wir dem Twardowsky dort begegneten. Dieser wollte, wie ich schon vorhin gemeldet, die von dem Kleinen geforderte Handschrift, ungeachtet der Teufel sich dazu willig erklärt hatte, nicht herausgeben. Da rief Lucifer, über solche Widerspenstigkeit entrüstet, aus: „Bringt ihn auf Maday's Bett!" Als Twardowsky dies hörte, gab er, aus Furcht vor der schrecklichen Strafe, sogleich die Handschrift wieder."

„Der neugierige Knabe wollte sich das Bett besehen. Es bestand aus eisernen Stangen, auf welchen scharfe Messer, Nadeln und Spitzen umhergestreut lagen. Unten brannte ein beständiges Feuer, und von oben tropfte glühender Schwefel herunter."

„Und so verließ er die Hölle, und ging einen Tag und noch einen Tag, bis er am dritten in der Höhle ankam, wo der Räuber Maday ganz traurig seiner wartete. Er erzählte ihm also, was er gesehen. Der Verbrecher erschrak darüber so sehr, daß er sogleich Buße zu thun beschloß."

„Sie gingen also zusammen zur Höhle hinaus. Maday kniete im Walde nieder, steckte seine Mörderkeule in die Erde, und da er wußte, daß das Bürschchen ein Priester werden wollte, so versprach er, so lange an demselben Orte zu warten, bis der Knabe Bischof würde."

„Waren wohl dreißig Jahre vergangen, ehe der Bursche zum Bischof gemacht wurde."

„Einmal da reis'te er durch einen unermeßlichen Wald, dessen Ende sich mit den Augen nicht übersehen ließ. Da duftete ihm ein lieblicher Apfelgeruch zu. Er befahl darum seiner Dienerschaft hinzu gehen, und die Früchte aufzusuchen. Doch kamen die Fortgeschickten bald zurück, und erzählten, wie zwar in der Nähe ein schöner Apfelbaum sei, wie sich aber kein einziger Apfel pflücken lasse, und wie neben dem Baume ein eisgrauer Mann kniee."

„Der Bischof ging nach dem bezeichneten Orte, und erkannte zu seinem Erstaunen den Räuber Maday, im schneeweißen Haar, mit einem ungeheuern Barte, wie er noch immer auf derselben Stelle kniet, und ihn inbrünstig bittet, ihm die Beichte abzuhören, und Absolution zu geben. Der Bischof erhörte sein Flehen, und die Diener sahen mit Staunen, daß während der Beichte ein Apfel nach dem andern, in weiße Tauben verwandelt, in die Luft flog. Nur Ein Apfel blieb noch übrig — es war dies die Seele des ermordeten Vaters, denn Maday hatte dieses schwere Verbrechen verhehlt. Doch als zuletzt er auch diese Schuld bekannte, da flog der letzte Apfel, in eine graue Taube verwandelt, den Uebrigen nach. Dies Wunder wird Jedem begreiflich, der da weiß, daß die Geister der unschuldig Erschlagenen die Gestalt von Tauben annehmen, und daß aus ihren Gräbern Bäume wachsen. Ein solcher Baum hat aber nicht die gewöhnlichen Säfte,

ſondern das rothe Blut des getödteten und beerdigten Menſchen in ſich, wie Ihr aus folgendem in meiner Heimath gangbaren Liede entnehmen könnt:

Anna ging nach Waſſer
Auf die grüne Wieſe; —
Kann kein Waſſer ſchöpfen,
Zürnend flucht die Mutter,
Und ſogleich verwandelt
Wird die Magd zur Birke.

Gingen da zwei Burſchen,
Beide waren Geiger:
„Ach, du lieber Bruder,
Sind ſchon weit gewandert,
Nimmer kam uns ſolche
Birke zu Geſichte.
Wollen raſch uns ſchneiden
Jeder eine Geige,
Jeder einen Bogen.

Fingen an zu ſchneiden,
Blut quoll aus der Birke,
Schraken gleich zuſammen,
Fielen auf die Erde,
Und die Birke ſagte:

Braucht nicht zu erſchrecken;
Könnet ruhig ſchneiden
Jeder eine Geige,
Jeder einen Bogen.
Dann geht hin und ſpielet,
Singet Trauerlieder
Vor der Mutter Thüre:
Dieſes iſt die Jungfrau,
Die zur Birke wurde."

Und die Burſchen gingen,
Spielten Trauerlieder.
Hört es wohl die Mutter,
Eilet vor die Thüre:
„Ach, Ihr guten Burſchen,
Macht mir keine Trauer!
Hab' genug ſchon Kummer,
Seit mein Annchen todt iſt!" *)

*) Weltliche Volkslieder der Slowaken in Ungarn, geſammelt von Szafarzik (in böhmiſcher Sprache).

„Bald hätte ich aber über das Lied das Ende von der Geſchichte des Räubers Maday zu erzählen vergeſſen. Alſo der Biſchof betete heiß für den reuigen Sünder, und als er ihm den Ablaß gab, zerſtob Maday's Leib in ſeinen Staub. Von ſeinem Höllenbett hat ſich aber noch das drohende Sprichwort erhalten:

„In der Hölle bereitet man Dir Maday's Bett,
Das aus lauter Nadelſpitzen beſteht."

Als der Slowak den Beifall der Zuhörerſchaft in Empfang genommen hatte, wandte er ſich an ſeinen Reiſegefährten mit der neckiſchen Bemerkung: „Nicht wahr, Meier, wenn Du einmal einen Todſchlag begingeſt, Dir könnte Niemand aus dem hölliſchen Feier helfen, denn für Euch lieſt kein Pfaffe eine Meſſe, für Eure Seele betet kein Chriſt ein Ave oder Paternoſter, Ihr habt auch keine Heiligen, die für Euch im Himmel Fürbitte thun."

Der Jude replicirte treffend: „Eben weil wir uns auf keines Prieſters Ablaß verlaſſen können, ſind wir gezwungen, uns ſchon in dieſer Welt gut aufzuführen. Uebrigens kann ich Dich darüber beruhigen, Januſch, weßwegen heirathen wir Juden, als weil wir Fürbitter brauchen? Glaubſt Du denn, daß bei den Verfolgungen, die wir von Euch Chriſten ſeit ſo langer Zeit erleiden, wir das Herz hätten, Kinder in die Welt zu ſetzen, damit ſie die Erben unſeres Unglücks werden? Glaube nur ſo was nicht. Wir wiſſen aber von unſern Rabbinen, daß ein frommer Sohn ſeine Eltern durch das Gebet „Kaddiſch" aus dem ewigen Feuer erlöſen kann, denn Sünden begehen alle Menſchen, und wer nun plötzlich ſtirbt und unvorbereitet, bedarf der nicht der Fürbitte? Darum alſo, um uns einen Fürbitter nach dem Tode zu erzeugen, nicht aber, um den Naturtrieb zu befriedigen, iſt die Ehe unſer

höchſter Lebenswunſch. Uebrigens möchte ich ebenfalls an Dich, Januſch, eine Frage in Bereitſchaft haben.“

„Sprich!“ entgegnete der Slowak.

„Du darfſt mir aber meinen Unglauben nicht verdenken, das bedinge ich mir im Voraus. Mein ſchwacher Verſtand kann es nämlich nicht begreifen, wie der Ablaß des Prieſters auf einen todten Körper ſo ſtark einzuwirken vermöge, daß er, nachdem er ſo lange ſich conſervirte, nun plötzlich in Staub zerfiel. Das iſt ein Wunder, und Wunder ſind mir unbegreiflich.“

„Eine Judenſeele begreift dergleichen Dinge freilich nicht; denn um dies zu vermögen, müßteſt Du erſt von der wunderthätigen Wirkung der Reliquien überzeugt ſein. Wie dort die ganze Kraft des Verſtorbenen ſich in's Gebein zurückzieht, und ſeine wunderthätige Macht noch in dieſen irdiſchen Ueberreſten zum Heil der Menſchen fortwirkt, ſo daß ſchon die einfache Berührung derſelben Kranken Geneſung bringt, Blinde ſehend macht, u. ſ. w., ebenſo wirken die Knochen eines großen Sünders, der ohne Abſolution verſtorben iſt, in welchen ſich alſo die ganze Macht des Satans concentrirt, welcher von der Hülle des ihm verfallnen Sünders Beſitz genommen hat, in entgegengeſetzter Weiſe. Denn was der Menſch im Leben treibt, ſetzt er nach dem Tode fort. Der Fromme wird ein heiliger, der Laſterhafte ein böſer Geiſt. Weislich hat daher unſere Kirche ſchon frühzeitig darauf gedrungen, daß die irdiſchen Ueberreſte der Hexen und Zauberer verbrannt, und ihre Aſche in alle vier Winde zerſtreut werde; denn nach dieſer Vorkehrung kann kein ſchädlicher Zauber mehr mit ihnen getrieben werden.“

Der Jude antwortete durch ein ſchallendes Gelächter, weßhalb der Slowak es für nöthig hielt,

zur Herſtellung ſeines Anſehens in der Geſellſchaft ſich auf die noch täglich bei der Behandlung der

Vampyre*)

bewährte Erfahrung zu berufen. „Bekanntlich" ſagte er, „ſind dies Verſtorbene, die, ein Scheinleben im Grabe fortführen, unter gewiſſen Umſtänden aus ihrem Sarge hervorkommen, um den Lebendigen das Blut auszuſaugen, und ſich ſelbſt dadurch unter der Erde im Wachsthum und Wohlſein zu erhalten. Gräbt man ſolche Leichen wieder aus, ſo findet man ſie mit offnen Augen, einem lebhaften, wohlgefärbten Angeſicht, und ganz natürlichem Athem, übrigens aber todt und unbeweglich. Vor etwa hundert Jahren ereignete ſich ein ſolcher Fall in dem Dorfe Kis-Olowa**). Ein Mann, Namens Plogojowitſch, war ſchon zehn Wochen begraben, als er einigen Einwohnern bei Nacht erſchien, und ihnen den Hals dergeſtalt zuſammendrückte, daß ſie innerhalb vier und zwanzig Stunden verſtarben, ſo daß in acht Tagen neun, theils junge, theils alte, Perſonen den Tod davon hatten. Selbſt ſeine Wittwe war von ihm beunruhigt worden, und hatte deßwegen das Dorf verlaſſen. Die Einwohner, da ſie auf ihr Geſuch, den Todten ausgraben und verbrennen zu dürfen, von der Behörde zu Gradiska abſchläglich beſchieden wurden, erklärten ſie nun ſammt und ſonders, das Dorf verlaſſen zu wollen, wenn man ihnen das Ausgraben nicht geſtatte. Der Befehlshaber

---

*) In jener Gegend heißt der Vampyr Wukkoblak, ich habe aber das bekanntere Wort hier beibehalten.
D. Ueberſetzer.

**) In Niederungarn.

der im Lande cantonnirten Truppen begab sich daher mit dem Pfarrer von Gradiska an Ort und Stelle, und als man das Grab öffnen ließ, fand man den Leib ganz und unversehrt, Beweises genug, daß der Böse von ihm Besitz genommen. Nur die Nasenspitze war etwas ausgetrocknet, dabei war der Körper geruchlos und einem Schlafenden ähnlich. Bart und Haupthaar waren gewachsen; statt der abgefallenen Nägel waren neue hervorgetrieben; unter der äußersten Haut, die todt und bleich erschien, war wieder eine andere ganz lebhafte gewachsen; Hände und Füße zeigten sich wie am gesundesten Menschen. Da man in seinem Munde ganz frisches Blut gefunden, so hielt sich jeder der Umstehenden überzeugt, daß es solches sei, welches er den neuerdings Gestorbenen ausgesogen. Man stieß ihm daher einen spitzen Pfahl durch die Brust, wo dann häufiges, ganz frisches Blut aus der Wunde, wie aus Mund und Nase floß. Die Bauern warfen die Leiche nun auf einen Scheiterhaufen und verbrannten sie zu Asche. Seitdem hatte man Ruhe."

Einer der Hirten ließ sich hierauf zur Bestätigung des Gesagten vernehmen, daß er sich auch von seinem Vater gehört zu haben erinnere, wie im Dorfe Medvegya in Servien, wohin sich derselbe öfter, um Schweine einzukaufen, begeben, zur Zeit Vampyre ihr Wesen trieben. Ein Haiduk, der bei Lebzeiten oft bekannt, daß er bei Orschowa, an der Grenze des türkischen Serviens, von einem Vampyr heftig geplagt worden, hatte den Hals gebrochen, und etwa zwanzig Tage nach diesem Todesfalle starben plötzlich vier Personen, die Personen, die auf ihn gezeugt hatten. Er wurde daher vierzig Tage nach seinem Tode ausgegraben, und da überzeugte man sich, daß er ein Vampyr sei, denn man fand ihn unverwes't, auch strömte das frische Blut ihm zu

Augen, Mund und Naſe heraus. Alle Tücher um ihn waren blutig, auch neue Haut und Nägel ſtatt der alten gewachſen. Als man darauf ihm einen Pfahl durch's Herz getrieben, ächzte er vernehmbar und ließ häufig Blut von ſich, worauf man den Körper ſogleich verbrannte. Ebenſo verfuhr man mit den vier von ihm getödteten Perſonen, weil Alle, die von den Vampyren geplagt und umgebracht werden, wieder zu Vampyren werden müſſen. Jener Vampyr hatte aber nicht bloß die Menſchen, ſondern auch das Vieh angegriffen, und weil die Leute das Fleiſch von ſolchem Vieh genützt, waren daraus wieder neuerdings Vampyre geworden, ſo daß binnen drei Monaten ſiebenzehn Junge und Alte, meiſt nach kurzer Krankheit, geſtorben. Darunter war auch eine Frau, die geſund zu Bette gegangen, um Mitternacht aber mit entſetzlichem Geſchrei und Zittern erwacht und geklagt: wie der einen Monat früher geſtorbene Haidukenſohn Milo ſie um den Hals gewürgt, worauf ſie einen großen Schmerz auf der Bruſt empfunden und den achten Tag hernach verſtorben ſei. Darauf wurde zur Unterſuchung auf dem Kirchhofe geſchritten, und unter dreizehn Leichen, die man ausgegraben, fanden ſich zehn im Vampyrſtande, und nur drei, die, wie es ſchien, an andern Krankheiten geſtorben, obgleich ſie mitten unter jenen lagen, waren verweſ't. Unter den Vampyren befand ſich auch die Frau, welche jener Milo zum Vampyr gemacht. Sie hatte am Halſe, wo ſie nach ihrer Ausſage gewürgt worden, rechts unter dem Ohre, wirklich einen blauen, mit Blut unterlaufenen Fleck, von der Länge eines Fingers. Die Naſe blutete ihr bei Eröffnung des Sarges, und bei der Leichenöffnung ergab ſich, daß in der Bruſthöhle nicht nur, ſondern auch in der Herzkammer Blut gefunden wurde, auch waren alle Ein-

geweide in gutem Zuſtande, Haut und Nägel friſch."

„Gerade ſo war es bei der Miliza," begann ein anderer Hirte, „die vor vier Jahren in meinem Orte verſtorben. Weil ſie immer das Fleiſch von erwürgten Schafen gegeſſen, wurde ſie auch zum Vampyr. Die Leute verwunderten ſich, als ſie ausgegraben wurde, gar ſehr über den fetten vollkommenen Leib, obſchon die Frau, durch ihr ganzes Leben bis zum Tode, ſehr mager und wie ausgedörrt geweſen. Ueberall war das Blut friſch, nirgends fand es ſich ſtockend. Auch ſie beläſtigte Niemanden, nachdem ſie verbrannt worden.

„Auch ich erinnere mich," fiel ein Dritter ein, „von meiner Schwiegermutter einen ähnlichen Fall gehört zu haben. Der Vampyr hatte ſeine eigene Enkelin angeſaugt. Aber von der Stunde an, wo man ihn aus dem Sarge geholt und ihn mit heißem Kalk beworfen wieder in's Grab gelegt hatte, war es mit dem Mädel beſſer geworden."

„Die Vampyre," belehrte der Erſtere, „halten übrigens im Saugen keinen gewiſſen Ort, ſie ſaugen bald da, bald dort; wo ſie aber angeſetzt, bleibt ein blaues Mal zurück. Sie begnügen ſich dabei nicht mit Einer Perſon im Hauſe, ſondern, wenn man ihnen nicht wehrt, richten ſie nach und nach Alle zu Grunde. In Polen bedient man ſich des folgenden Mittels, um ſich vor ihnen zu ſchützen. Man mengt nämlich von ihrem Blute unter das Brodmehl, und wer von ſolchem Brode ißt, dem thun ſie nichts an. Wen aber das Unglück betroffen hat, von einem Vampyr angeſaugt zu werden, und in Folge deſſen erkrankt, der glaubt von einem weißen Geſpenſt aller Orten ſich verfolgt. Er magert zuſehends ab, verliert die Eßluſt und ſtirbt nach acht Tagen oder zwei Wochen, ohne daß man

eine Fieberbewegung oder ein anderes Symptom, als die Auszehrung, an dem Kranken wahrnehmen kann."

„Bei uns in Servien," nahm einer der Zigeuner das Wort, „kennt man ein anderes Mittel, sich vor den Vampyrn Ruhe zu verschaffen. Zwei Soldaten waren in einer Garnisonsstadt, wo ich mich voriges Jahr aufhielt, an dem Uebel gestorben. Schon erkrankten Mehre, und sie hätte der Tod gewiß auch hingerafft, hätte man nicht einen Knaben auf einem ungesattelten, ganz schwarzen Hengst, der noch keine Stute besprungen, über die Gräber des Todtenackers reiten lassen. Das Grab, über das er, alles Antreibens ungeachtet, nicht hinüber wollte, ward sodann geöffnet, und siehe da, der Vampyr lag da wie sanft schlafend und sah auch sehr wohlgenährt aus. Aber von nun an erkrankte Niemand weiter, die Macht des Gespenstes war gebrochen. Noch einfacher wußte sich ein Mann in Orzowa zu helfen. Er vertrieb einen Vampyr dadurch, daß er ihm das bei seiner Ausfahrt auf dem Grabe zurückgelassene Leichentuch gestohlen und damit auf den Kirchthurm geeilt war. Dann aber, da der Rückkehrende, um es wieder zu erlangen, zu ihm hinaufgestiegen, hatte er ihn kopfunter die Leiter hinabgestürzt."

„In meinem Dorfe," merkte ein Vierter aus der Gruppe der Hirten an, „war eine Verstorbene, vier Tage nach ihrem Begräbnisse, vielen Menschen erschienen, und erstickte sie, indem sie ihnen Hals und Magen zusammendrückte. Auch das Vieh plagte sie, indem sie die Kühe mit den Schweifen zusammenband, wo dann das arme Vieh durch sein Schreien zu erkennen gab, was für große Schmerzen es leide. Die Pferde fand man im Stalle, wie von einer großen Reise wiedergekehrt, matt,

beſonders auf dem Rücken mit Schweiß überzogen, dabei außer Athem und ſchäumend. Einigen ſoll die Verſtorbene auch als Hündin begegnet, und ihnen ohne gegebene Veranlaſſung in die Wade gefahren ſein. Da aber der Biß nicht die Tollwuth zur Folge hatte, ſo ſchloß man daraus, daß es mit dieſer Hündin eine eigene Bewandtniß haben müſſe."

„Die Hündin wird eher ein Wehrwolf geweſen ſein!" berichtigte der alte Zigeuner.

„Was iſt es mit den Wehrwölfen?" fragte Wallner, welcher in dieſem Theil der Naturgeſchichte ungeſcheut ſeine Unwiſſenheit bekannte.

Der Gefragte verrieth ſein Erſtaunen, daß ein ſo weit gereiſ'ter Herr noch nie von einem Wehrwolfe gehört haben ſollte. Dieſer — äußerte er — iſt durch ſeine ungewöhnliche Größe wie durch ſeine beſondere Kühnheit leicht von einem gewöhnlichen Wolfe zu unterſcheiden. Er läßt ſich zumeiſt in den zwölf Nächten, beſonders in der Chriſtnacht, ſehen. Erblickt man ihn aber zu einer andern Jahreszeit, ſo darf man darauf ſchwören, daß es kein Geſpenſt, ſondern ein verwunſchener Menſch iſt."

„Ein Verwunſchener?"

„Nun ja! ein Menſch, welcher von einer Hexe oder einem Hexenmeiſter mittelſt eines Fluchs in einen Wolf verwandelt worden iſt. Denn obſchon ſie nicht das Weſen eines Menſchen in ein Vieh zu verwandeln im Stande ſind, ſo können ſie ihn doch äußerlich in jede beliebige Beſtie verwandeln, und ihn auch allen Inſtinct derſelben annehmen laſſen. Preciosa! mein Töchterchen, erzähle doch dem Herrn die Geſchichte von dem ſpröden Bauernburſchen."

Preciosa gehorchte dem Aufruf ihres Vaters in folgender Weiſe:

„Eine Hexe, welche ſich alle erdenkliche Mühe gegeben hatte, bei einem jungen Landmann, in den ſie ſich vernarrt hatte, Gegenliebe zu erwecken, ſagte, als ſie ihm einmal wieder begegnete: „Na, warte nur! ſobald Du in den Wald gehſt, verwandle ich Dich mit dem erſten Schlage Deiner Art in einen Wehrwolf.“ Aber der hübſche Knecht achtete der Drohung nicht, ſondern ſpannte ſeine Ochſen vor den Wagen und fuhr in's Holz. Kaum hatte er die Art zum erſten Schlage gehoben, als ſie der kraftloſen Hand entfiel. Ganz erſchrocken beſieht er ſich und findet ſeine Hände in Wolfsklauen verwandelt. Beſinnungslos rennt er im Walde umher, bis er an eine Quelle kommt. Hier entdeckt er mit Grauſen, daß er von Kopf bis zu Fuß ein wirklicher Wolf geworden. Noch hingen hier und da an ihm die Lappen ſeiner Kleider, denn nicht ſo ſchnell war jede Spur verwiſcht. Er eilt zu ſeinen Ochſen hin; aber dieſe gerathen bei ſeinem Anblick in Furcht und fliehen davon. Noch Eins will er verſuchen; ſeine bekannte Stimme ſoll ihnen freundlich Stillſtand gebieten, doch ach! ſtatt eines menſchlichen Lautes kommt furchtbares Wolfsgeheul aus ſeiner Kehle. Nun erſt ſah er ernſtlich ein, daß der Hexe Drohung an ihm erfüllt ſei. Aber auch noch als Wolf war es ihm unmöglich, ſich von dem lieben heimathlichen Dorfe ganz zu trennen. Er blieb immer in der Gegend. Nie konnte er ſich an rohes Fleiſch gewöhnen, und ſchon der Gedanke an Menſchenfleiſch erregte Grauſen in ihm. Deßhalb begann er die Hirten und Schnitter zu ſchrecken, und ſie von ihrer Arbeit zu verjagen. Dann fraß er ihnen gierig Milch, Brod und ihre andern Speiſen auf.“

„Nachdem er in dieſem verzauberten Zuſtande ſchon viele Jahre zugebracht, empfand er einſt eine

mächtige Neigung zum Schlafen. Er warf ſich alſo auf eine Wieſe und ſchlummerte ein. Wie groß war aber ſeine Verwunderung, als er ſich bei'm Erwachen wieder in einen Menſchen verwandelt ſah. Vor Freude außer ſich, vergaß er ſeinen Zuſtand — denn nach ſolcher Entzauberung ſind die Menſchen bekanntlich ganz unbekleidet — und ſo ſchnell wie er nur konnte, lief er nach ſeiner lieben Hütte."

„Aber kein Glück iſt dauerhaft, ſagt das Sprichwort, und das erfuhr auch der verwunſchene Knecht. Seine Eltern waren bereits geſtorben; ſeine Geliebte hatte ſich bereits einen Andern genommen, und ſchon vier Kinder balgten ſich vor ihrer Hütte. Von ſeinen Freunden waren die Einen geſtorben, die Andern in fremde Länder gereiſ't. Der arme Bauer ertrug alle dieſe traurigen Nachrichten mit feſtem Muth, wenn auch das Herz ihm dabei blutete. Im Schweiße ſeines Angeſichts bearbeitete er ſein kleines Feld, und wenn ſich dann am Sonntag die Nachbarn in der Schenke verſammelten, ſo erzählte er ihnen ſein Unglück, das ihm die Rache des verſchmähten Weibes zugezogen."

„Dieſe Hexe muß ihre Kunſt ſchlecht verſtanden haben," ſpottete Wallner, als Preciosa geendet hatte, „denn ſonſt würde ſie auf friedlicherm Wege zum Ziele ihrer Wünſche gelangt ſein, während ſie jetzt nur mit der Befriedigung ihres Rachegefühls ſich begnügen mußte."

„Wie iſt dies zu verſtehen?" fragte das Mädchen.

„Nun," entgegnete der Gefragte, „ſie hätte einen Liebestrank kochen und auf liſtige Weiſe dem ſpröden Geliebten beibringen ſollen."

„Nichts iſt leichter, in der That," ließ ſich einer der Hirten vernehmen, „man braucht nur in einer gewiſſen Stunde der Nacht bei'm Mondſchein ge-

wiſſe Kräuter zu kochen, und den Abſud davon in den Herd des Hauſes zu vermauern, dann muß in der anzulockenden Perſon eine unwiderſtehliche Neigung entſtehen, den Herd mit ſeinem Beſitzer in ehelicher Gemeinſchaft zu theilen."

„Könnte man nicht das Recept zu einem ſolchen Liebestrank erfahren?" fragte Wallner weiter.

Der Hirt belehrte: „Ich weiß nur von Bereitung eines Liebespulvers. Man nimmt nämlich ein Stück pulveriſirtes Fleiſch von der Stirne neugeborner Füllen, welches die Stuten gleich nach dem Fohlen abzubeißen pflegen. Außerdem pflegt man Haare vom äußerſten Schwanzende des Wolfes und etwas von ſeinen Schamtheilen zu nehmen, dazu Taubenblut. Das ſoll auch die Liebesgier mittheilen.

„Aber, ihr Leute, dort ſehe ich ſchon die Morgenröthe anbrechen!' bemerkte der Slowak, ‚mein Weg iſt weit, und zu Mittag möchte ich gern in Tornya eintreffen."

Damit hatte er die Loſung zum Aufbruch gegeben, welcher nicht nur ſein jüdiſcher Reiſegefährte, ſondern auch die Zigeuner zu folgen beſchloſſen. In Folge deſſen änderte ſich plötzlich die Scene, welche die Nacht hindurch eine ſehr maleriſche geweſen war. Die kniſternden, hochauflodernden Wachtfeuer rings umher, die gegen den Himmel ſich emporkräuſelnden Rauchwolken, die in bunten Gruppirungen am Boden umhergelagerten Hirten in ihren weiten Gatjahoſen, kurzen Jacken und breitkrämpigen Hüten, mit ſchwarzem langem Haar ſcharfgeſchnittenen Geſichtszügen, die jetzt aus Torniſtern ihren Morgenimbiß, welcher in kleinen Stücken von Ochſenfleiſch beſtand, das mit Zwiebeln und Paprika eingerieben war, hervorlangten und mit großem Appetit verzehrten; die mächtigen hölzernen Krüge, aus denen ſie tran-

len, dies Alles gab der Scene ein eigenthümliches Intereſſe.

Auf den reiſenden Deutſchen ging jetzt Precioſa zu, und einen jener herzgewinnenden Blicke auf ihn werfend, welche man geneigt ſein möchte, als den Ausdruck einer ſich im Innern regenden Seelenſympathie zu deuten, redete ſie ihn wie folgt an: „Gnädiger Herr! daß Sie vorhin ein günſtig Wort für unſer von aller Welt geſchmähtes Volk geſprochen, hat mich ſehr zur Dankbarkeit geſtimmt. Meine Fähigkeit, in die Zukunft zu blicken, das Erbtheil meiner Mutter, möchte ich gern zu Ihrem Nutzen anwenden; wenn Sie daher mein Anerbieten nicht mit Mißtrauen oder Spott erwidern, wie es bei den aufgeklärten Herren angetroffen wird, ſo hören Sie auf meinen gutgemeinten Rath.“

Wallner ergriff mit Wärme ihre Hand, um alle Beſorgniſſe dieſer Art aus ihrem Herzen zu verbannen, und die holde Jungfrau begann in der feierlichen Haltung, die einer delphiſchen Prieſterin würdig geweſen wäre:

„Weiſſagungen ſind nicht zu verachten, weil ſie zuweilen den rechten Weg zeigen, von welchem die Tücke des Schickſals gern abwärts führen möchte; das Vorherbeſtimmte, wenn es vom Uebel iſt, zu vermeiden, darin beſteht der hohe Werth der Vorherſehungsgabe, denn nichts iſt unvermeidlich, obwohl in bedingter Weiſe manche Gefahr vorherbeſtimmt. Wenn Sie nun am nächſten Abend vor einem Gaſthofe halten, ſo betrachten Sie jenes Mädchen, welches, zuerſt aus dem Hauſe tretend, Ihnen einen Trunk anbieten wird, als die vom Schickſal Ihnen beſtimmte Braut; kommen Sie ihr daher in gewinnender Weiſe entgegen, denn aus ihren Händen wird Ihr Lebensglück hervorgehen.“

Wallner dankte in verbindlicher Weise, doch schien ihm Alles, was er jetzt vernommen, und die einnehmende Gestalt Preciosa's, die ihm jetzt, wo ihre ohnehin wohlklingende Stimme so feierlich klang, wie ein Wesen aus dem Zauberlande der Phantasie herabgestiegen erschien, nur ein lebhafter Traum, nicht wirklich Erlebtes zu sein. Der mit den Abschiedsworten Preciosa's sich mischende Gruß ihres Alten weckte ihn aus seinem Nachsinnen.

Der Teufelstanz.

Wieder begegnen wir unserm deutschen Reisenden auf der unabsehbaren Ebene, über welche des adeligen Fuhrmanns Viergespann wie die Windsbraut dahinsaus't. Der Himmel ist mit Wölkchen behangen, deren Ränder die Morgensonne beleuchtet. Wir verfolgen ihre langen Reihen, wie die nahen, entfernten und fernsten Segel einer großen Flotte, bis in unermeßliche Entfernungen hin, denn der klare Himmel läßt auch selbst noch die äußersten kleinen Lichtränder deutlich erblicken. Der Boden liegt in seiner ganzen Oede vor uns; weiterhin wiederholt sich tausend Male derselbe Anblick. Nicht einmal ein flatternder Vogel zeigt sich in den Lüften. Nur eine Farbenschattirung am Horizonte, die einer aufsteigenden Rauchsäule ähnelt, läßt es ungewiß, ob nicht dort in der Ferne einige auf einsamer Sallasche*) wohnende Hirten ein Feuer anmachten.

---

*) Viele jener Sallaschen haben nichts als einen Herd, einen Raum zum Wohnen und einen zum Einspeichern der Vorräthe, einen Brunnen und dann rund umher Viehweide und etwas Acker. Zuweilen aber sind sie auch ganz wohnliche

Weiterhin belebte sich die Gegend, das beständige Summen der Insecten, das Kreischen der Raubvögel und das Blöcken von Schafen erinnerte den Reisenden, daß die Pußta dennoch keine Wüste sei. Die Sonne schoß bereits heiße und heißere Strahlen auf die ausgetrocknete Erde herab, so daß der Sand von der glühenden Hitze zu zittern schien. Die Heerden hörten nun auf zu weiden, und sammelten sich in einem dicht geschlossenen Zirkel, wo jedes den Kopf in den von dem Körper seines Nachbars gebildeten Schatten hielt. Zuweilen flog auch ein Schwarm lärmender Regenpfeifer vor der Staubwolken aufregenden Pritschka auf; aber von andern Vögeln ließ sich nichts blicken.

Nach zweistündiger Fahrt änderte sich abermals die Scene. Kahle Sandstellen und unfruchtbare Sandhügel zeigten sich in großer Fülle. Hier und da waren die Sandhügel ganz vom Winde zerrissen. Die Hitze wurde so groß, daß der Fuhrmann die Pferde etwas verschnaufen lassen mußte, denn sie konnten bei der Siroccotemperatur nicht mehr weiter. Diese Pause benutzte er, um auf die Sandhügelecken hinzuzeigen, aus denen der Wind zuweilen den „laufenden" Sand herausholt. „Dreht dann der Sturm sich im Kreise und fegt den trocknen Flugsand" — belehrte er sehr ernsthaft seinen Passagier — „dann ist es der Tanz des Teufels. Wer da Muth hat und seine Seele gegen Schätze wagt, der nehme ein noch ungebrauchtes scharfes Messer und werfe es mitten in den Kreiswind."

---

und stattliche Gebäude, mit einigen daneben gepflanzten Bäumen und etwas Gartenland. Das Wort sallash kommt her von szallani, welches soviel heißt als „einkehren". Es bedeutet also eine Wohnung; man versteht aber darunter auch eine „Meierei".

Wallner fragte ungläubig lächelnd, ob er diese Behauptung an sich selbst erprobt habe?

„Muß man denn Alles selbst erlebt haben?" entgegnete gereizt der Wagenlenker. „Unsere Väter hatten auch kein Bret vor dem Kopfe. Hab' einmal mir erzählen lassen von einem kühnen Burschen, dem hatte der Gottseibeiuns in der Gestalt einer mächtigen Windhose das Dach seiner Scheune abgerissen; was that der Junge? Er nahm ein glänzendes geweihtes Messer und warf es mit voller Kraft in den Sturm hinein. Sogleich erschien demüthig gebückt der höllische Geist und fragte nach seinem Befehl."

„Gleich bessere wieder aus die Scheune!" rief wuthentbrannt der junge Bauer: „fülle die Kartoffelgrube bis an den Rand mit purem Golde, bring' mir nach Hause ein Fäßchen Sliwowitz und frischen Speck, drei große Schwarten."

„Ganz wie du willst, soll es geschehen; nur zieh' mir das Messer heraus, denn es schmerzt mich abscheulich," brüllte der Satan. — „Nein!" rief der Bursche, „erst thue, was ich geheißen." Dem Teufel blieb nichts übrig, als zu gehorchen; doch als bald nachher der junge Mann an einer Krankheit auf dem Tod darnieder lag, da sahen alle die andern Bauern, die bei ihm in der Hütte waren, den Teufel zu seinen Häupten auf die arme Seele lauern. Alle Welt betrauerte ihn aufrichtig, und mein alter Gevatter sagte leise: „Wenn er, anstatt Goldes zu begehren, lieber mit einem silbernen oder messingenen Rockknopfe auf den Teufel geschossen hätte, so würde er lange und ehrlich gelebt und seine Seligkeit behalten haben."

Wallner lachte laut auf, was der Erzähler so übel vermerkte, daß er, einen kräftigen Fluch zwischen den Zähnen zermalmend, seinen Aerger an den

Pferden ausließ, die nun in gestrecktem Galopp die weite Fläche dahintrabten.

Eine Weile mochten sie gefahren sein, als eine Schaar von Mücken sich auf die Pferde stürzte, und Augen, Ohren und Nase förmlich bedeckte. Jetzt glaubte der Fuhrmann, so sehr diese Zudringlichkeit der Insecten, wegen ihres giftigen Stiches, ihn für seine Thiere besorgt machte, doch die günstige Gelegenheit gekommen, den Unglauben seines Passagiers zu Schanden zu machen. Rasch wendete er sich gegen den im Wagen Sitzenden um, um die Frage an ihn zu richten, ob er etwas über den Ursprung dieser häßlichen Geschöpfe wüßte, deren Stich tödtlich werden könne?

Wallner rieth auf eine in der Nähe befindliche Sumpfgegend von eigenthümlicher Beschaffenheit, deren faulende Substanzen in warmer Jahreszeit leicht solche giftige Wesen erzeugen können.

„Da habe ich Euer Gnaden recht erwischt," jubelte der Kutscher, „schauen's, diese Gölsen kommen alle gar weit her aus einer Höhle bei Columbacz, wo sie aus dem verwes'ten Leibe des Lindwurms herauskriechen, dessen Gestalt der Teufel annahm, als er mit dem heiligen Georg Krieg führte. In jene Höhle warf er den Kopf des erlegten Drachen. Aus der verwesenden Zunge in dem faulenden Rachen des Ungeheuers bilden sich noch jetzt verheerende Schwärme kleiner Fliegen, deren giftigem Biß alles Vieh auf der Weide erliegen muß. So giftig war der Geifer des Drachen! Jetzt schaden diese Thiere dem Vieh nur im Sommer; bevor der Heilige sich der Leiden der Rinder und Pferde annahm, ging es das ganze Jahr so fort. Aus Dankbarkeit feiern die Hirten bei uns den Tag dieses Heiligen; an diesem Tage werden die Schafe zum ersten Male gemolken, und zwar in

reingeſcheuerte, mit Blumen bekränzte Gefäße. An dieſem Tage werden die Heerden gezählt, und zwar in gerade fortſchreitender Zahl, was der Hirt ſonſt nie thut. Zählt er ſie an einem andern Tage des Jahres, ſo rechnet er nur von Zehn zu Zehn, denn zu einer andern Zeit wäre es gefährlich, wie Sie aus der Bibel wiſſen, welche auch das Zählen der ſtreitbaren Bevölkerung ernſtlich verbietet, und weil König David darauf nicht achtete, war zur Strafe die Peſt in's Land gekommen. Sie dürfen's glauben" — ſchloß er ſeine legendenförmige naturgeſchichtliche Erläuterung — „dieſe Fliegen ſind ſo giftig, daß die ergriffenen Thiere manchmal toll werden, ja nicht ſelten todt zu Boden ſtürzen."

Wallner wollte nicht durch ein wiederholtes ſkeptiſches Lächeln die Stimmung eines Mannes abermals aufreizen, in deſſen Gewalt er in dieſer menſchenleeren Gegend ſich befand, und ſuchte im Schweigen ſein Heil.

Zweites Buch.

Der Aufenthalt in Futak.

Die Vorherbestimmte.

In Futak war, als unsere Reisenden ihren Einzug in diesen Ort hielten, ein reges Leben. Schon eine kleine Stunde vorher war ihnen mancher riesige Landwagen begegnet, welcher mit der aufgehäuften Masse roher Schafhäute und Ziegenfelle den Himmel zu erstürmen drohte; vor und neben ihm sausten bescheidene Pritschken vorbei, gezogen von vier Langschwänzen mit dünnen Beinen und fleischlosen Knochen. Die Fußgänger verriethen durch ihre zwar bäuerliche, aber dennoch ungleiche Tracht das Völkergemisch, wodurch sich Ungarn vor allen andern Ländern Europa's auszeichnet. Die überall zum Vorschein kommenden slowakischen Topfstricker oder Drahtbinder, diese Meister im Ausbessern zerbrochenen irdenen Geschirres, fehlten auch hier nicht, mit ihrer in Lappen um die dürftige Gestalt hängenden Kleidung, mit ihren langen, zottigen, unter

dem gestülpten Hute hervorquellenden Haaren, die traurige Folie zu dem bunt aufgeputzten, wohlhabenden Landvolk der Umgegend zu bilden, das mit fröhlichen Gesichtern dem heute abzuhaltenden Jahrmarkt zuströmte.

In der wegen ihrer imponirenden Breite einem Heerwege ähnlichen Seitenstraße, die in den weiten Marktplatz ausmündete, und durch welche unsern Reisenden der Weg führte, bemerkte er eine Gruppe von einigen hundert völlig wilden Pferden aus der Moldau, von denen auch nicht eines noch einen Zügel gefühlt hatte. Ihre Wärter waren von einem Menschenschlage, der noch wilder zu sein schien. Die gekauften Thiere von der Heerde trennen zu sehen, war für Wallner ein interessanter Anblick. Der Wärter stürzte sich in die Heerde, ergriff das vom Käufer bezeichnete Pferd bei den Ohren und der Mähne und hing sich mit größter Gewalt daran. Davon wurde das Thier unruhig, sprang herum, schlug aus, bäumte sich, und versuchte alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, um von seinem Feinde loszukommen. Alles vergebens, der Kerl hing bald in der Luft, bald am Boden; immer aber hielt er fest am Kopfe des Pferdes. Endlich, ermüdet von seinen Anstrengungen, war das Pferd einen Augenblick ruhig. Sogleich wurde ihm ein Seil mit einer Schlinge über den Kopf geworfen, an welcher drei oder vier Mann mit aller Kraft zogen, bis sie es aus der Heerde zerrten. Halb todt vom Würgen, vor Furcht und Mattigkeit wurde das arme Vieh an seinen Kameraden gebunden, und beide fortgeführt.

Auf dem Marktplatz angekommen, fand man weit friedlichere Wesen. Eine Heerde entzäumter Rosse spazierte im Zustande der Freiheit umher, oder lagerte sich mit ihren Füllen neben den vielen aus-

gespannten Frachtwagen, welche als eine Burg den von ihren Strapatzen der letzten Nacht ausschlafenden Fuhrleuten diente, die, in langgezottelte Schafpelze gehüllt, ihre plumpen Leiber auf den morastigen Boden hingestreckt hatten. Ungestraft bahnten sich die kühnen Marktbesucher durch die Lagerstätten der Rosse ihren Durchweg, ohne mit einem Hustritt die Verwegenheit zu büßen. Auf jedem Gesichte der sich Drängenden las man Eilfertigkeit, das drückte und drängte, schob und preßte sich gegenseitig. Hier stieß ein Ellbogen, dort streifte ein Rad, und man nahm sich nicht einmal so viel Zeit, darüber ungehalten zu werden.

Endlich hielt der Wagen vor einem Wirthshause. Aber kein dienstfertiger Kellner oder Hausknecht ließ sich blicken. Vermuthlich gab es da drinnen vollauf zu thun. Wallner blieb ruhig auf seinem Sitze, während der Kutscher seine Pferde ausspannte, und schickte seine Augen zur Musterung des Marktgetreibes aus. Just unter den Fenstern der Schenke befanden sich die Verkäufer breiträndiger Hüte. Diese Krone war zu flach, der Rand zu schmal, da er nicht mehr als achtzehn Zoll Breite hatte. „Wer wird einen so häßlichen Hut kaufen?" sagte der Eine, indem er ihn zugleich leichtfertig nach einer Seite über seine fettigen Locken warf; oder: „wer soll so dünnen Filz kaufen?" meinte ein Anderer und gab dabei dem Hute einen Puff, um seine Haltbarkeit auf die Probe zu stellen. Weiterhin umstehen slowakische Bauern die Bude eines Mannes, der mit Artikeln aus rothem Leder handelt. Die Tracht dieser Slowenzen ist äußerst malerisch. Sie hatten ihre dunkelfarbigen, mit Pelz verbrämten und mit Schnüren besetzten kurzen Mäntelchen auf spanische Weise über die Schulter geworfen. Die Beine steckten in engen weißen Hosen, welche in rohen,

um die Knöchel feſtgebundenen Sandalen endigten, während der ganze Mann ſich unter dem Schatten ſeines Hutes befand, der buchſtäblich breiter war, als alle Theile ſeines Körpers. Die Waare, um welche er feilſchte, war ein Gürtel von faſt einem Fuß Breite, und ſo dick und hart, daß eine Piſtolenkugel davon abprallen mußte.*) Das neben dem Käufer ſtehende Weib in der Schafpelzjacke und den Knieſtiefeln ſcheint ſeine Ehehälfte zu ſein, aber während ihre Hand in ſeinen Arm gehängt iſt, biegt ſie das Geſicht rückwärts, um ihre Muhme abzuküſſen, welche als Zeichen ihrer Dankbarkeit ſie mit Aepfeln, Kolatſchen**) und Bratwürſten beſchenkt, welches Alles ſie in ihrem weiten Hemde, vorn über dem Gürtel auf dem bloßen Leibe aufgeſpeichert hatte. Es war gar ſpaßig anzuſehen, wie nach wechſelſeitigen Becomplimentirungen die Beſchenkende haſtig in den Bruſtſchlitz fuhr und den hervorgezogenen Kuchen der jungen Freundin mit dem freundlichſten Geſicht von der Welt präſentirte.

Vor einem der wenigen zweiſtöckigen Häuſer ſtand eine Serbin, die gar vielerlei Kleider auf dem kleinen Körper trug; ihr Hauptſchmuck be-

---

*) Der Slowak fühlt ſich nicht behaglich, ohne dieſes breite Hemmniß um ſeinen Leib geſchnallt zu haben. Er glaubt, die Unterſtützung deſſelben mache ihn ſtärker. Er braucht es als Taſche, er verbirgt Meſſer und Gabel darin, hängt Stahl und Stein daran. Der Tabaksbeutel iſt gewöhnlich in einen Winkel deſſelben geſtopft, und wenn er ſeine kurze, hölzerne Pfeife nicht in ſeinen Stiefeln oder zwiſchen Nacken und Hemd findet, ſo ſucht er auch noch dieſer in ſeinem Gürtel. Da die Slowaken, wie die Magyaren, kurze Hemden tragen, ſo dient bei ihnen der Gürtel dazu, den Zwiſchenraum zwiſchen dem Hemde und den Hoſen auszufüllen, was er jedoch nur unvollkommen bewerkſtelligt.

**) Kuchen.

ſtand in langen, dichten Reihen von Münzen an Schnüren, die ſie ſich drei- bis viermal um den Kopf gewickelt hatte, und die ihr ebenſo in drei- und vierfachen Reihen auf der Bruſt lagen. An jeder Schnur waren Münzen von verſchiedener Größe, alle ſehr ſymmetriſch rangirt. Die Beſchäftigung dieſer Frau war eine eigenthümliche. Sie hackte von einer Ziege eine Lende ab, zerſchnitt dieſe, ſowie auch das Fleiſch vom Rücken, indem ſie die Knochen auslöſ'te, in viele Stücke. Dieſe an Stöcke anzuſpitzen, und das auf einem Holzſtoß angezündete Feuer zu ſchüren war das Geſchäft ihrer Jungen. Hierauf nahmen zwei Andere die Stäbe in die Hände und drehten ſie ſo lange an und über den Flammen, bis das Fleiſch gar zu ſein ſchien. Dann zogen ſie es mit den Fingern von den angebrannten Stäben herunter und präſentirten es den umſtehenden Eßluſtigen auf einem Brete.

Neben dieſer improviſirten Straßenküche hielten walachiſche Frauen Obſtwaaren feil. Sie waren faſt Alle beſchäftigt, einige mit dem Brodiren ihrer Hemden, durch deren Aermel und Manſchetten ſie rothe Fädchen zu allerlei Figuren zogen, die meiſten aber mit dem Spinnrocken, der aus dem Gürtel hervorguckte, und aus welchem ſie unabläſſig wollene Fäden hervordrehten und auf eine herabhängende, immer im Schwunge erhaltene Spindel wanden.

Der rieſige Mann mit dem langen Barte und noch längerm Haupthaar, und welchen ſie, ungeachtet ſein abgetragener Kaftan nur ein grobleinenes Hemd und dergleichen von einem Gürtel zuſammengehaltene Hoſen verdeckte, durch augenblickliches Erheben von ihren Sitzen, ehrend begrüßen, iſt allem Anſcheine nach der Pope ihres Dorfes.

Dort an der Pfarrkirche, wo die Geflügelverkäufer ſitzen, ſcheint ein Ereigniß ungewöhnlicher

Art die Volkshaufen aufzuregen. „Was hat ſich begeben?“ fragen Mehre zugleich in Wallner's Nähe. Lachend berichtet der Jude, welcher aus jener Richtung des Marktplatzes herſchlotterte: „Ein Bauer hatte ein halbes Schock Eier in der kleinen Schürze, die vor dem Nabel locker befeſtigt war, ausgeboten. Im Eifer des Zuzählens bemerkte er nicht, daß der Käufer die Schleife, welche die leinene Hoſe zuſammenhielt, aufgezogen. Was ſollte der Verkäufer thun? die ſinkende Hoſe feſthalten? dann mußte er die Hand von der Schürze laſſen, und alle Eier, deren Werth er noch zu Hauſe ſchuldet, zerplatzten auf den Boden fallend. Er entſchloß ſich, die zerbrechliche Waare zu ſchonen. Da mußte alſo die Hoſe zur Erde herabſinken, und der Mann ſtand da wie Adam im Paradieſe, weil das Hemd nur bis zur Bruſt reichte. Noch immer hält er die Schürze mit den Eiern, wie ſehr auch die vorn und hinten ihn begaffende Menge im Lachkrampfe zu vergehen droht. Und abſichtlich übereilt ſich der Käufer nicht im Abnehmen der Eier, er holt ſich immer nur eins aus der Schürze, damit der Spaß noch ein Weilchen dauern könne.“

Noch viele andere komiſche Gruppen ſchienen die Aufmerkſamkeit unſeres Reiſenden in Anſpruch nehmen zu wollen, als aus der Thüre des Wirthshauſes eine der lieblichſten Mädchengeſtalten hervortrat, und Wallner ein Glas Wein kredenzend, ihn wegen der langen Säumniß um Entſchuldigung bat. Ueberfülle des Locals mit Marktbeſuchern verhindere das Unterbringen anderer Gäſte, doch ſei Anſtalt getroffen, daß eine Privatwohnung den jungen Herrn aufnehmen werde. Der Angeredete nahm höflich dankend das dargebotene Glas, ohne ſich für oder gegen das Anerbieten zu erklären, denn ſeine Blicke haſteten, wie feſtgebannt, auf den ſchönen Zügen.

Auf dem Antlitz der Jungfrau lag in der That ein unwiderstehlicher Zauber. In reichen Locken floß das Seidenhaar auf ihre Schultern herab. Diese offene freie Stirne, diese, die dunkle Glut der braunen Augen mildernden langen, Seidenwimpern, diesen lächelnden Mund konnte in der That Niemand ohne ungewöhnliches Interesse sehen.

Diesen Reizen diente als Folie die nachfolgende Wirthin. Ihr Gesicht war beinahe männlich, mit starken markirten Zügen. Das Gewand hing unordentlich um ihren Leib und sah aus, als hätte sie es in der größten Eile umgeworfen. Ein dunkelblaues, weißgetupftes Tuch bedeckte den obern Theil ihrer Haube und ließ nur die schwarzen Kanten sehen.

Wallner ließ sich um so leichter bereden, das Gastrecht eines Privaten für diese Nacht in Anspruch zu nehmen, als er aus dem Munde der Wirthin erfuhr, daß die liebliche Erscheinung nicht ihre Tochter oder gar das Schenkmädchen sei, sondern die Nichte des lutherischen pastor loci, welcher ihn unter seinem Dach aufnehmen wolle.

Ungarische Gastfreundschaft.

Die beiden Frauen hatten Wallner vermocht, die kurze Zeit, während welcher die Vorbereitungen zu seiner Aufnahme im Pfarrhause getroffen wurden, im Schenkzimmer zu verweilen. Er stieg demnach von seinem hohen Wagensitze herab, um der Wirthin und ihrer lieblichen Gehülfin in das Haus zu folgen.

Die geräumige Wirthsstube bot nichts zum Comfort Gehöriges dem umherblickenden Auge des Gastes. Ein langer, schmaler, eichener Tisch, mit

einem eben nicht reinen Tischtuch bedeckt; ein aus viereckigen Kacheln zusammengesetzter und mit einem hölzernen Gitter versehener mächtiger Ofen, mehre Strohsessel, einige kleine Schemel, auf welche die Besucher zuweilen ihre Füße zu legen pflegten, und ein vergitterter, seltsam verzierter Gläserschrank, oben mit Flaschen und Becherreihen besetzt, unten mit drei breiten Schubladen versehen, vervollständigten, nebst mehren kleinen Tischen für ab- und zugehende Gäste und einem Dutzend hölzernen Stühlen mit herzförmig durchlöcherten Rückenlehnen, die einfache Einrichtung dieses Zimmers. Die eine der beiden Thüren führte nach einer gegen den Hof zu belegenen Kammer, die andere in den Thorweg, wo eben eine Zigeunerbande den trunkenen Gästen, welche, die Branntweinflasche von Mund zu Mund gehen lassend, in der Stube sich gegenseitig überschrieen, ungarische Nationalmelodien aufspielte.

Katharina, so hieß das holde Wesen, leistete dem deutschen Reisenden während seines Verweilens in dieser fremdartigen Umgebung Gesellschaft und erzählte ihm, wie sie heute ihrer Pathin zur Aushülfe sich angeboten, weil das gewöhnliche Personal zur Bedienung der Marktgäste nicht ausreiche, daß die lutherische Gemeinde in diesem Orte nur aus wenigen Familien bestehe, die daher um so fester an einander halten, daher die gegenseitige Dienstfertigkeit. Uebrigens hätte auch sonst ihr Oheim, der Pfarrer der kleinen Gemeinde, die in Ungarn heimische uneigennützige Gastfreundschaft nicht fehlen lassen, wenn er auch nicht in näherer Verbindung mit der Wirthin stände, weil es hier zu Lande Sitte sei, daß anständige Reisende von den Edelleuten und Geistlichen beherbergt werden, woher es komme, daß in den Wirthshäusern nur für die Bedürfnisse von Fuhrleuten, Handwerksburschen und Bauern ge-

ſorgt zu werden pflege. Schwarzbrod, Salz, Milch, Fleiſch, Wein und Branntwein ſind faſt die einzigen Artikel, mit welchen ſich deßhalb ein Wirth in dieſer Gegend zu verſehen trachtet.

Unter dieſen und andern Geſprächen, mit welchen das freundliche Kind unſerm Reiſenden die Zeit des Harrens zu kürzen ſuchte, war der Paſtor in die Stube getreten, um ſeinen Gaſt perſönlich aufzufordern, ihm in ſeine Behauſung zu folgen. Seine Erſcheinung wirkte wohlthuend auf Wallner. Es war ein angehender Sechsziger, aber noch ſtark und kräftigen Ausſehens. Sein faſt ganz zu Silber gewordenes und den Scheitel in dünnen Locken umſpielendes Haar deckte ein Sammtmützchen. Sein rundes, rothbackiges Geſicht athmete Leben; in ſeinen Augen glänzte heitere Biederkeit.

Katharina rief eine Magd, die, den Fremden anglotzend, in der halboffenen Küchenthüre ſtand, herbei, des Herrn Gepäcke in die Pfarrwohnung zu tragen. Die Dirne mit dem ſtrotzenden rothwangigen Geſichte, deren glänzend ſchwarzes Haar rückwärts in einer einzelnen mächtigen Flechte weit herabhing, folgte dem Geheiße, und ſo begaben ſich der Wirth und ſein Gaſt, gefolgt von den beiden weiblichen Perſonen, auf den Weg, denn Kathrinchen glaubte auch ihre Anweſenheit zu Hauſe jetzt unerläßlich.

Während die Viere den Weg nach dem Pfarrhauſe einſchlagen, will ich in Kürze den Leſer mit dem Paſtor Lutz näher bekannt machen. Auf den erſten Anblick hätte man in ihm wegen ſeines behaglichen, vollwangigen Mondſcheingeſichtes, das ein höchſt ſorgenfreies Leben andeutete, einen verbauerten Gutsbeſitzer vermuthet, keineswegs aber einen magister liberarum artium, der auf einer deutſchen Hochſchule — welche die Studirenden der proteſtan-

tiſchen Theologie, in Ermangelung einer ſolchen Facultät auf den öſterreichiſchen Univerſitäten, zu beſuchen veranlaßt ſind — die Elemente deutſcher Bildung ſich angeeignet hatte. Seiner Abſtammung zufolge war er ein Slowak, und ſeine Väter mochten, vielleicht zur Zeit, als Luther's Lehre in Böhmen heftige Verfolgungen erlitt, nach Ungarn, das zu allen Zeiten allen Nationen ein Aſyl öffnete, verſprengt worden ſein. In ſeinem Wohnorte gab es nur wenige Bekenner der gereinigten Lehre, meiſt Illyrier, welche der griechiſchen Kirche angehören, und Papiſten. Aber die verſchiedenen Glaubensparteien lebten hier, wie überall in Ungarn, in friedlicher Gemeinſchaft, denn die Bewohner dieſes Landes ſind ein practiſches Volk, das ſich um Meinungen nicht ſtreiten mag und lediglich das materielle Wohl des Landes zu fördern ſtrebt.

Bei ſo bewandten Umſtänden läßt ſich wohl denken, daß unſer Pfarrer, welcher in ſeiner Einſamkeit lediglich auf Lectüre zur Nahrung ſeines Geiſtes angewieſen war, obſchon Slawe, doch mit deutſcher Bildung frühzeitig genährt, den Beſuch eines Deutſchen unter ſeinem Dache, welcher überdies aus der Kaiſerſtadt zu kommen ſchien, folglich auch mit politiſchen Neuigkeiten befrachtet ſein mochte, als eine gar zu erſehnte Erſcheinung begrüßte.

Pfarrer Lutz

war, wie das Volk Leute von ungewöhnlichen Eigenſchaften zu nennen liebt, ein „Original". Von einer Familie abſtammend, welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, ihres proteſtantiſchen Bekenntniſſes halber, vor den Verfolgungen der Pa-

pisten sich in das durch die Tatarenkriege entvölkerte Ungarland geflüchtet hatte, lebte auch in diesem späten Enkel jener durch Glaubensfanatismus schwer verfolgten Dulder die Erinnerung an die beklagenswerthen Gräuelthaten der alleinseligmachenden Kirche in Gefühlen fort, welche bei jeder sich darbietenden Gelegenheit in schneidenden, durch ätzenden Witz noch mehr geschärften, Aeußerungen gegen den Papismus sich entluden, die man jedoch dem lutherischen Pfarrer zu Gute halten zu müssen glaubte, weil seine Herzensgüte, seine Bereitwilligkeit, mit Rath und That den Bedrängten beizustehen, keine nachtheilige Bemerkung gegen ihn, selbst nicht unter dem katholischen Theil der Bevölkerung, aufkommen ließ. Diese Letztere beklagte bloß, daß der Mangel einer protestantisch-theologischen Facultät in den österreichischen Staaten die zum Predigtamt bestimmten Söhne der lutherischen Familien nöthige, ihre Studien auf den Universitäten des deutschen „Auslandes" fortzusetzen, wo die philosophische Freigeisterei seit dem Anfange des Jahrhunderts unter dem Schutze der Regierungen ihre Katheder errichtet habe.

In der That hatte Lutz die Hochschulen von Jena und Halle besucht, auf der erstern Fichte's Lehren, welche in der Jugend zündeten, begeistert in sich aufgenommen; aber durch die nähere Bekanntschaft mit dem damals noch privatisirenden, aber in der Folge als „erweckter Christ" zu Erlangen verstorbenen Professor Arnold Kanne, war ihm der Glaube an den geschichtlichen Werth der biblischen Schriften verloren gegangen. Der Gottmensch war ihm nur noch ein aus Indien nach Europa verpflanztes und auf dieser weiten Reise vielfach umgemodeltes Product der philosophischen Speculation; daher er in seinen Predigten die Gemeinde weniger durch die biblischen Wundergeschichten, als

durch die Auslegung des allegoriſchen Sinnes zu erbauen ſtrebte. Die wahre Religion hielt er für ewig, wie die Schöpfung, und zweifelte nicht an der Heiden Seligkeit, deren Theologie er nicht, wie ſeine meiſten Amtsbrüder, als ein Spielwerk kindiſcher Einbildungskraft, ſondern als eine vielfach verſchleierte Erkenntniß des Schöpfers aus ſeinen Manifeſtationen in den drei Naturreichen erkannte. Er war Pantheiſt, ohne den perſönlichen Gott zu läugnen. Gegen vertraute Freunde ſprach er ohne Rückhalt über dieſe Materie. In jedem Aberglauben oder wunderlicher Ceremonie des Volkes erkannte er eine von den Enkeln mißverſtandene Naturbeobachtung der Väter, was er wieder dem Puritanismus der Geiſtlichen zur Laſt legte, welche aus kluger Schonung gegen die zum Chriſtenthume bekehrten Heiden die Fortdauer ihrer alten aus dem Naturdienſt entſtandenen Bräuche gewähren ließen, aber den von der Kirche verworfenen Sinn derſelben den ſpätern Geſchlechtern zu verbergen ſtrebten, damit die Sache dem Lächerlichen verfallen und im Laufe der Zeit ſich in ſich ſelbſt auflöſen müſſe.

Nur in Ungarn, wo die religiöſe Indifferenz in einer Weiſe, wie nirgends weiter im chriſtlichen Europa, vorgefunden wird, was aus der Verſchiedenheit der oft in den kleinſten Ortſchaften zuſammenlebenden Glaubensparteien begreiflich wird; nur in Ungarn iſt es einem Geiſtlichen, ohne Gefahr der Amtsſuspenſion, möglich, ſeine religiöſen Anſichten ohne allen Rückhalt auszuſprechen, ohne mit der Gemeinde in Conflict zu gerathen. Nicht, als ob dieſe auf ſeine Extravaganzen einginge, ſondern, weil ſie ſich fern von allen geiſtigen Kämpfen hält, die ſie lediglich den wenigen Gebildeten überläßt, welche man heutzutage, wenn auch ſpärlich, ſelbſt in den verborgenſten Winkeln halbciviliſirter Län-

der antrifft. Die Heerde, welche der Paſtor Lutz hütete, beurtheilte ihn lediglich aus ſeinen Handlungen und nahm an ſeinen Lehren keinen Anſtoß, weil er ſie ſtets mit dem bibliſchen Text in Einklang zu ſetzen wußte. So warnte er vor der Thierquälerei, indem er mit der Seelenwanderung nicht bloß tröſtete, ſich beziehend auf die Worte Jeſu: „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen", ſondern häufiger noch mit dieſer Form des Fortlebens nach dem Tode die Gefühlloſen ſchreckte, indem er behauptete: Laſterhafte Seelen ſinnlicher Menſchen ſeien es geweſen, welche auf das Geheiß des Heilands in die Schweine eingezogen wären, welche in den See Genezareth ſich ſtürzten.

Dergleichen Züge ließen ſich hier noch mehre anführen, wenn ſie nicht außer dem Zwecke unſerer Geſchichte lägen. Aber dieſe wenigen Pinſelſtriche genügen, um es dem Leſer begreiflich finden zu laſſen, daß ein Geiſt, wie Lutz, reich genährt mit wiſſenſchaftlicher Erkenntniß, ſo unbemerkt in einem entfernten Winkel der Erde fortwirken konnte, ein Mann, welcher, wenn das Schickſal ihn auf einen günſtigern Platz geſtellt hätte, unſtreitig die gelehrte Welt viel von ſich reden gemacht haben würde. So bewährt ſich ſtets im Leben der Satz: „Verhältniſſe beſtimmen den Menſchen."

Aber in dieſer ſtillen Abgeſchiedenheit, in dieſer Entfernung vom geräuſchvollen Markte des Lebens, wo die Sucht, bemerkt zu werden, manchen großen Geiſt zu der verwerflichen Praxis eines Charlatans greifen ließ — in dieſer philoſophiſchen Verborgenheit war es Lutz möglich geweſen, die Reinheit ſeiner Seele zu bewahren, und obgleich ein lutheriſcher Prediger, durch die Ausübung guter Werke ſeinen Pfarrkindern ein Beiſpiel zu ſein, wie der Glaube an das ſtellvertretende Verdienſt Jeſu

nicht der einzige Weg sei, der zum Himmel führe. In seinen Predigten ignorirte er absichtlich diesen Glaubenssatz, den er in vertrauten Kreisen unbedenklich das sittliche Opium der Sünder nannte, weil er nur momentan das geängstigte Gewissen einschläfere, das aber nach der Trennung der Seele vom Leibe desto furchtbarer erwache. Lutz war überall, wo es galt, die Thränen der Wittwen zu trocknen, Bedrängten mit Rath und That beizustehen, den Gefallenen sittlich zu erheben, den Hungernden zu sättigen. Er spendete Trost ohne Rücksichtnahme auf das religiöse Bekenntniß dessen, der ihn bedurfte. Und so war es nicht seine amtliche Stellung, sondern lediglich sein Verdienst, daß die katholische Geistlichkeit des Ortes und der Umgegend ihn mit Stolz wie einen der Ihrigen betrachtete, seine Gesellschaft suchte, und das friedliche Vernehmen der Papisten und Protestanten durch das gute Vorbild der Obern noch mehr befestigt wurde.

Der Guslespieler.

Die Fenster des Gastzimmers, welches Wallner von seinem freundlichen Wirth angewiesen worden war, gingen ebenfalls auf den Marktplatz. Die Sonne begann bereits zu sinken; über die fernen Höhen, welche durch die meist einstöckigen Gebäude dem Auge nicht entzogen werden konnten, ergoß sich der Purpur des abendlichen Dämmerscheins. Am Himmel schwamm hier und da leichtes Silbergewölk, und am Rande des Horizonts leuchteten des Tagesgestirns letzte Strahlen. Aber da unten auf den Straßen schien das Marktgewühl eher zu- als abzunehmen, und Wallner, welchen der Pastor einer

Amtsverrichtung halber hatte ein Stündchen sich selbst überlassen müssen, blickte zum Zeitvertreibe hinab auf die Buden und Zelte, in welchen Pfeifenköpfe, Cziſchmen*), wollene Gewänder und Schafpelze zum Verkaufe ausgestellt waren, und auf die Melonen, Honigkuchen ꝛc., welche das Weibsvolk auf Teppichen und leinenen Tüchern, die auf dem schmutzigen Boden ausgebreitet waren, feil hielt.

Zwischen dem fröhlichen Getümmel schleppten sich hie und da ein paar alte Bettler umher, und an mehren Stellen saßen auf einem etwas erhöhten Platze einige blinde Sänger, hier und in Polen nach dem ihren Gesang begleitenden Instrument**) Guslespieler genannt. Der arme Blinde

---

*) Ungarische Halbstiefel ohne Rath.

**) Die Gusle ist ein Streichinstrument, das aber nicht, wie die meisten der unsrigen, zwischen den Knieen oder zwischen dem Kinn und der Schulter, sondern auf dem Schooße gehalten wird. Der Spielende sitzt dabei am flachen Boden, und hält die Gusle auf den Knien. Der Kasten des Instruments ist eine Art von halber Trommel, wie eine Schildkröte. Diese Trommel ist auch mit einem Felle überzogen; an der einen Seite derselben sitzt ein langer Stiel zum Festhalten und zum Greifen der Saiten. Ueber die Mitte dieser mit Fell überzogenen Trommel und über das Griffbret hin ist nur eine dicke Saite gezogen. Diese Saite besteht aus zusammengewundenen, in einander geflochtenen oder gedrehten schwarzen Pferdehaaren. Sie wird mit einem höchst solide gearbeiteten Bogen gestrichen. Derselbe ist so beschaffen: es ist ein Holz, welches in einen Halbcirkel, ungefähr wie ein halber Tonnenband, gekrümmt ist. Die Sehne des Bogens wird ebenfalls durch eine Schnur gedrehter Pferdehaare gebildet, welche mit Harz bestrichen werden. Der Bogen selbst ist zu größerer Festigkeit rundherum mit Eisen beschlagen, und an diesem Eisen sind viele kleine eiserne Ringe lose befestigt, so daß sie, besonders wenn der Spieler etwas leidenschaftlich spielt, oder auch, wie es zuweilen wohl geschieht, mit dem Bogen mehr aufklopft, als streicht, dann das Spiel und den Gesang immer mit Geklirre begleis

ſaß nur halbbekleidet auf dem bloßen, ſchmutzigen Grunde. Seine nackten Beine waren bis an die Kniee mit Schlamm überzogen. Sein Rock war überall durchlöchert, ſeine ſchwarzen Haare fielen ihm lang und wild über die Schultern, und ſeine lebloſen Augenhöhlen waren beinahe immer gegen den Himmel gewandt, als ſuchten ſie das Licht, während ſein Mund in melancholiſcher Tonart die Worte ertönen ließ: **O welika Bogu slawa! O welikoi Christi ima!***).

Wallner war durch den Anblick dieſer Jammergeſtalt, wie durch den klagenden Ton des Geſanges ſehr bewegt. Er ward aber, als er ſich wehmüthigen Betrachtungen über die ungleiche Austheilung der Erdengüter überlaſſen und dem Schickſal im Herzen bittere Vorwürfe machen wollte, daß es dem Armen, der Alles entbehren müſſe, auch den Anblick des wohlthätigen Sonnenlichts mißgönnt habe, er ward in dieſen Meditationen durch ſeinen eben zurückgekehrten Wirth unterbrochen.

„Mäßigen Sie Ihre Betrübniß", ſpottete Lutz, „dieſe Bettler befinden ſich in der Regel wohler bei ihrem Wanderleben, als viele Anſäſſige, die Haus und Hof verſchuldet haben. Sie kommen eigentlich

---

ten. Ohne Geſang wird dieſe Gusle nie geſpielt, und der melancholiſche, aber oft ſehr melodiſche Geſang, dazu die einförmigen näſelnden Grundtöne der Gusle, und dann das Accompagnement der eiſernen Ringe geben ein ganz eigenthümliches, muſikaliſches Enſemble. Das Wort guzla oder gusaly iſt ſlawiſch, denn in Polen und Rußland war dieſes Inſtrument am früheſten gekannt; demzufolge müßte das Wort Spinnrocken bedeuten, etwa weil ſich die Töne ebenſo ununterbrochen und gleichförmig abſpinnen, wie der Faden vom Rocken.

*) O du heiliger Name Chriſti! O du gebenedeiter Name der heiligen Mutter Maria!

aus Polen und Kleinrußland, beſuchen aber auch Siebenbürgen, die Walachei und unſere Gegenden. Unter dem Vorwande an Kirchenfeſten und auf Jahrmärkten Almoſen zu ſammeln, treiben ſie mit den Zigeunern den Pferdediebſtahl und dienen den Räuberſchaaren auf den Nebenſtraßen als Führer. Die höhern Claſſen gebrauchen ſie als geheime Briefträger. Das Gewerbe geht vom Vater auf den Sohn über, ſogar die Blindheit, die der hartherzige Alte noch in der Kindheit über ihn verhängt. Die Sitten dieſer wandernden Bettler ſind ein Gemiſch von Vorurtheil und Frömmigkeit, von Gebeten und Verbrechen. Ihr in Dunkel gehülltes Leben, ſowie ihre Erzählungen, die von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich forterben, und womit ſie vorzugsweiſe ihre Exiſtenz friſten, weil ſie das umſtehende Volk anfänglich ohne Forderung einer Spende mit ihren wunderlichen Hiſtorien beluſtigen aber ſobald ſie die Spannung des Zuhörers erregt haben, plötzlich abbrechen und eine klingende Aufforderung zum Weitererzählen abwarten: — alles das giebt ihnen in den Augen der Menge einen eignen Reiz. Man weiß, daß ſie in der Anwendung ſympathetiſcher Heilmittel, im Bereiten von Zauberſalben und im Beſchwören hartnäckiger Krankheten ſehr erfahren ſind, daher ſucht man ſie ſogar auf; aus demſelben Grunde fürchtet man ſie noch mehr, und das Sprichwort lautet: „Wo der Teufel nichts ausrichten kann, da ſchickt er eine Großmutter!“ So nennt man bei uns die weibliche Claſſe dieſer wandernden Bettler und Gusleſpieler, welche an Verſchnitztheit die „Großväter“ noch überbieten. Sie machen die Rathgeberinnen und Freiwerberinnen. Von der Wiege bis zum Grabe ſind ſie unerläßlich. Die Großmutter empfängt die Neugebornen, wäſcht die Todten, ſingt die Grablieder, wenn Niemand da iſt, den Geiſt-

lichen zu bezahlen, denn dem Bettler iſt ein Glas Wein und ein Maß türkiſcher Weizen eine genugſame Belohnung. Die Großväter, wie die Großmütter beſitzen das Talent, Blödſinn, Stummheit, Geſchwüre, gewöhnlich aber die fallende Sucht zu heucheln. Der Volkswitz nennt ſie darum die „Fiebernden", denn an Kirchfeſten laſſen ſie ſich, wo das Gedränge am dichteſten iſt, plötzlich von Fieberfroſt ſchütteln, fallen auf den Boden hin in Zuckungen, und wenn das Mitleid der Vorübergehenden die Kupfermünzen in ihrem Hut zu einer reichen Ernte hat anwachſen laſſen, ſo ſtehen ſie friſch wieder auf, und ſtärken ſich im nächſten Wirthshauſe trotz dem Geſundeſten mit dem Beſten, was der Wirth zu bieten vermag. In Dörfern und einſamen Höfen, namentlich wenn der Mann nicht zu Hauſe iſt, behängen ſich die „Großväter" mit einem Fetzen Wolfshaut, und ſpielen den Wulkolak, wie man hier den Wehrwolf heißt. Die Frauen ſchließen dann erſchrocken die Thüre, und reichen ſchnell möglichſt Brod und andere Lebensmittel hinaus, da man die Gefräßigkeit der Wehrwölfe kennt. Zuweilen verſchmäht der „Großvater" die Gabe, heult wie ein Wolf und droht, auf's Feld hinaus zu den Heerden zu gehen, wenn man ihm nicht etwas Schmackhafteres zur Stillung des Heißhungers reiche. Auch drängen ſich die Betrüger in die Thüren, ehe man ſie ſchließen kann, machen glotzende Augen, murmeln Etwas vor ſich hin, werfen in die Töpfe ein Pulver, ſchrecken ſo die Mutter und die am Ofen ſitzenden Kinder, und nehmen dann, was ihnen beliebt. Daher ſchreibt ſich die Gewohnheit, die Kinder mit den „Großvätern" zu ſchrecken. Die „Großmütter" gleichen bis auf einigen ſchwachen Unterſchied den Großvätern. Lumpen, ein leinener Mantel und der ſtets am Gürtel hängende kleine

Topf, der nicht bloß zur Speisebereitung, sondern auch zum Räuchern gegen Zauber dient, bildet ihre Ausrüstung. Sie kennen alle Vorsichtsmaßregeln, um sich gegen allerlei Uebel, gegen das Beschreien, gegen die Folgen des bösen Blickes zu verwahren. Sie haben stets verschiedene Kräuter und Salben für Wunden und Tincturen bei sich; sie weihen Scheunen und Ställe, um sie gegen Zauberei zu sichern; sie wahrsagen, wie die Zigeuner, und dergleichen mehr. Sie belehren das Volk, daß ein Zusammentreffen mit leeren Eimern Unglück bedeute; daß das Geschrei der Vögel in der Nacht auf dem Dache nichts Gutes weissage, daß man am Donnerstage keinen Flachs spinnen und am Freitage kein Brod backen dürfe; daß man das Haus nicht verkehrt ausfege; daß schwangere Frauen keinem Begräbnisse beiwohnen sollen; sie rathen, daß man den im Rufe der Zauberei Verstorbenen die Finger zerbreche, damit sie nicht mehr aus dem Grabe aufstehen könnten; sie machen das Kreuzeszeichen gegen die Hagel drohenden Wolken, damit sie vorüberziehen; sowie über Melkkübel und Töpfe, damit im Hause stets Ueberfluß sei. Man schreibt ihnen geheime Kenntnisse, ja sogar Allwissenheit zu, indem das Volk glaubt, solche Eigenschaften seien ihnen von Gott gegeben zur Belohnung für ihr armseliges Leben, für ihre Demuth und Geduld. Der Gebildetere schätzt aber ihr ungewöhnliches Erzählertalent, ihre nie ermüdende Phantasie, ihren Witz, bei jeder Gelegenheit eine passende Anspielung auf irgend eine mährchenhafte Begebenheit anzubringen, die zur Folge hat, daß die geweckte Neugier darauf dringt, daß der Improvisator seine Erzählung zum Besten gebe, was stets demselben einen Nutzen in Baarem oder in Naturalien abwirft. Sie werden übrigens — schloß der Pfarrer seine Schilderung dieser wunder-

lichen Menſchenclaſſe und der ihr eigenthümlichen Induſtrie — morgen ſelbſt Gelegenheit haben von dieſer gerühmten Fähigkeit unſerer Guslespieler, wie man dieſe reiſenden Bettler am häufigſten nennt, ſich perſönlich zu überzeugen, denn ſie fehlen bei keinem Hochzeitſchmauſe, und eben morgen feiert der Sohn der Gaſtwirthin, welche Sie mir durch ihr Pathchen, meine Nichte, abgetreten hat, ſeinen Ehrentag. Ich darf als Befreundeter der Familie dort nicht fehlen; überdies werde ich als der einzige Geiſtliche meiner kleinen Gemeinde die Trauungsfunction ſelbſt verrichten. Daß meine Nichte als geiſtliche Verwandte nicht von jenem Familienfeſte zurückbleiben darf, verſteht ſich von ſelbſt; eben ſo aber auch, daß ich meinen Gaſt nicht einen ganzen Tag ſich ſelbſt überlaſſen werde. Kurz, Sie kommen mit, denn eben habe ich die Einladung der Mutter des Bräutigams mitgebracht. Nur muß ich Ihnen bemerken, daß gegen die hieſige Sitte, wo der Bräutigam die Hochzeit auszurichten pflegt, nach getroffener Uebereinkunft mit dem Brautvater, in ſeinem Hauſe die Vermählungsfeier begangen werden wird. Dieſer gehört zu den wohlhabendſten Perſonen des Ortes. Sie werden dadurch Gelegenheit erhalten, mit den geachtetſten Männern unſerer Gegend bekannt zu werden, und dieſe werden ſich nicht wenig freuen, nach langer Zeit einen Reiſenden zu ſprechen, welcher aus der großen Kaiſerſtadt zu uns kam, und über das dortige Leben und die neueſten Weltbegebenheiten aus den beſten Quellen uns zu unterrichten vermag.

Wallner dankte für dieſe ſchmeichelhafte Vorausſetzung mit einer leichten Verbeugung und wollte etwas Verbindliches darauf antworten, als Katharina in's Zimmer trat und meldete, daß das Abendbrod angerichtet ſei.

Um welche Gegenstände das Tischgespräch sich gedreht haben mag, können wir nur vermuthen. Tief in die Nacht hinein wird es schwerlich sich erstreckt haben, denn der freundliche Wirth las seinem Gaste die Müdigkeit aus den Augen, und dieser machte auch kein Hehl daraus; zur Entschuldigung vorbringend, daß er von Pesth hierher drei Tagreisen bedurfte, und überdies die letzte Nacht auf freiem Felde zugebracht, die er im Kreise einiger Hirten, ihren Gesprächen zuhorchend, vollständig durchwacht habe.

Katharina war die einzige weibliche Bewohnerin des Hauses. Sie besorgte daher alle häuslichen Verrichtungen, selbst die Küche und die Aufwartung, was bei den noch fortlebenden patriarchalischen Sitten in jener Gegend für sie nichts Herabwürdigendes hatte. Ihr wurde daher von dem Oheim übertragen, dem Gast in die ihm zum Schlafgemach angewiesene Stube zu leuchten, ein Geschäft, das sie, wie man aus ihrem Gesichte lesen konnte, mit freundlicher Bereitwilligkeit übernahm; und das unverstellte Wesen dieses unverdorbenen Naturkindes ließ Wallnern hoffen, daß eine Bewerbung um ihre Hand bei ihr, wie bei den Oheim, keine zurückweisende Antwort erfahren werde. Für diese Vermuthung sprachen in seinem Innern nicht weniger als drei Gründe: Erstlich glaubte er auf seine Weiberkenntniß sich verlassen zu dürfen, daß er auf Katharinchen keinen ungünstigen Eindruck gemacht. Zweitens war ihm ja am vergangenen Morgen von der jungen Zigeunerin geweissagt worden, daß diejenige weibliche Person, welche an dem nächsten Stationsorte ihm einen Trunk anbieten werde, die vom Schicksal ihm bestimmte Lebensgefährtin sei; drittens — und dieser Grund konnte auch von dem unverbesserlichsten Skeptiker nicht umgestoßen

werden — war Wallner ein Neffe des reichen und ehelosen Barons Dietrich in Wien, dessen Vorliebe er vor allen andern Vettern und sonstigen Verwandten in hohem Grade genoß. Dabei hatte er von seiner Mutter im vorigen Jahre ein beträchtliches Vermögen geerbt, wodurch er eben in Stand gesetzt worden, seinem Hang zu einer abenteuerlichen Lebensweise nachzugeben. Darum hatte er beschlossen, um seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, ganz zu leben, eine Fußreise durch die Karpathen anzutreten. Der auf die Jugend doppelt einwirkende Reiz einer solchen Lebensweise, welche täglich mit den wechselnden Gegenden und Sitten der Phantasie neue Nahrung zuführt, hatte ihn bestimmt, über Kaschau und Pesth in die Ebenen Ungarns hinabzusteigen, und seinen Wanderstab so lange fortzusetzen, bis die Minarets von Belgrad sich seinem Blicke zeigen würden. Ob er diesen Vorsatz noch ausführen wird, ist stark zu bezweifeln, denn heute hatten ihn zum ersten Mal jene süßen Empfindungen beschlichen, die in den Gesinnungen des Mannes plötzlich eine auf das ganze Leben nachwirkende Aenderung hervorbringen. Noch waren nicht vier Stunden verflossen, seit er Diejenige, welche seiner Zukunft eine bestimmte Richtung geben sollte, zum ersten Male gesehen, und schon hielt er es für unmöglich, wieder von ihr scheiden zu können. Zum ersten Male pries er sich glücklich, vom Schicksal mit Glücksgütern ausgestattet zu sein, da die Furcht vor einer Vereitelung seiner Bewerbung durch dieses Bewußtsein gar nicht in ihm aufkommen konnte, zumal er schon in dem unscheinbaren Reiseanzuge mit einem mäßigen Reisebündel, das auf Wohlhabenheit des Besitzers gewiß durchaus nicht schließen ließ, nichtsdestoweniger bei Oheim und Nichte zugleich des herzlichsten Empfangs sich erfreut hatte. Sollte

Katharinchen vielleicht ſchon ihr Herz einem Andern geſchenkt haben? Dieſen furchtbaren Gedanken zu unterdrücken, gab er ſich die erdenklichſte Mühe. Er drückte feſt die Augen auf ſeinem Lager zu und bediente ſich, um raſch einzuſchlafen, der oft empfohlenen Regel: ſtets wieder anfangend von eins bis zehn zu zählen. So gewann er den doppelten Vortheil: die qualvolle Frage: Iſt Katharinchen nicht mehr frei? aus ſeiner Seele zu verdrängen, und ſchneller, als es unter ſolchen Meditationen möglich iſt, in die weichen Arme des Traumgottes zu ſinken.

Lapides nummales.

Die Sonne ſchien bereits hell auf das Bett unſeres Schläfers, als er ſich dem weichen Flaum entwand. Seine Blicke fielen zuerſt auf den in der Ecke ſtehenden, mit grotesken Geſtalten verzierten, hohen Ofen. Zwar verriethen die großgeblümten Vorhange des Himmelbettes den Wohlſtand des Beſitzers, und eine mit Kupfer beſchlagene Truhe deutete ſogar an, daß die Schlafkammer auch als Schatzkammer diene; aber ſonſt war Nichts zu erblicken, woraus auf Ueberfluß geſchloſſen werden könnte, denn einige Stühle mit ſchmalen Rücklehnen und ein dreibeiniges Toilettentiſchchen waren Alles, was der Bequemlichkeit des Bewohners hier geboten ward. Ein auf dem Letztern liegendes aufgeſchlagenes Buch in deutſcher Sprache reizte die Aufmerkſamkeit des Beobachters, einen Blick hineinzuthun, und wir folgen ſeinem Beiſpiel, indem wir über ſeine Schultern ebenfalls hineinblicken.

„Der heilige Ladislaus hatte an der Spitze der treuen Ungarn die Cumanen geſchlagen, welche ſich der königlichen Herrſchaft entziehen wollten. Einer der Rebellen ergriff während der Plünderung von Großwardein die Tochter des Biſchofs*), ſetzte ſie auf ſein Pferd und entfloh. Ladislaus kam wenige Tage nach dem Raube in die Stadt. Weinend warf ſich der Biſchof ihm zu Füßen und flehte mit gefalteten Händen den König an, den Räuber verfolgen zu laſſen. Die Thränen des Greiſes rührten das Herz des Fürſten, der außerdem die Pflichten des Ritters kannte. Er ließ ſich den Weg zeigen, den der Cumane genommen; dann ſpornte er ſein Roß an, und verſchwand in Staubwolken. Nach einigen Stunden erblickte Ladislaus den Reiter, welcher ſein Pferd antrieb, und die Jungfrau, welche die Hände rang. Aber die Entfernung, welche ſie trennte, ſchien nicht abzunehmen. Vergebens ſpornte der Fürſt ſein gutes Pferd, der Cumane floh immer noch. Der Grund war, daß der Teufel ſich in die Sache miſchte; er fand dabei einen doppelten Vortheil, denn er begünſtigte eine ſchlechte That und machte einem Heiligen Kummer. Der Cumane ſchwamm durch Flüſſe, flog Berge hinauf und hinab, und der König verlor ihn nicht aus dem Geſichte. Endlich, als ſie nach Siebenbürgen gelangten, waren ſie ſich etwas näher gekommen. Ladislaus konnte ſchon den Hülferuf der Jungfrau hören. Er ermuthigte ſie und ſchwur, ſie bald zu befreien. Wie durch ein Wunder kletterte des Räubers Roß eine Höhe hinauf. Das gute Roß des Heiligen folgte nicht weniger wunderbar. Faſt zu-

*) Bekanntlich war den Prälaten in Ungarn in frühern Jahrhunderten nicht verboten, in den Stand der Ehe zu treten.

gleich kamen die beiden Reiter auf einer von Abgründen umſchloſſenen Hochebene an. Der Cumane wendete ſein Roß und erwartete den Fürſten. Dieſer ſtürzte den Rebellen mit einem Lanzenſtoß vom Roſſe, nahm die Jungfrau vor ſich auf den Sattel und geleitete ſie zu dem Biſchof zurück. Ehe ſie den Ort des Kampfes verlaſſen, überreichte die Jungfrau ihrem Befreier einen Zweig zum Zeichen ihrer Dankbarkeit."

Aus dem Inhalt dieſer Legende konnte Wallner ziemlich errathen, daß es nicht die Lectüre eines Geiſtlichen ſein mochte, woraus er weiter folgerte, weil außer dieſem und ſeiner Nichte Niemand das Haus bewohnte, daß er dieſe Nacht im Schlafgemach ſeiner Geliebten zugebracht. Plötzlich erhielten die Gegenſtände im Zimmer eine gewiſſe Weihe in ſeinen Augen, und er wollte eben von ſeinem Sitze aufſtehen, um ſeine Blicke auf weitere Entdeckungsreiſen auszuſchicken, als ſein freundlicher Wirth, leiſe anklopfend, auch ſchon in der Stube ſtand, um ſich nach dem Befinden ſeines Gaſtes zu erkundigen. Als er ihn über dem Buche überraſchte, glaubte er, ihm über ſeinen Geſchmack einige ſcherzhafte Bemerkungen machen zu müſſen.

„Nicht wahr," hub er an, „als guter Katholik, was ich bei einem gebornen Wiener vorausſetzen darf, werden Sie ſich nicht wenig verwundert haben, in der Behauſung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen eine Heiligenlegende angetroffen zu haben? Sie müſſen aber hier die Sache aus dem nationalen, und nicht aus dem religiöſen Geſichtspuncte betrachten. Man findet bei uns in Ungarn gewiſſe Lieblingscharaktere, um welche ſich alle Sagen des Volkes gruppiren. Beziehen ſie ſich auf die Türkenkriege, ſo nennt man Johann Hunyad. Handlungen des Gerechtigkeitsſinnes und des heitern

Humors schreibt man dem König Mathias zu. Der heilige Ladislaus hingegen muß die Wunder thun. Er hat einst mit einem Säbelhiebe den Berg von Thorda gespalten, um seinem Heer einen Durchgang zu öffnen. Ihm auch verdankt man gewisse runde und dünne Steinchen, welche an den Ufern der Bäche vorgefunden werden. Eines Tages, als der Heilige einen Barbarenhäuptling geschlagen hatte, machte er sich auf, um ihn zu verfolgen. Aber der listige Feind warf den Kriegern, welche ihn so hart drängten, Goldstücke zu, und während sich die Soldaten bückten, um die Schätze aufzuheben, gewann der Flüchtige Terrain. Der Heilige hatte nichts weiter zu thun, als ein sehr kurzes Gebet an den Himmel zu richten. Plötzlich verwandelten sich die Ducaten des Barbaren in Steine. Die Mineralogen fanden für gut, diese Kiesel, welche eigentlich dem Dichter gehören, zu sammeln, und haben sie ganz ernsthaft lapides nummales benannt. Doch, über den Heiligen wird unser Morgentrunk kalt; kommen Sie, kommen Sie!" Und mit diesen Worten schob der Pfarrer seinen Gast, welcher, wie alle Verliebten, etwas zerstreut war und schwerlich hätte Bescheid geben können, wenn er nach der Ursache der Benennung lapides nummales jetzt schon gefragt worden wäre, gleichsam aus dem Zimmer sich nach in den Speisesaal, wo bereits ein reichlich besetztes Frühmahl den Beiden entgegendampfte. Aber Wallner erwachte erst vollständig aus seiner Lethargie, als die frühere Bewohnerin seines gestrigen Ruhestübchens im lieblichen Morgenhabit die kleine Gesellschaft um eine Person verstärkte. Hätte der Pfarrer nur etwas Weniges von den Kenntnissen eines Psychologen besessen, würde er sogleich bemerkt haben, daß im Herzen seiner Nichte über Nacht eine kleine Veränderung vorgegangen sein

mußte, denn sie schien in Gegenwart des Fremden weit befangener zu sein, und Wallner's Gesicht färbte sich merklich, so oft seine Blicke den ihrigen begegneten. Aber der wackere Pfarrherr schien von dem Allen nichts zu merken, und um das Gespräch nicht in's Stocken zu bringen, lenkte er die Rede auf Wien und seine tausend Annehmlichkeiten.

Noch einmal: Die ungarische Gastfreundschaft.

Wallner gehörte zu jenen Charactern, welche für die Reize des ländlichen Stilllebens gern den geräuschvollen, ungeachtet der reichen Abwechselung an Schaugegenständen und Lustbarkeiten, den an Genüssen übersättigten Großstädter dennoch ennuyirenden, Aufenthalt in der Residenz zu vertauschen wünschen. Er konnte demnach gar nicht begreifen, wie überdies ein geistlicher Herr nach weltlichen Dingen so viele Wißbegier verrathen könne. Er nahm hier Gelegenheit, auf eine schickliche Weise für die gastfreundliche Aufnahme zu danken, die er in einem Hause erfahren, wo man nicht einmal nach seinem Namen und Reiseziel zu fragen sich habe in den Sinn kommen lassen, und daß er gestehen müsse, in diesem kleinen Orte durch solche patriarchalische Sinnesweise mehr überrascht worden zu sein, als durch irgend Etwas, wodurch seine Vaterstadt jemals die Aufmerksamkeit der an Sehenswürdigkeiten übersättigten Wiener anzuregen versucht hätte.

„Sie überschätzen unsere Nationaltugend," unterbrach der Pfarrer, „sie ist kein Verdienst in einem Lande, wo der Ueberfluß an Lebensmitteln, zugleich

aber auch die selten sich für den Gebildeten darbietende Gelegenheit, des Umgangs von Seinesgleichen sich zu erfreuen, und von ihm Kunde über das, was außer unserm von aller Cultur abgesperrten Lande sich in der politischen und socialen Welt Wissenswerthes ereignet, die Einkehr des Reisenden zu den glücklichen Ereignissen zählen läßt. Die Edelleute und Geistlichen betrachten den Einspruch des Wanderers unter ihrem Dache gewissermaßen als eines der vielen Vorrechte, welche sie vor den untern Ständen genießen. Nur in der Abwesenheit des Schloßherrn übernachtet der Wanderer im Wirthshause, das nur für die Bauern des Dorfes und Hausirjuden bestimmt ist. Dies kommt daher, weil die Dorfschenke das Eigenthum des Grundherrn ist. Er allein hat das Recht, ein Wirthshaus im Dorfe zu errichten. Er setzt einen Bauer hinein, dessen Hauptgeschäft darin besteht, den Dorfbewohnern Getränke zu schenken. Bei ihm tanzen die Bauern des Sonntags. Der Tanz trocknet die Kehlen aus. Dadurch findet der Wein des Grundherrn eine sichere Absatzquelle. Die Reisenden gelten als Nebensachen. Für sie ist das Wirthshaus nicht gebaut, und nur aus Herablassung bekommt man ein Zimmer. Ein solches besteht in der Regel aus einigen Quadratfuß Raum, mit ein bis zwei sehr schmalen hölzernen Bettstellen, einem Tisch und einer Bank. Ein großer Ofen von grünglasirten Ziegeln steht in einer Ecke. Die Wände sind mit Kalk geweißt, der Fußboden von festgestampfter Erde. Bei der Ankunft des Fremden nimmt der Wirth das Heu, welches das Bett füllte, heraus und legt ein frisches Bündel hinein; dann kehrt er aus, stäubt ab, grüßt und entfernt sich, seine Arbeit ist gethan. Das ist noch das Ideal eines Wirthshauses. Ich setze dabei voraus, daß der Wirth ein Schwab ist. Er wird sich in Bewegung

ſehen, weil er weiß, daß der Erfolg klingende Münze iſt. Wenn durch Zufall, was übrigens ſehr ſelten Statt findet, der Wirth kein Deutſcher, ſondern ein Magyar iſt, ſo empfängt er den Einkehrenden mit Würde, öffnet mit der Miene eines großen Herrn die Thür des Zimmers; dann dreht er ſeinen Schnurrbart in die Höhe, ſtopft ſeine Pfeife und geht wieder vor die Thür, um in der Sonne zu rauchen.

Es wird von vorn herein angenommen — fuhr der Hausherr in ſeiner Schilderung fort, — daß man auf der Reiſe bei jedem Schloſſe am Wege verweilt, und immer findet der Reiſende auf den Edelhöfen gute Aufnahme. Der Haushofmeiſter ſieht einen Wagen in den Hof einlenken: er kommt dem Fremden entgegen, führt ihn in die „Gaſtzimmer", die immer bereit ſind, und unterdeſſen werden die Pferde nach dem Stalle gebracht. Alles dies geſchieht, ohne irgend ein Compliment zu machen. Auf einem meiner Ausflüge war ich einmal zwei Tage lang bei einem Magnaten, deſſen Haus voll von Reiſenden war. Alle dieſe Gäſte hatten nicht weniger als acht und neunzig Pferde mit ſich. Als unſer Geſpann im Stall untergebracht war, überſtieg die Zahl der fremden Pferde Hundert.

Die Dorfpfarrer ſind wegen ihrer Gaſtfreundlichkeit ſogar ſprichwörtlich geworden. Ein Engländer rühmte mir dieſe in folgender Weiſe. Er war mit Einbruch der Nacht in ein Dorf gekommen. Der Ortsgeiſtliche hörte nicht ſobald, daß Fremde im Orte ſeien, als er an die Kutſchen trat und, ſich einfach gegen die Reiſegeſellſchaft verbeugend, den Kutſchern befahl, in ſeinen Hof zu fahren, wobei er nicht einmal eine mündliche Einladung für nöthig erachtete, indem er es ſo ſehr für eine Sache, die ſich von ſelbſt verſtände, hielt, daß ſie bei ihm bleiben mußten. Da die Karawane aus vier Per-

ſonen, nebſt zwei Dienern, zwei Bauerkutſchern und deren acht Pferden beſtand, ſo beſchloſſen die Engländer die Einladung abzulehnen, indem ſie befürchteten, daß eine ſo große Geſellſchaft einem armen Dorfgeiſtlichen Unbequemlichkeit verurſachen müſſe. Nie, verſicherte mir der Brite, werde er den traurigen Blick des guten Mannes vergeſſen, als er vollkommen verſtand, daß man ſeine Höflichkeit ausſchlug. Er argumentirte über die Thorheit der Weigerung, verſicherte, daß ſeine Einrichtungen gut wären, und ſchien endlich ſo empfindlich verletzt, daß die Eingeladenen ihm gern willfahrten. Die Pferde wurden ſogleich auf die Gemeindewieſe gebracht, auf welche alle Pferde von Reiſenden ein Recht haben; die Bauern ſchliefen im Stall, die Diener in den Kutſchen, und den vier Engländern wies man zwei ſo ſchöne Zimmer, je mit zwei Betten, an, wie ſie ſich nicht beſſer wünſchen konnten. Nachdem der Pfarrer ſeinen Gäſten Pfeifen angeboten, führte er ſie nach einem Platze der Umgegend, den ſie, ehe es ganz dunkel wurde, zu ſehen wünſchten, und bei ihrer Rückkehr fanden ſie die Tafel nicht bloß gut, ſondern ſogar ausgezeichnet beſetzt, und der Wein war von der beſten Sorte.

Indeſſen ſind Pfarrer und Edelleute in der Regel mit irdiſchen Gütern ſo geſegnet, daß das Verdienſtliche ihrer Gaſtfreundſchaft nicht ſo hoch angeſchlagen werden kann. Aber Sie finden dieſe patriarchaliſche Tugend auch unter den dürftigſten Bauerfamilien. Daher wird folgender Herzenszug eines armen Landmanns Ihnen um ſo intereſſanter vorkommen. Ein reiſender Maler hatte auf ſeinem Wege auch den bekannten Badeort Füred beſucht. Auf Streifereien in der Umgegend waren einige maleriſche Bauerngeſtalten ihm begegnet, welche er überredete, ihm zu ſitzen. In ſeiner Arbeit vertieft, hatte

er gar nicht bemerkt, daß die Sonne schon sich dem Untergange zuneigte, und er ohne Obdach in dunkler Nacht einige Meilen von Füred sich befinde, ohne zu wissen, wo er sein Haupt hinlegen werde. Da bot ihm ein armer Zimmermann ein frugales Abendbrot und das beste Lager an, das seine Hütte gewähren könne. Der Maler nahm das Anerbieten an, weil ihm keine Wahl blieb. Als sie die Hütte erreichten, lagen Weib und Kinder schon im tiefem Schlafe. Ein Bett ward jedoch bald bereit gemacht, und der Maler tastete sich im Finstern, so gut er konnte, darauf hin, indem die Leute zu arm waren, um sich den Luxus von Lichtern zu erlauben. Er ward bald überzeugt, daß er nicht allein sey. Husten auf der einen Seite, Schreien auf der andern, Gackern und Federgeraschel oben, Stoßen mit Hörnern unten, dauerte in Zwischenräumen die ganze Nacht hindurch, und gewährte ihm hinreichenden Stoff zum Nachdenken darüber, wer und was seine Mitinwohner wären; allein erst am Morgen wurde er gewahr, daß er in der unmittelbaren Nähe von zwei Weibern, eines halben Dutzend Kinder, einer Henne mit Küchelchen und eines großen Ziegenbocks geschlafen hatte. In der That war von dem armen Landmann seine eigene Stube, und in derselben Weib, Magd und alle andern Insassen der Gnade des Fremden, den er unter sein Dach genommen, überlassen worden. Ein Stück Schwarzbrot und Milch von einer Ziege war Alles, was ihm der arme Mann zum Frühstück bieten konnte, aber dennoch hatte er jede Belohnung ausgeschlagen.

Pastor Lutz wäre vielleicht noch weiter in seiner, den gastfreundschaftlichen Tugenden der Ungarn gehaltenen, Lobrede fortgefahren; allein er wurde durch die Erscheinung des Dr. med. Schenk, eines kleinen, aber Geist sprühenden Mannes, welcher auf

seinen Reisen nach Frankreich und Italien, die er als Gesellschafter eines ungarischen Magnaten kennen zu lernen Gelegenheit erhielt, sich manchen Schatz von Welterfahrung gesammelt, unterbrochen, auf welchen der Pfarrer sogleich mit den Worten zuging: „Sie kommen gerade recht, Herr Doctor, ich habe heute einen lieben Gast aus Wien, und da wollte ich Sie ebenfalls zu Tische bitten."

Hierauf wurden die Herren sich gegenseitig vorgestellt.

„Wallner ist Ihr Name?" rief der Arzt aus, haben Sie nicht einen Bruder, welcher in Wien als Beamter bei der Verzehrungssteuer angestellt ist? Der reiche Baron Dietrich —"

„Ganz richtig, ist unser Vetter, nur ist auch der Beamte, den Sie zu kennen scheinen, mir nicht in näherem Grade verwandt, als der Baron selbst. Wir sind alle drei die Kinder ebenso vieler Geschwister.

„Von dem fabelhaften Reichthum Ihres baronisirten Herrn Vetters erzählte man mir während meines Aufenthalts in der Residenz gar seltsame Geschichten —"

„Eben weil sein Reichthum so sehr bekannt ist, — man schätzt ihn auf zwölf Millionen Gulden — darum wird seine Gutmüthigkeit auch zuweilen arg gemißbraucht" fiel Wallner ins Wort. „So zum Beispiel", fuhr er fort, „schrieb mein Vetter vor einiger Zeit in einem Anfalle von Trübsinn einen Brief an seinen Geschäftsfreund in Ulm, der sein bedeutendes Vermögen lediglich dem Antheil verdankt, den ihm der Baron bei seinen Unternehmungen gönnte, daß er doch recht bald ihn in Wien besuchen möchte, wo er ihm eine glänzende Aufnahme zusagte, damit sie sich einige Monate gegenseitigen Umgangs erfreuen und vergangener Tage erinnern

TU Univ.

könnten. Der Ulmer ließ sich nicht lange bitten, und ehe noch der Mond voll war, hielt der Postwagen vor dem Hause des gastlichen Freiherrn, der ihn ein halbes Jahr köstlich bewirthete und für dessen Zerstreuung sorgte. Endlich erfolgte die schmerzliche Trennung, und mein Vetter hatte den Kummer des Abschieds kaum verwunden, als er ein Schreiben aus Ulm empfing, worin ihm der Freund ganz kurz anzeigte, wie er hoffe, daß selbiger keinen Anstand nehmen werde, da er nur auf dessen dringende Einladung die Reise angetreten, und in der Zwischenzeit in seinem Geschäfte in Folge seiner Abwesenheit beträchtlichen Schaden erlitten, die Summe von zehntausend Gulden Münze als Entschädigung an ihn auszuzahlen. Der Empfänger war nicht wenig betroffen ob der seltsamen Forderung, um so mehr, als er hörte, daß der zärtliche Freund, wenn die Auszahlung verweigert würde, einen Proceß einzuleiten Willens sey."

Diese Anecdote erfreute sich solchen Beifalls, daß die Zuhörer noch einige andere Züge aus dem Leben des reichen Privatmannes zu hören wünschten.

„Seine Liebhabereien kosten ihm auch große Summen" klagte Wallner weiter, „so hat er vor mehren Jahren von einem Manne eine bedeutende Sammlung alter Waffen zu einem enorm hohen Preise angekauft, und in seinem an der Grenze von Steiermark gelegenen Schlosse Feistritz aufstellen lassen. Dennoch würde der Alterthumsforscher nichts Schätzbares darunter finden, als das bekannte Marterinstrument

die eiserne Jungfrau,

welches zu so vielen Volkssagen nnd Geistergeschichten den Stoff geliefert hat. Ich habe selbst diese

Maſchine in Augenſchein genommen und kann daher, meine Herren, eine zuverläſſige Schilderung davon entwerfen.“

„O erzählen Sie, erzählen Sie!“ riefen der Arzt und der Geiſtliche zugleich.

„Es ſtand dieſe Figur ehedem im Zeughauſe zu Nürnberg, wo ſie der Mann, welcher ſie ſpäter an meinen Vetter verkaufte, während der franzöſiſchen Invaſion mit manchen andern Sachen erhalten hat. Sie iſt genau ſieben Fuß hoch, und dabei in der gewöhnlichen Tracht einer Bürgersfrau, wie ſie in Nürnberg im ſechszehnten Jahrhundert Mode war, nämlich in einem Mantel. Die Figur iſt ganz von Eiſen, aus Stangen und Schienen beſtehend, und mit Blech überzogen. Urſprünglich war ſie bemalt, und ihre Vorderſeite machen zwei Klappen, welche durch Charnierbänder mit der Hinterſeite verbunden ſind. Als mein Vetter ſie erhielt, war ſie verroſtet und ſehr ſchadhaft, von mechaniſchen Vorrichtungen war daran keine Spur zu entdecken. Nur auf der Oberfläche des hölzernen Fußgeſtelles, worauf ſie jetzt ſteht, und welches auch das urſprüngliche zu ſein ſcheint, halte ich einige tiefe Höhlungen und Rinnen für Spuren der hier ehemals angebrachten Vorrichtungen, um die Maſchine zu bewegen. Mein Vetter hat ſie wieder herſtellen und auch im Innern zwei Springfedern anbringen laſſen, um ſie leichter öffnen zu können. Auf der innern Seite der rechten Klappe ſind gegen die Bruſt dreizehn vierſchneidige Dolchſpitzen, acht dergleichen an der linken Klappe, und außerdem an dieſer noch zwei Stück im Geſichte, die gegen die Augen des Gemarterten gerichtet ſein mochten. An ihrem ehemals wirklichen Gebrauch iſt nicht zu zweifeln, da noch Blutflecke auf der Bruſt und auf dem Obertheile des Fußgeſtelles bemerkbar ſind; aber wie die Ma-

ter ausgeübt worden, ist nicht mehr zu entdecken. Ich vermuthe, daß mittelst einer schraubenartigen Vorrichtung die beiden Klappen nach und nach so gegen den im Innern befindlichen Unglücklichen gepreßt worden sein dürften, bis er seinen Geist aufgeben mußte."

„Ich erinnere mich," sagte der Pfarrer, „in einer alten Chronik während meines Aufenthaltes in Nürnberg von dieser eisernen Jungfrau gelesen zu haben. Es ist aber dort nicht deutlich gesagt, ob sie ein Marterinstrument gewesen oder gar zum Tödten gedient habe.

„Vielleicht verrichtete sie, „meinte der Doctor, „je nach ihrer Vorrichtung an dem [illegible]einen Orte diesen Zweck, in einer andern Stadt einen andern. In Deutschland gab es eine schwere Menge solcher Werkzeuge der Grausamkeit. Der bekannte Ritterroman, „die eiserne Jungfrau oder die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe," stützt sich auf ein solches Mordinstrument, womit die in dem weißen Thurm auf dem Hradschin zu Prag befindlichen Staatsgefangenen heimlich hingerichtet worden waren.

Wallner nahm wieder das Wort: „Sie mögen Recht haben, denn als ich im Jahre 1834 zu Feistritz meines Vetters alterthümlichen Schatz besah, erzählte mir ein beinahe achtzig Jahre alter Artillerist, daß er ein ähnliches Werkzeug, als er vor 57 Jahren zu Prag in Garnison gestanden, dort in der nahe bei der Stadt liegenden Wenzelsburg bemerkt habe. Es hatte in einem Locale, im untern Geschosse gestanden, welches zum Laboratorium für die Artillerie diente. Der Mann sprach, ungeachtet seines hohen Alters, ganz verständig und so deutlich, daß ich seinen Worten wohl Glauben schenken konnte. Nach seiner Aussage war die Figur jedoch etwas von der zu Feistritz verschieden, denn sie hatte be-

wegliche Arme gehabt, man hat ſie nur als unbenutztes altes Eiſenwerk beachtet, und die Soldaten pflegten ſich damit zu beluſtigen, daß ſie ihre Arme ausbreiteten und wieder ſchließend machten, bis endlich eines Tages das Ganze zerbrochen war. Auch wollte derſelbe Kriegsmann auf dem Schloſſe Ambraß in Tyrol eine ſolche Jungfrau mit beweglichen Armen geſehen haben."

„In Madrid," belehrte Lutz, „hieß eine ähnliche Figur **Mater dolorosa**, weil ſie als Werkzeug zum letzten und härteſten Grade der Tortur diente. Ein Franzoſe, welcher zur Zeit, als Joſeph Bonaparte König von Spanien war, das Amt eines Aufſehers im Madrider Inquiſitionsgebäude verwaltete, erzählte einem Bekannten von mir im Jahre 1835, daß ſie die Geſtalt der Jungfrau Maria gehabt, aber eine aus Holz und Eiſen zuſammengeſetzte ſtehende Figur geweſen. Ihre Arme waren auf der Bruſt gekreuzt, hatten aber durch eine Vorrichtung in Bewegung geſetzt werden können, und an der gegen den Körper gekehrten Seite hatte ſie eine Menge von Dolchſpitzen. Vor dieſes Gebilde führte man den Angeklagten, Bruſt gegen Bruſt, die geöffneten Arme umſchlangen ihn und drückten ihn feſt gegen die Bruſt; ſodann öffnete ſich eine Fallklappe unter ſeinen Füßen, und und ſo in der größten Todesangſt über dem Abgrunde ſchwebend, wurde er nachdrücklich zum Geſtändniß ſeiner Verbrechen aufgefordert, indeß die Dolchſpitzen an den Armen der Figur immer tiefer in deſſen Körper eindrangen und ihn endlich tödteten. Darauf wurde der Leichnam losgemacht, und ſo fiel er durch die Oeffnung in den Abgrund."

„Nun wird mir klar," ſagte Schenk, „was Eiſelen in ſeinen unlängſt erſchienenen „Sinnreden des deutſchen Volkes" verſtanden wiſſen wollte, wo

er das Sprichwort: „Es ist nit allweg gut, die Jungfer zu küssen" anführt, und dabei bemerkt: „Vormals bestand eine Todesstrafe darin, daß der Verurtheilte einem weiblichen Automaten entgegen schreiten mußte, von welchem er umarmt und sodann in eine von Messern und Spießen starrende Untiefe geworfen wurde. Dies hieß man per euphemismum die Jungfer küssen."

„Es ist nur auffallend," ließ sich Wallner wieder vernehmen, „daß die Dominicanermönche, welche die Inquisition, dieses menschenfeindliche Institut, gegründet hatten, für dieses Marter- und Todeswerkzeug Namen und Gestalt von derjenigen entlehnten, zu welcher das Volk als der „Gnadenmutter" in Stunden der Bedrängniß seine Gebete emporschickt. Wie viele Volkssagen giebt es nicht, in welchen, wenn der Teufel eine ihm verfallene Seele holen will, die heilige Jungfrau sich rechtzeitig noch einstellt, um ihm die sichere Beute zu entreißen und dem Himmel zuzuführen?"

„Was heißt „in den Himmel fördern" anders als sterben?" lächelte Lutz. „Sie haben doch wohl schon ein

Bild der schwarzen Maria

in irgend einer Kirche gesehen? Das besuchteste zeigt man im Kloster zu Czenstochow in Polen; aber auch im Kloster Emaus zu Prag ist ein solches, wohin die Gläubigen pilgern, um Ablaß zu erlangen. Eigentlich hat es nur Blut sühnende Kraft, aber der Pöbel hofft die schwarze Maria etwas wohlfeiler abzufinden, indem er, auf den Knieen durch die Kirche rutschend oder mit plattem Leibe über das Pflaster derselben hingeworfen liegend, sie zu besänf-

tigen sucht. Eine wohlwollende, milde Gottheit hat keine Lust an Qual und Schmerz der Menschen. Das Volk muß sich die Gnadenspenderin zuweilen auch in entgegengesetzter Eigenschaft gedacht haben. Daß man diese schwarze Maria von der weißen Maria deutlich unterschied, läßt sich daraus erweisen, daß in Orleans die Marien beider Farben nebeneinander in einer Kirche verehrt werden; ebenso in der Capelle zu Mariaeck in Baiern, wo die weiße der schwarzen gegenübersteht. Damit wollten die Priester dem Volke wohl andeuten, daß die den Sündern zürnende, alsdann schwarze Maria, durch Buße, Peinigung und Opfer besänftigt, sich in die weiße gnadenspendende Maria umwandele. Ich muß Sie hier auf eine Legende aufmerksam machen, meine Herren! welche berichtet, der heilige Franz Seraphicus habe sich bei einer einsamen Kirche, Namens Portiuncula, niedergelassen, welche der seligsten Jungfrau „Maria zu den Engeln" geheiligt war, und welcher Stammkirche des Franziscanerordens der Portiuncula-Ablaß zu Theil wurde. Portio bedeutet eine kleine Portion vom Fleische eines Geopferten, wie man sie dort zu empfangen und zu genießen pflegte. Der Beisatz "zu den Engeln" kommt daher, daß man hier Engel machte, denn zu solchen wurden, dem Glauben der Zeit nach, die Seelen der Geopferten. Renoult in seinem „Leben des heiligen Franz von Assisi, des Stifters des Franciscanerordens, rühmt von ihm, daß er oft Jemand tödtete, um ihn wieder aufzuerwecken. Dies heißt doch wohl: Mittelst des Opfertodes erweckte er ihn zum ewigen Leben. Die einsame Gegend der Portiunculakirche eignete sich besonders, um darin, den Laien unbemerkt, solche blutige Handlungen vorzunehmen. Ich lese auf Ihrem Gesichte, meine Herren, den Ausdruck der Verwunderung, daß ein Geist-

licher die alte Kirche so grausamer Thaten bezüchtigt; doch ich verspreche Ihnen, daß Sie bald meiner Meinung beistimmen werden. Vor Allen muß ich Ihnen sagen, daß schon die Kirchenväter sich mit dem Opfertode Christi nicht begnügen konnten, „denn," sagte Origenes in seiner zweiten Homilie zum Leviticus, „für die Juden bluteten Widder und Stiere, für uns ist der Sohn Gottes geschlachtet; diese Einschränkung des Opfers könnte in Verzweiflung stürzen; doch sind im Christenthume noch mehre Mittel der Sündentilgung, z. B. das Blut der Märtyrer", und in der vier und zwanzigsten Homilie zum Buche Numeri heißt es: „Weil es vielerlei Sünden giebt, so werden auch vielerlei Opfer erfordert." Endlich bekennt er in seiner Schrift gegen den Juden Celsus, im 31sten Paragraphen des ersten Buches, ganz deutlich: „Der freiwillige Tod eines Menschen ist ein Mittel, Unglücksfälle, Landplagen u. s. w. abzuwenden." Dieser Meinung waren nicht nur Christen — denn der heilige Guntram, König von Burgund, bot zur Zeit der Pest sein eigenes Leben zum Opfer dar, damit das ganze Volk verschont bleibe — sondern schon die heidnischen Schweden, welche nach einer Mißernte den König opferten, um ein fruchtbares Jahr zu erzielen, wie Geijer in der „Urgeschichte Schwedens" mit einem Beispiel erhärtet. Diese Gleichart der Gesinnung hat der Ausbreitung des Christenthums im Norden von Europa wesentlichen Vorschub geleistet, denn Afzelius erzählt in seinen schwedischen Volkssagen: „Als König Olaf aus England Missionäre des Christenthums von dem ihm befreundeten König Ethelred sich verschrieben hatte, war alsbald Bischof Sigfrid nebst drei jungen Geistlichen in Wexiö angekommen. Ein königlicher Diener, der ihre Ankunft dem König meldete, erstattete über sie folgenden Bericht: Es

wären sanftmüthige Männer, ihr Vorgesetzter trug einen weißseidenen Rock, der bis zu den Füßen reichte. Die Jüngern verneigten sich vor ihm tief bis zur Erde. Auch sah ich einen Tisch mit schneeweißem Tuch bedeckt, auf den ein sehr weißes und dünnes Brod gelegt und daneben ein Trinkgefäß gestellt wurde, in welches Einer von ihnen etwas Getränk goß. Indem er auf solche Weise Alles ordnete, sprach er bisweilen leise, bisweilen überlaut. Mittlerweile nahm der so wunderbar gekleidete Mann das dünne Brod, und nachdem er einige Worte darüber gemurmelt, hob er es empor, und da kam es mir vor, als ob er zugleich einen kleinen Knaben aufhöbe, welcher den alten Mann anlächelte. Der König erkannte aus dieser Beschreibung die aus England erwarteten Lehrer — wofür unsere Zeit das Wort Cannibalen vorziehen würde — und schickte ihnen sogleich einige der vornehmsten Hofbedienten zur Bewillkommnung entgegen.

„Sie sehen also," — fügte Lutz bitter hinzu — in welchem religiösen Act die römische Kirche und das Heidenthum sich begegneten."

„Also Menschenopfer —"

„Allerdings," fiel der Geistliche ihm ins Wort, „und zwar versprach man sich von Kindern und Priestern, weil man auch bei Letztern voraussetzte, daß sie nie aus dem Stande der Unschuld getreten, die meiste Sühnkraft. Die Schlachtstätte war gewöhnlich eine einsam gelegene unterirdische Capelle, Krypte genannt. In einer solchen, die dem heiligen Bavo gewidmet war, berichtet eine rheinische Sage, hatte man einmal einen Leichendienst gehalten und nach dessen Beendigung die Thüre wieder verschlossen. Drei Kinder, die sich unvermerkt hineingeschlichen, um sich die alten Gräber zu beschauen, wurden so eingesperrt, weil sie sich verspätet hatten. Da Nachmittags in

der Kirche nichts zu thun war, so konnte man ihr Klopfen und jämmerliches Schreien nicht hören; sie waren also gezwungen, über Nacht dort zu verweilen. Aengstlich krochen alle Drei unter eine Todtenbahre, über welche das Leichentuch noch hing. Gegen Mitternacht regte es sich aller Orten und Enden in der Krypte, eine Menge von Priestern und Chorknaben erschien, die sangen und gingen in Processionen rund. Als der Küster Morgens in die Krypte kam, fand er die Kinder noch unter der Bahre, das eine aber war vor Schreck gestorben; das zweite wurde an denselbem Tage noch tödtlich krank und starb bald nachher, das dritte allein blieb am Leben, und erzählte später den Vorfall."

„Da nun" — fuhr Lutz fort — „zur Erdichtung dieses Geschichtchens bei Kindern am wenigsten ein Grund vorausgesetzt werden kann, so ist ein wirkliches Factum anzunehmen. Ferner liegt auf der Hand, daß, wenn Priester und Chorknaben um Mitternacht sich in eine unterirdische Capelle begeben, um dort Processionen zu halten und kirchliche Gesänge anzustimmen, damit ein kirchlicher Zweck verbunden seyn müsse. Um Mitternacht pflegt man aber keinen Gottesdienst zu halten; auch eine Leichenfeier ist hier nicht zu vermuthen, sie würde sonst von den Knaben ebenfalls beschrieben worden seyn. Ueberdies drängt sich hier die Frage auf: Warum blieben Laien ausgeschlossen? Gewiß aus keinem andern Grunde, als weil man eine mysteriöse Handlung vornehmen wollte, die freilich solcher Art war, daß man die Mitwissenschaft der Laien nicht für räthlich hielt. Dies ist schon aus den tödtlichen Folgen zu errathen, welche das gräßliche Schauspiel für die unbeachtet zuschauenden Kinder hatte, die sich, dem geistlichen Personale unbemerkt, in die Mörderhöhle eingeschlichen hatten, und unwillkürlich

Zeugen der Blutſcene geworden waren. Möglich iſt es allerdings, daß die beiden andern Kinder nicht an den Folgen des Schreckens geſtorben waren, ſondern, daß die Geiſtlichkeit heimlich Mittel gefunden hatte, ihnen ein ewiges Schweigen aufzulegen. Der dritte Knabe, welcher unter dem Bereiche ihrer Macht war, daher ihre Vorſicht vereitelte, entdeckte Alles, und da blieb den Pfaffen nur der eine Ausweg, die Begebenheit dem Volke für eine Viſion auszugeben, und ſomit in eigenem Intereſſe dem Geiſterglauben Vorſchub zu leiſten."

„Ich berufe mich hier" — ſetzte der Pfarrer ſeine Anklage gegen die römiſche Kirche weiter fort — „auf die Worte des Kirchenlehrers Chryſoſtomus in ſeiner 23ſten Homilie zum Matthäus-Evangelium: „Die Myſterien vollziehen wir bei verſchloſſenen Thüren, nachdem die Uneingeweihten entfernt ſind," und auf die von Auguſtinus, Euſebius und andern Patriſtikern vergeblich verſuchten Schutzreden für die chriſtliche Gemeinde in Rom, als die heidniſche Polizei ihre religiöſen geheimen Zuſammenkünfte überwachen wollte, um Knabenſchlächtereien zu verhüten. Die Beſchreibung derſelben ſtimmt genau mit der altfranzöſiſchen **Histoire du St. Graal**, worin Chriſtus dem Joſeph von Arimathia unter Donner, Blitz und Erdbeben die Geheimniſſe der Meſſe lehrt, worauf Joſeph das Brod und den Wein ſegnet, alsbald aber Erſteres in ein Kind verwandelt ſieht, und Letzteres in noch warm ſprudelndes Blut. Er theilt das Kind in drei Stücke; als er geknieet und gebetet hat, erblickt er auf der Patene nur ein Stück Brod; ſo wie er es aber in den Mund nimmt, verwandelt es ſich wieder in ein Kind. Noch mehr: Die Legende vom heiligen Baſilius berichtet, daß, als dieſer das Abendmahl austheilte, ein Jude ſich unter das Volk gemiſcht, und geſehen, wie der Hei-

lige ein Kind zerstückte; mit den anwesenden Christen communicirend, empfing auch er ein Stück Fleisch und trank wahrhaftiges Blut aus dem Kelche; von beiden heiligen Stoffen nahm er nach Hause mit und zeigte es seiner Frau. Nun kommt aber das Stärkste: Bei einem in einer syrischen Stadt veranstalteten großen Feste stellte sich ein Saracene in der Kirche an den Altar, um den Cultus der Christen zu beobachten. Da sah er, daß der Priester ein Kindlein tödtete, mit einem Messer in vier Theile zerschnitt, und auf die Patene legte, das ausfließende Blut aber in den Kelch goß. Ferner sah er, wie der Priester ein Stück von dem Kindlein aß und dessen Blut aus dem Kelche trank, auch alle Communicirenden mit dem blutigen Fleische dieses Kindes speis'te. Als er entrüstet den Priester zur Rede stellte, ihn einen Mörder nannte und auf die Anwesenden hinwies, die noch das blutige Fleisch in ihrem Munde hatten, sagte der Priester: das sei Alles nur Brod und Wein, welches man conservire uud wunderbar in Christi Leib und Blut verwandele; er aber, der Priester, sehe von diesem großen Geheimniß, das dem Saracenen geoffenbart worden, mit seinen leiblichen Augen nichts, indem er fortwährend nur Wein und Brod erblicke. Dies erzählt der Jesuit Bolland in seiner Lebensgeschichte des heiligen Georg, und auch Pater Cochem gedenkt desselben Factums in seiner „Meßerklärung." Der Letztere erwähnt auch eines Falles, wo ein am Feste Mariä Himmelfahrt Messe lesender Priester, der selige Johannes von Fermo, den das Glück zu Theil ward, Christum in Gestalt eines Kindleins in den Händen zu haben, bei den nur stammelnd ausgesprochenen Worten: **Hoc est enim corpus meum**, in Ohnmacht fiel, zwar durch den Beistand Anderer sich wieder so weit erholte, daß er das hochwürdige

Fleiſch und Blut zu genießen im Stande war, dann aber dermaßen von Sinnen kam, daß er für todt in die Sakriſtei geſchleift werden mußte."

„Welchen Zuſammenhang aber" — lächelte Schenk — hat dieſe Ihre Anklage der kirchlichen Ausſchweifungen mit dem Jungfernkuß der eiſernen Jungfrau in den Inquiſitionskerkern zu Madrid?"

„Einen engern, als Sie vermuthen, mein verehrter Freund!" verſetzte Lutz, „vor Allem muß ich Ihnen wiederholt in Erinnerung bringen, daß man mit ſolchen Menſchenopfern Abwendung göttlicher Strafgerichte von dem Orte hoffte, in deſſen Mauern die heilige Handlung verrichtet worden war. Auf dieſe Art erklären ſich die vielen Reliquien, die vielen Hände und Füße von dieſem oder jenem Heiligen, deren ſich die verſchiedenſten Länder rühmten. Nicht Ueberreſte der von Herodes gemordeten „unſchuldigen Kinder" zeigt man in der Stephanskirche zu Wien, in der Dominikanerkirche zu Nürnberg u. ſ. w., ſondern von ſolchen, die der kirchliche Aberglaube im europäiſchen Mittelalter ſchlachtete; die Knochen und das Blut *jeder* von den Mönchen geopferten Jungfrau konnten für die der heiligen Katharina ausgegeben werden, weil dieſer Name „die *Reine*" bedeutet. Wie dieſe Chriſtusbräute im eigentlichen Sinn in Form einer *Bluttaufe* die geiſtliche *Hochzeit* mit dem Lamme begingen, ſo ſind unter den der heiligen Jungfrau Verlobten nicht Mönche, ſondern die ihr Geopferten. Hierher gehört der in Grimm's Mährchen erzählte Fall von dem in einer Kirche verpflegten Knaben, der von einem Muttergottesbild auf den kommenden Sonntag zur Hochzeit geladen, am Sonntag beim Empfang des Nachtmahls am Altare ſtirbt. Nun hatte ich aber ſchon früher Sie darauf aufmerkſam gemacht, daß man nicht ausſchließlich den Körpern unſchuldig

Verſtorbener ſolche geheime, die Sünden Anderer tilgende Kraft zuſchrieb, ſondern auch die Leiber der auf dieſe Weiſe aus dem Leben geſchiedenen Miſſethäter erhielten plötzlich die Bedeutung wunderthätiger Reliquien. Der Ketzer, welchen die eiſerne Jungfrau in ihre Arme ſchloß, erhielt durch dieſe mittelſt des Todes vollzogene Vermählung mit ihr gleichſam den Brautkuß. Ich will nicht damit geſagt haben, daß auch dieſe auf unkirchliche Weiſe Getödteten als Märtyrer galten, aber der Ausdruck „Jungfernkuß" erinnert wenigſtens an die Zeit, wo Verbrecher, in Ermanglung reinerer Perſonen, den Bedarf an wunderthätigen Reliquien dieſem oder jenem ſpeculirenden Kloſter hergeben ſollten, durch die Bluttaufe ſich der heiligen Jungfrau vermählt hatten. Das war die ſchwarze Maria, welche die Sünder aufnimmt, und deren leibliche Ueberreſte durch dieſe myſtiſche Ehe eine ſo wunderthätige Kraft erhielten, daß die Klöſter und Capellen, welche ein ſchwarzes Marienbild beſaßen, ſo berühmte Wallfahrtsorte wurden, denn jeder Kranke glaubte durch die Berührung jener Knochen zu geſunden."

„Schon die Alten" — fuhr Lutz in ſeiner Geſchichte des Aberglaubens fort — „ſchrieben den Gliedern eines Hingerichteten gleiche magiſche Heilkräfte, wie den Knochen eines unſchuldig für den Cultus Getödteten zu. In Aegypten, erzählt Diodor, opferte man bei herrſchenden Seuchen dem Gott Typhon die Verbrecher; Suidas berichtet, daß alljährlich in Athen ein Verurtheilter, geſchmückt wie ein Opferthier, durch die Straßen geführt und ſodann von einem Felſen herabgeſtürzt wurde. Der Kirchenſchriftſteller Minutius Felix bezeugt von den Römern, daß ſie ihre Verbrecher auf dem Altare des Jupiters geopfert hätten. Servius belehrt in ſeinem Commentar zur Aeneis, daß in Maſſilia, dem

heutigen Marseille, der Missethäter in Feierkleidern zur Hinrichtung geführt und alle Uebel des Volks auf seinen Kopf gewünscht wurden. Nun glaubt aber auch die heutige Christenheit an die wunderthätige Kraft der Glieder eines Hingerichteten, denn in Schwaben heilt man die fallende Sucht durch das Verschlucken der vom Blute des enthaupteten Verbrechers befeuchteten Sägespäne, die vom Gerüste abgesplittert sind. Im Dorf Alveringen in den Niederlanden hatte eine Zauberin einen Diebsfinger besessen, über welchen neun Messen gelesen waren. Den hatte sie, da sie den Küster gut kannte, in ein Tüchlein gebunden, auf den Altar legen lassen, und hatte dem Küster vorgefabelt, es sei ein Heiligthum. Mit diesem Finger hatte sie wunderbare Dinge getrieben. Wenn sie ihn anzündete — denn solche Finger sollen wie eine Kerze brennen — ist Alles im Hause, in welchem sie war, eingeschlafen. Auf diese Art hatte sie viel Geld und Gut gestohlen. So erzählt wenigstens die Volkssage. Den Hexen im Macbeth dient zur Vervollständigung ihres Zaubertranks auch der

„Daum' vom erstgebornen Bub',
Den die Hur' erwürgt begrub."

Weil nun so viele Celebranten der Messe sich als Molochsdiener bewiesen, so erkläre ich mir daraus, warum der christliche Geistliche, wenn er Jemandem Morgens zuerst begegnete, als eine böse Vorbedeutung galt, und warum, wie Grimm im Anhang zu seiner deutschen Mythologie bemerkt, in vielen Dörfern die Kinder den Prediger fürchten. Weil nun der das blutige Amt verrichtende Pfaffe, um sich dem Laien unkenntlich zu machen, sein Gesicht schwärzte, daher giebt es mehre Heilige, mit deren Namen man Kinder schreckende Gespenster belegte; die, von vermummten, berußten Knechten gespielt, am Weih-

nachtsabend, welcher wegen der in dieser Nacht umgehenden bösen Geister so gefürchtet ist — daher man in Wien ehedem in der Christnacht eine Wolfsmesse las, um die als Wehrwölfe umgehenden Gespenster unschädlich zu machen — am Weihnachtsabend also oder schon am Niklasabend zu erscheinen pflegten, so daß ein gewisser zwischen diesen Popanzen und jenen Heiligen Statt findender Zusammenhang nicht abzuweisen sein dürfte. Ein solcher Heilige ist Bartholomäus, dessen Attribute eine abgezogene Menschenhaut und ein Messer sind, und der auf einem Gemälde in der Lorenzikirche zu Nürnberg ein blutrothes Gewand hat; er ist zum Schmutzbarthel geworden, wie Niklas — welchen die Legende zerstückte Kinder wieder erwecken läßt, d. h. zum ewigen Leben, das sie durch den Opfertod erworben — ein Pelznickel, ein Polterklaas. Nächst den Dominicanern mochten sich die Franziscaner, deren Patron ich Ihnen schon oben in so blutiger Beschäftigung gezeigt habe, am meisten an solchem Fabriciren von Heiligen betheiligt haben; denn sonst wäre die Abneigung und das Mißtrauen des Volkes gegen sie, das sich auch jetzt, wo die Ursache längst verschwunden ist, noch nicht verloren hat, in der That nicht zu begreifen. Es ist auffallend, daß in Neapel die Mönche, besonders aber die Franziscaner, im Rufe stehen, mit dem bösen Blicke behaftet zu seyn. Hat eine der Ueberfahrtsbarken über den Golf das Unglück, während der Fahrt schlimmen Wind, Unwetter und Sturm zu erhalten, und es befindet sich auf derselben unter der Masse der Ueberfahrenden nur ein einziger Mönch, so wird geradezu das Unglück auf dessen Rechnung geschoben. Daher auch die Scheu der Neapolitaner, mit Mönchen zusammen zu seyn. Liegen noch zwei Barken im Hafen, um nach Sorrento zu fahren, und in die

eine hat sich zur Ueberfahrt schon ein Mönch gesetzt, so freut sich der Besitzer der andern, weil er im Voraus versichert ist, zu jenem Mönche mag sich kein Neapolitaner gesellen. Es giebt in Neapel viele Jagdliebhaber, so gering auch die Beute ist, die an kleinen Vögeln in der Umgegend Neapels geschossen werden kann; wenn nun ein solcher Morgens früh zu seinem Vergnügen ausgeht, und der Erste, der ihm begegnet, ist ein Mönch, so kehrt er sogleich nach Hause, weil er vermöge des bösen Blicks des Mönchs doch am ganzen Tage nicht ein einziges Vögelchen geschossen hätte"

„Was ist überhaupt Wahres an den von allen Völkern geglaubten

Wirkungen des bösen Blicks?"

fragte Wallner, und erhielt von dem Arzt, welcher dieſe Frage als in sein Ressort gehörend betrachtete, folgenden Bescheid:

„Der Grund der Wahrheit, welcher allen diesen Berichten von der Schädlichkeit des Blickes mancher Personen zu Grunde liegt, ist eine von Innen heraus bewirkte krankhafte Affection des Auges; jenes Organs, das zum Leben und allen Affecten in einem nahen Bezuge steht, und bei dem verderblichsten zum Baſiliskenauge entartet. Bekanntlich kann jedes Organ im gesammten untern Organism, bei der Verstimmung des ihm inwohnenden specifischen Lebensgeistes, zu einem Giftquell werden, dessen verderblicher Wirkungskreis durch die Weite der von ihm ausgehenden Strömungen bedingt erscheint, wie z. B. die lebenskranke Lunge in der Phthisis vergiftende Wirkung in die Ferne äußert, während die in der Syphilis giftströmenden Organe in ihrer Wir-

kung an unmittelbare Berührung gebunden erscheinen. Dasselbe wird also auch vom höhern Organismus im Verhältniß zu den ihm inwohnenden Seelenaffecten gelten, die über die Gebühr geschärft, oder auch je nach ihrer Natur gelöst, eine corrosive Schärfe oder ein narkotisches Effluvium in den Organen bereiten, das nun auf eine größere oder geringere Weite seine Rapporte mit dem Lebendigen knüpft, je weiter oder enger im gesunden Zustande der Wirkungskreis des Theiles sich in den von ihm ausgehenden Strömungen gezeigt hat. Nun sind aber die Strömungen, die vom Auge ausgehen, mächtiger und weiter in die Ferne reichend, als bei irgend einem Organe. Die Erfahrung hat ausgewiesen, daß die Ausflüsse dieses Organs bisweilen in krankhafter Ausartung durch äußere Einflüsse eine fressende Schärfe, vielleicht in der Art der Flußspathsäure, entwickeln, der selbst die Härte des Glases nicht zu widerstehen vermag, obschon Eschenmeier im dritten Heft seines Archivs für Magnetismus des Glases schwächende Wirkung durch ein Beispiel erhärtet. Es begreift sich, daß, wenn von Innen heraus durch zerrüttende Affecte ähnliche Verderbniß in das Organ gekommen ist, solche Effluvien in dem inwohnenden Leben strahlend gemacht und, mit bestimmter Intention auf einen Punct hingerichtet, in ihm nachtheilige Wirkungen hervorbringen müssen, obschon eine solche vergiftende Fernwirkung nur unter den seltsamsten Zusammentreffungen sich entwickelt, welche die schöpferische Volkssage in folgender Uebertreibung abschilderte:

Ein polnischer Edelmann war mit dem bösen Blicke in solchem Grade behaftet, daß er, um Schaden zu verhüten, so selten als möglich sein Schloß verließ, denn sein Auge strahlte Krankheit aus und Tod. Wenn er zur bösen Stunde seine Heerde an-

ſah, ſo ſtarb das Vieh vor ſeinen Augen; was er lobte, verdarb ſogleich. Die Eltern waren vor Kummer über des Sohnes Schickſal geſtorben, und der „verzauberte Herr," wie ihn die ganze Umgegend nannte, weil er durch ſeinen Blick unzähligen Schaden verurſacht hatte, verkaufte ſeine großen Stammgüter, und zog an die Ufer der Weichſel, wo er ſich ein Schloß in der Art baute, daß alle Fenſter des Edelhofes nach der Flußſeite hingingen, kein einziges zeigte die Landſtraße oder die geräumigen Scheunen. Die lange Lindenallee, welche nach dem Edelhofe führte, war mit Gras und Unkraut bewachſen. Die Bauern kannten ihn faſt gar nicht, und vermieden ſeine Nähe mit Angſt und Zagen. Er litt keinen Menſchen um ſich, und behielt nur einen alten Diener, welcher ihn ſchon als Kind auf den Armen getragen, und dem allein der böſe Blick keinen Schaden that. Dieſer ſaß auch immer im Wagen neben ihm, damit er ihm ſagen ſollte, wenn irgendwo ein Menſch zu ſehen war. Dann verdeckte der Herr mit den Händen die Unglück bringenden Augen; oder auch, er heftete ſie auf die Erde, und blickte unverwandt nach einem Erbſenbüſchel, das ſtets zu ſeinen Füßen lag; denn ein verderbliches Auge meint das Volk in Polen, könnte Niemanden ſchaden, wenn man damit ein verwelktes Erbſenbüſchel anſähe; nur würde das Erbſenbüſchel dadurch noch dürrer. Man beruft ſich dabei auf die Wirkung, welche Baſiliskenaugen auf eine Raute üben: dieſe verliert ſogleich ihr Grün und ihre Friſche.

Abſichtlich hatte der Edelmann alle Fenſter ſeiner Wohnung nach der Weichſel hin machen laſſen, denn ſchon zweimal waren ſeine Scheuern in Brand gerathen, weil er zur böſen Stunde auf ſie blickte.

Trotzdem verwünschten ihn noch die Schiffer, und zeigten mit Furcht auf die großen Fenster des schön gemauerten Hauses, von wo aus der böse Blick schon manche Krankheit gebracht; und der Sturm beschädigte fast immer die Fahrzeuge, wenn sie am Landungsplatze, dem „weißen Hofe" gegenüber — denn so nannte man das schön gemauerte Haus — angelegt hatten.

Einmal faßte ein Schiffer sich ein Herz; er ruderte mit seinem Nachen ganz nahe an den weißen Hof, und verlangte den verzauberten Herrn zu sprechen. Der alte Diener führte den kecken Fremdling in den Speisesaal. Der Herr saß eben bei Tische, und ärgerlich, daß ihn ein Fremder bei der Mahlzeit störte, blickte er streng auf den Eintretenden. Sogleich bekam der Schiffer ein heftiges Fieber, und sprachlos sank er an der Thüre zu Boden. Der alte Diener brachte den Schiffer auf Befehl seines mitleidigen Herrn in den Nachen, gab ihm dann eine Menge Goldstücke, und ruderte ihn an's entgegengesetzte Ufer. Der kühne Schiffer war noch lange krank; da er aber später die ganze Geschichte erzählte, und nicht unterließ, den weißen Hof und den verzauberten Herrn recht schrecklich auszumalen, jagte dies den andern Schiffern noch größere Furcht ein. Von der Zeit an wendete jeder Schiffer, wenn er vor dem weißen Hause vorbeikam, die Augen ab, und betete leise zu allen Heiligen, und zitterte vor Angst, wenn Jemand vom bösen Blicke des verzauberten Herrn zu sprechen anfing.

Zehn Jahre waren seitdem verflossen, und der weiße Hof war noch immer das Schrecken der Nachbarn und der vorbeifahrenden Schiffer. Niemand besuchte den verzauberten Herrn, und der Unglückliche verlebte einsam alle Stunden des Tages. Ein harter Winter quälte die Armuth. Schaarenweise

heulten die Wölfe um das schön gemauerte Haus, und der Herr des Hauses saß traurig am Kamin, auf dem ein großes Feuer brannte. Trübselig blätterte er in einem großen Buche.

Schon hatte der alte Diener alle Thüren geschlossen, und in derselben Stube wärmte er am andern Ende des Heerdes die alten, erstarrten Knochen und besserte ein Fischernetz aus. „Stanislaw!" sagte der Herr, „hast Du schon viele Fische in der Lume gefangen?" — „Noch nicht viele, lieber Herr! aber für uns Beide wird es genug sein." — „Das ist wahr!" erwiderte der Edelmann: „Wie viele Jahre schon sind wir Beide allein! immer bin ich einsam, alle Menschen fliehen mich wie ein Ungeheuer!" Und er trocknete die Thränen, welche seine Augen benetzt hatten.

Plötzlich hörten sie draußen eine Stimme, die um Hülfe rief. Der Herr des Hauses erzitterte, denn lange hatte er keines Menschen Ton vernommen. Der Diener eilte hinaus, und der Herr folgte ihm mit der Lampe in der Hand. Vor dem Thorwege hielt ein verdeckter Schlitten. Neben diesem stand ein um Hülfe rufender Greis. Als er die Beiden aus dem Hause kommen sah, hob er seine ohnmächtige Frau herab; und der alte Diener half der erschrockenen Tochter, einer schönen Jungfrau, vom Schlitten. Man legte frisches Holz zu, brachte die ohnmächtige Mutter an das wärmende Feuer, und der Edelmann ließ in geschäftiger Freude den alten Ungarwein aus dem Keller holen, und setzte seinem Gaste mächtige Gläser vor. Der Diener lächelte heimlich, da er das frohe Antlitz seines Herrn bemerkte. Der Fremde erzählte bei der Mahlzeit, auf welche Weise er sich verirrt hatte, wie später eine Heerde Wölfe seinen Wagen umkreis'te, und

wie die schnellen Rosse sie kaum nach dem weißen Hofe hatten hinziehen können.

Nach dem Abendessen wurde Alles vom Schlitten gepackt, und die ermüdeten Reisenden führte der Wirth in ein warmes Schlafgemach. Bald war es wieder still im weißen Hofe, und das Kaminfeuer flackerte nur noch in schwachen Flammen. Es schlug Ein Uhr. Der alte Stanislaw war am Herde eingeschlafen. Da knarrte die Thüre vom Schlafgemache des Herrn, und der Verzauberte trat ganz ausgekleidet herein. Der alte Diener rieb sich verwundert den Schlaf aus den Augen, als er seinen Herrn in dem großen Lehnstuhl am Herde sitzen sah. „Wenn mir Gott doch das gewähren wollte, woran ich jetzt denke" sagte der Verzauberte, „ich wollte auch weiter nichts von dieser Welt verlangen. Dreißig Jahre schon lebe ich wie ein Verbrecher, ausgeschieden von der menschlichen Gesellschaft, und doch habe ich nie etwas Böses begangen! Nur meine Augen! o meine Augen!" — „Alter Freund!" sprach er jetzt zu seinem Diener gewendet, als er diesen wachend bemerkte, „ich werde vielleicht heirathen." — „Das gebe Gott!" rief Stanislaw aus, „aber wo ist denn Eure Zukünftige?" — Der Herr erhob sich vom Sessel, näherte sich auf den Zehen der Seitenthür des Gemaches, wo die ermüdeten Reisenden schliefen, und mit der Hand auf die Thüre weisend, sprach er leise: „Dort!" Stanislaw nickte mit dem Kopfe, als bestätige er die Wahl seines Herrn, und er warf mit freudiger Geschäftigkeit eine Hand voll Holz in den Camin. Sinnend kehrte der Herr in sein Schlafgemach zurück, und der alte Diener brummte in seinen Bart: „Gott gebe es! aber diese Art Birnen wird auf keiner Weide reif!" Und allmählig schlief er ein.

Am folgenden Morgen erwachte der Reiſende neu geſtärkt und erfriſcht. Doch war noch an keinen Abzug zu denken, denn ſeine Frau lag im Fieber. Wer war froher als ihr Wirth, da er erfuhr, daß die Fremden einige Tage in ſeinem Hauſe zubringen würden? Der alte Diener fing ſchon an zu glauben, daß die Birnen auch auf Weiden reifen. — Der Gaſt war eben nicht ſehr reich, aber er hatte doch ſein Auskommen. Der freundliche Wirth gefiel ihm recht wohl, und eines Tages ſagte er zu ſeiner Frau, die ſchon viel beſſer geworden war: „Hör' einmal, Gretchen! ſcheint mir doch, als ſchnitte der Herr unſerer kleinen Marie gewaltig den Hof; und wie ich ſehe iſt auch ſie ihm nicht übel geneigt. Nun, mir könnte das nur gefallen." — „Ih, das ſcheint Dir nur ſo!" erwiderte die Frau, aber im Grunde war es ihr lieb, da ihr Mann nur dasſelbe ſagte, was ſie ſich ſchon lange im Stillen gedacht. — „Der Mann iſt nicht arm, kein Springinsfeld, es fehlt ihm überhaupt an Nichts. und unſere Tochter iſt eben heirathsfähig." Nach dem Abendeſſen trank der alte Gaſt wieder den trefflichen Ungarwein, ſtrich ſich mit Wohlgefallen den grauen Knebelbart, und hörte mit ſichtlicher Freude, wie ihn der Herr des Hauſes um ſeine Tochter bat. Der Angeredete äußerte: „Da Ihr nicht erſt nach der Ausſteuer fragt, und an Euerm eigenen Brode genug habt, ſo mag ſie meinetwegen in Euerm Hauſe den Rocken ſpinnen und tüchtige Kinder gebären."

Der verzauberte Herr führte ein Vierteljahr nachher ſein Weibchen heim. Gras und Unkraut verſchwanden in der langen Lindenallee, denn eine Menge Wagen und Pferde rollten ohne Unterlaß hin und her. Verwandte und Freunde der ſchönen

Braut kamen ſchaarenweiſe zur Hochzeit nach dem weißen Hofe. Einige Tage ſpäter war es wider ſo ſtill, wie zuvor, und auf der langen Lindenallee wuchs von neuem Gras und garſtiges Unkraut.

Der Winter kam wieder und die Hausgenoſſenſchaft im weißen Hofe hatte ſich nur um die Herrin des Schloſſes vermehrt. Die zahlreiche Dienerſchaft, welche der Herr angenommen, lief davon, als ſie erfuhr, daß ihr Gebieter den böſen Blick habe. Einige, die geblieben waren, wurden bald von ſchweren Krankheiten darnieder geworfen. Die junge, ſchöne Frau wälzte ſich in heftigen Wehen auf dem reichen Lager; nur der liebende Gatte drückte ihr mit abgewandtem Geſichte die erſtarrten Hände.

Das unglückliche Weib wußte gar wohl vom böſen Blicke ihres Mannes; ſie wußte, daß dadurch ihre Schmerzen vergrößert würden; aber dennoch flehte ſie in aufrichtiger Liebe den Bekümmerten an: er möchte nur einmal ſein Antlitz ihr wieder zuwenden. — „Meine Maria!“ rief er mit einem tiefen Seufzer aus: „ich kann mit Dir nicht glücklich ſein, ſo lange ich dieſe Augen habe, o reiß ſie mir aus! hier iſt ein ſcharfes Meſſer, und von Deiner Hand wird's mich nicht ſchmerzen.“

Die Frau ſchauderte bei dieſem ſchrecklichen Verlangen, und der verzauberte Herr ſank auf einen Stuhl und fing an bitterlich zu weinen. — „Wozu nützt mir denn die Gnade Gottes, wozu nützt mir all das Glück, was der Menſch mit ſeinen Augen fühlt, wenn meine Augen Trauer und Unheil verhängen? Du biſt krank, meine Marie! Ach, ſelbſt das ſchöne Bäumchen würde ja verdorren, wenn ich zur böſen Stunde darauf ſchaute. Aber ſei ruhig; unſer Kind wenigſtens ſoll dieſe Augen nimmer er-

blicken! Ihm ſollen ſie nicht ſchaden, und es wird dem Andenken ſeines Vaters nicht fluchen können!"

Ein leiſes Stöhnen war die Antwort der kranken Gattin. Der verzauberte Herr ging hinaus, nur der alte Stanislaw blieb bei ihr zurück. Plötzlich hörte man zweifaches Geſchrei von den beiden äußerſten Seiten des weißen Hofes. Auf der einen Seite, im Schlafgemache der jungen Frau, ſchrie ein neugebornes Kind. Auf der andern, im Saale, wo das Kaminfeuer brannte, erſcholl das herzzerreißende Geſchrei eines Mannes: das Weinen im Schlafgemache verkündete, wie ein neuer Menſch ſo eben die Strahlen der Sonne begrüßt; der Schrei des Mannes verkündete, wie der Vater des Neugebornen auf ewig vom Tageslicht Abſchied genommen hatte. Zwei Augen fielen, wie glänzende Kryſtallkugeln, mit dem blutigen Meſſer zur Erde.

Sechs Jahre ſpäter gab eine Reihe glänzender Fenſter wieder die Ausſicht in's ſchöne Dorf und auf die gefüllten Scheuern. Die Schiffer hatten am Fuße des weißen Hofes einen herrlichen Landungsplatz. Die Herrin des Hauſes war geſund und munter, und ihre größte Freude war ein engelſchönes Töchterlein, das den blinden Vater im Dorfe umherführte. Die Landleute, welche früher den verzauberten Herrn geflohen hatten, gingen nun freundlich heran, wenn ſie den Blinden mit ſeinem kleinen Kinde auf dem Spaziergang erblickten. Allenthalben verſchwand die Grabesſtille, denn zahlreiche Dienerſchaft erfüllte die einſt ſo einſamen Hallen des weißen Hofes. Der alte Stanislaw hatte gleich an jenem traurigen Tage die verderblichen Augen tief neben der Gartenmauer vergraben. Einmal ergriff ihn die Neugier, zu wiſſen, in welchem Zuſtande ſie da unten ſich befänden. Immer noch aber glänzten ihm die Augen

wie Leuchten entgegen; doch kaum hatte ihr Glanz ſein Angeſicht getroffen, ſo befiel ihn ein heftiges Zittern, er ſank um und ſtarb.

So hatten dem alten Diener zum erſten und zum letzten Male die verderblichen Augen des verzauberten Herrn geſchadet. Einige aber wollten wiſſen, daß ſie ihm früher deswegen keinen Schaden gethan, weil ihn der Herr ſo ſehr geliebt. Das Herz nahm dem Blicke ſeine Gewalt. Nun aber hatten ſie in der Erde (welche magnetiſch iſt) neue Kraft bekommen und den treuen Diener getödtet!

Der blinde Herr betrauerte ihn von ganzer Seele. Auf ſeinem Grabe ließ er ein ſchönes Kreuz errichten, vor dem die Schiffer zu beten pflegten, wenn ſie am weißen Hofe landeten."

„Ich habe dieſes Mährchen — denn für mehr wird es wohl kein Beſonnener halten — aus dem Munde eines gebildeten Polen, welcher mir zugleich verſicherte, daß die alten Bauerfrauen in ſeiner Gegend ein Mittel wiſſen, wodurch ſie ſogleich erkennen, ob die Krankheit vom böſen Blick herkommt, nämlich ſie laſſen Kohlen in's Waſſer fallen. Ueber die Zuverläſſigkeit einer ſolchen Diagnoſe getraue ich mir freilich kein Urtheil zu."

„Wir Ungarn," nahm Lutz, gegen Wallner ſich wendend, das Wort „beſitzen vielleicht ein paſſenderes Wort als jede andere Nation, um die Wirkung des böſen Blickes zu bezeichnen, wir ſagen: **Szemely meg verni** zu deutſch: mit dem Auge ſchlagen."

„Wunderlich ſind die **Praeservativa** und **Remedia**, welche die Neugriechen in ſolchen Fällen anwenden," fuhr Schenk fort, „man macht nämlich nicht viel Umſtände, und ſpukt dem von der Krankheit durch den Blick oder das Lob eines muthmaßlich mißgünſtigen Menſchen Bedrohten in's Geſicht; dieſen Liebesdienſt erweiſ't auch der Bediente ſeinem

Herrn, der Subalternbeamte dem Chef ſeines Dienſtzweiges, der gemeine Soldat dem Officier. In Jaſſy war ich ſelbſt Zeuge, wie ein griechiſcher Commis ſeinem Principal in's Geſicht ſpuckte, als dieſer von einem Dritten wegen ſeines Glückes in Handelsunternehmungen gelobt wurde. Damals konnte ich freilich nicht begreifen, warum die vermeintliche Beleidigung ſo ruhig hingenommen wurde. Zur völligen Entkräftung des Zaubers wird nach dem Spucken dreimal geſprochen: „Pfui, du böſer Zauber!" Gegen den Phthiarmus, deſſen Gift ſelbſt Bäume bis auf die Wurzel zu verdorren im Stande iſt, giebt es, nach der Meinung dieſes Volkes, kein anderes Mittel, als ein dreieckiges Amulet, mit Kohle, Salz und Knoblauch gefüllt, welches man unter dem Sprechen der folgenden Zauberformel: „Knoblauch und Salz ſoll in den Augen unſerer Feinde ſein!" auf der Bruſt unter dem Hemde trägt. Was nun den rettenden Speichel anbetrifft, ſo muß er ſchon bei den heidniſchen Vorfahren der heutigen Athenienſer in gutem Credit geſtanden ſein, denn bekanntlich holten die Römer ihre Thorheiten, wie ihre Weisheit aus Griechenland; nun aber iſt auch dem römiſchen Satiriker des „ſühnenden Speichels Zauberbeſchwörung" bekannt; oder um mich ſeiner eigenen Worte zu bedienen: „**lustralibus ante salivis frontem atque labolla expiat.**" Der Neapolitaner bedient ſich des Ausdrucks **gettare gli sguardi**, zu Deutſch: „die Blicke werfen" oder auch er bezeichnet dieſe magnetiſche Einwirkung des böſen Blicks mit einem einzigen Wort, **jettatura**, d. i. der Wurf." Allein der Begriff von Jettatur umfaßt nicht bloß diejenige böſe Einwirkung, welche durch Blicke geſchieht, ſondern auch die, welche durch Worte, namentlich durch Lob, erfolgt, was wir durch

„Beſchreien" ausdrücken. Schon die Alten ſpielen auf dieſes Uebel in ihren Schriften an, unter den griechiſchen Poeten Theokrit in der ſechsten Idylle, unter den Lateinern Horaz in ſeiner 14. Epiſtel des erſten Buches, Virgil, Gellius, Petronius u. A. m. Plutarch ſpricht ſich hierüber im erſten Buche ſeiner Tiſchgeſpräche aus, und im fünften Buche meint er, daß dieſer Augenzauber beſonders den Kindern wegen ihrer noch weichen und flüſſigen Complexion nachtheilig ſei. Plinius belehrt uns im zwei und zwanzigſten Buche ſeiner Naturgeſchichte, daß zum böſen Blick eine beſondere Farbe des Auges und eine doppelte Pupille geſchickt mache. Im ſiebenten Buche berichtet er, daß ſogar ganze Völkerſchaften wegen ihrer Kraft des Beſchreiens übel berüchtigt waren. Cicero erklärte den Blick aller Frauen als ſchädlich, welche doppelte Pupillen haben. Das „rothe" Auge, woran man die Hexen erkennen will, welche durch ihre Mißgunſt an Vieh und Menſchen Schaden ſtiften, wird wohl aus dieſer Eigenſchaft ſich erklären laſſen, denn eigentlich rothe Augen hat noch Niemand geſehen, es werden folglich ſolche gemeint ſein, die ein gewiſſes verderbliches Feuer ausſtrahlen. Die Alten nannten dieſe Krankheit auch die telchiniſche Seuche;" die zauberkundigen Telchinen auf der Inſel Kreta ſollen nämlich mit ihrem Blicke Alles, was in ihre Nähe gekommen, beſchädigt haben. Das iſt's, was wir mit dem Worte Scheelſucht ausdrücken. Von ſolchen Todausſtrahlern erzählt Frau d'Aulnoy im zweiten Theil ihrer Reiſe durch Spanien, daß ſie ein ſolches Gift in den Augen haben, daß, wenn ſie Jemanden, vorzüglich ein kleines Kind ſtarr anſehen, die Auszehrung desſelben erfolgt. Dieſelbe Reiſende wollte dort einen Mann geſehen haben, der das eine Auge immer mit einem Pflaſter bedeckt hatte, damit deſſen Blick Niemandem ſchade, denn das andere Auge hatte nichts

Giftiges. Wenn dieſer Mann manchmal bei guten Freunden war, ſo brachte man auf ſein Geheiß einige Hühner herbei. Hierauf ſagte er: Sucht euch eins aus, das ihr wollet todt geſehen haben. Zeigte man nun auf eins, dann blickte er das Huhn ſtarr an, und man ſah es bald darauf einigemal im Kreiſe herumtaumeln, und in kurzer Zeit todt darnieder fallen. An den Augen ſolcher Leute bemerkt man aber nichts, außer daß ſie einen Glanz und eine Lebhaftigkeit haben, als ob ſie ganz Feuer wären, und als ob ſie Einen wie mit Pfeilen durchſchießen wollten. Hieronymus Vida erzählte in ſeiner Schrift „Bombyx" im zweiten Buche, daß er einen Mann gekannt, deſſen mit Blut unterlaufenes Auge durch ſeine Ausſtrahlung kriechende Thiere, kleine Vögel und jedes ſchwächere Leben tödtete. Trat er in einen Garten ein, wenn der Frühling die Keime hervorgetrieben, und die Bäume in der Blüthe ſtanden, dann war eine ordentliche Verwüſtung unter den Pflanzen, denn wohin er die Schärfe ſeiner Augen richtete, ſah man auf einmal alle Blüthen, wie vom Todeshauche angeweht, hinwelken und abſterben. Der Arzt Borelli begegnete in ſeiner Praxis ſolchen Menſchen, aus deren Augen ſo giftige Ausflüſſe ſich entwickelten, daß ſie nicht allein die Milch in den Brüſten der Säugammen vertrockneten, ſondern auch die Blätter an den Bäumen und die Früchte verſehrten, die man verdorren und abfallen ſah. Es kam ſo weit, daß ſie nur dann wagten, irgendwo hinzugehen, wenn auf die Anzeige ihres Nahens zuvor die kleinen Kinder mit ihren Ammen, neugeborene Thiere, und überhaupt alle Sachen, denen ſie ſchädlich hätten werden können, hinweggeſchafft waren. Ebenſo ſah man Andere, deren Blicke ſogar die Gläſer und Spiegel, die ſie in Gebrauche hatten, anfraß; ſo daß ſie die-

ſelben von Zeit zu Zeit wechſeln mußten, weil die Oberfläche derſelben blind, ja das Glas an manchen Orten ſich durchlöchert zeigte.

Nicola Valletta, der im Jahre 1814 als Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft in Neapel geſtorben iſt, hat, wie der gelehrte Jacob Sannazar im ſechszehnten Jahrhundert, es nicht verſchmäht, eine Beiſpielſammlung dieſer Art anzulegen, und aus dem Bereiche ſeiner eigenen Erfahrung theilt er folgende zwei Fälle mit: Das Eine meiner Mädchen, das noch in den Windeln lag, wurde von einem mir wohlbekannten Jettatore wegen ſeines blühenden Ausſehens gelobt; in der nächſten Nacht erkrankte es, und nach einigen Tagen war es eine Leiche. Ich hatte, erzählt er weiter, eine Bittſchrift an den König verfaßt, worin ich ihm auseinanderſetzte, wie ich ſeit zwanzig Jahren als Profeſſor an der Univerſität Dienſte geleiſtet, und wie mir nun meine Geſundheit nicht mehr erlaube, täglich Vorleſungen zu halten. Ich durfte vorausſichtlich die Erfüllung meiner Bitte erwarten, da mein Vorgänger auf demſelben Lehrſtuhl von täglichen Vorleſungen dispenſirt wurde. Gerade, wie ich nun im Begriffe war in den Wagen zu ſteigen, um nach Caſerta zu fahren, will ein intimer Freund, den ich damals noch nicht als Jettatore kannte, mich beſuchen, und auf die Auskunft, die er von mir über den Zweck meiner Reiſe erhalten hatte, antwortete er: Es wird ſchwer halten! Was geſchah? So viele Unglücksfälle, als man ſich auf einer Reiſe nur denken kann: ein ungeheurer Platzregen, ein betrunkener Kutſcher, ein hinkendes Pferd, und am Ende, wie ich meine Bittſchrift vor dem König niederlegen wollte, fand ich dieſelbe nicht mehr in meiner Rocktaſche, und meine Abſicht war gänzlich vereitelt."

„Sehen Sie nun," ſchloß Schenk ſeine Erläuterung des Begriffs vom böſen Blicke, „nicht immer iſt es die phyſiſche Wirkung des böſen Auges, wie die erſten Beiſpiele zeigen, welche traurige Folgen hervorbringt, denn manchmal zerſtört ſchon das bloße Wort eines Menſchen, was wir beabſichtigen; woraus wieder hervorgeht, daß die Wirkung des böſen Blickes eine pſychiſche Einwirkung durch den Willen iſt, demnach eine magnetiſche, weil die Thätigkeit des Auges durch den feſten Willen, und in Verbindung mit demſelben auf andere Weſen gerichtet, um mich eines wiſſenſchaftlich techniſchen Ausdrucks zu bedienen, telluriſch wirkt. Inſofern aber der Wille der Factor iſt, bedarf es nicht immer eines phyſiſchen Organs, wie es doch das Auge iſt, um Böſes zu erzielen, ſchon das Wort iſt mächtig. Das Volk bedient ſich daher des Ausdrucks beſchreien für „verwünſchen." Anſtatt des Wortes reicht aber auch oft die Intention hin, daher das italieniſche Sprüchlein: Wolle Gott, daß das Böſe Deines Auges ihm nicht ſchade! denn das Auge iſt der Spiegel der Seele. Neid und Mißgunſt lieſ't man aus den Blicken eines Menſchen leicht heraus, daher heißt ein ſolcher ſcheelſüchtig. Ich komme jetzt auf den Fall, der in einer uns befreundeten Familie ein Opfer fordert; dieſer iſt allerdings entgegengeſetzter Natur, denn Thereſe iſt durch das Lob ihrer Schönheit an ihrem Ehrentage, das doch aus dem Munde einer Ihrem Hauſe befreundeten Perſon vernommen wurde, erkrankt. Allein auch das aufrichtig gemeinte Lob kann zuweilen Schaden ſtiften. Erlauben Sie mir, auch dafür ein Beiſpiel aus weiter Ferne anzuführen. Ein mir bekannter Advocat lobte einſt, als ihm die Frau des Hauſes eine Taſſe Kaffee anbot, die feine Malerei an der porcelanenen Zuckerdoſe. Kaum gelobt, entfiel ſie

den Händen der Frau und zerbrach. Derselbe lobte ein anderes Mal die glänzende Beleuchtung eines festlich geschmückten Saales. Kaum hatte er sich im Nebenzimmer an den Spieltisch gesetzt, so riß das Seil des Kronleuchters, und in Scherben lag dieser in der Mitte des dunkeln Saales. Daraus entnehmen Sie, daß das Lob eben so schädlich werden kann, wie eine ungünstige Vorhersagung des Erfolges einer Sache. Man sollte daher in dem letztern Falle stets die Vorsicht gebrauchen, ein: **Absit invidia verbo!** zu deutsch: „Unbeschrieen!" oder „Gott behüt'!" hinzufügen, wenn man Jemandem den Erfolg einer Sache nicht der innern Ueberzeugung gemäß als erwünscht prophezeien zu können glaubt. Wie hier, ohne Hinzufügung jener Vorbeugungsformel, dem Bösen gleichsam der Mund geöffnet wird, ebenso lockt der, die Schönheit oder Gesundheit einer Person Lobende unbewußt oft die mißgünstigen Geister zum Schaden herbei. Darum wurden die römischen Triumphatoren von ihren Soldaten während des Triumphzugs nach dem Capitol mit Spottliedern empfangen, damit, durch diese kleine Demüthigung versöhnt, die neidischen Gottheiten das übermäßige Glück des sieggekrönten Feldherrn nicht trüben möchten. Und weil das Anspucken eines Menschen die herbste Beschimpfung ist, darum pflegt auch in Sardinien, wie in Griechenland, die Wärterin eines ob seiner Wohlgestalt gelobten Kindes es sogleich anzuspeien."

„Der Neapolitaner," fuhr der Arzt im docirenden Tone fort, „welcher die Verhöhnung als Abwendung des Beschreiens am wenigsten bezweifelt, und seinen Freund doch nicht wirklich beleidigen will, macht ein Zeichen der Verhöhnung, welches das Anspucken ersetzen soll, und dieses besteht darin, daß er die Spitze des Daumens zwischen den Mit-

tel- und Zeigefinger der geschlossenen Hand steckt, aber unter dem Mantel, damit die in bester Absicht gewagte Beleidigung von dem, welchem zu Liebe sie geschieht, nicht bemerkt werde. Gestehen Sie, meine Herren! dies ist gewiß ein sehr interessanter Beitrag zur Ethnologie."

„Wenn ich durchaus etwas Ihnen gestehen soll," — spottete der Pfarrer — „so wäre es dies, daß ich stark bezweifle, daß Theresens kränkelnde Bläße eine Folge des ihrem reizenden Aussehen am Hochzeittage gespendeten Lobes sei. Wir kommen der Wahrheit vielleicht näher, wenn wir voraussetzen, daß die durch ihre Heirath mit einem ihr aufgedrungenen Manne auf ewig zwischen ihr und dem Geliebten gezogene Schranke jenen an ihrem Herzen nagenden Wurm geschaffen habe, der die herrliche Blume allmählig hinstechen macht."

„Sie mögen Recht haben," — gab der Arzt, mit einer Miene des Erstaunens, daß er nicht selber schon daran gedacht, dem Geistlichen zu — „aber wem hat derselbe den Verlust der Geliebten sonst zuzuschreiben, als sich selbst? Wenn er die Tochter heimführen wollte, mußte er zuvor ihren Vater zu gewinnen suchen, allein nicht wegen abweichender politischen Meinungen ihn so unsanft vor den Kopf schlagen."

„Es ist angerichtet, lieber Vater!" rief jetzt Katharina, ihr Engelsköpfchen durch die Thüre schiebend, und schnell wieder verschwindend. Lutz erhob sich allsogleich von seinem Sitze, reichte schweigend jedem der beiden Gäste einen Arm, und führte sie mit scherzhaft wichtiger Miene, feierlichen Schweigens in das Refectorium, wie er seinen Speisesaal zu nennen pflegte.

Culinariſches.

Die Suppe dampfte bereits aus einer mächtigen Terrine, als die Herren die ihnen angewieſenen Sitze einnahmen, zwiſchen welchen Katharina ſich niederließ, welche Anordnung ganz nach dem Sinne des Wiener Gaſtes zu ſein ſchien, weil er eben im Begriff war, darüber etwas Verbindliches hervorzuſtottern; aber die ſchelmiſche Wirthin verrannte ihm ſchnell den Paß, indem ſie mit einem komiſchen Ernſt, der ihr allerliebſt ſtand, ihn ermahnte, der Compoſition deſſen, was ſie jetzt in ſeinen Teller ſchütte, ein gebührendes Nachdenken zu widmen. „Ich weiß wohl" ſetzte ſie hinzu, „Ihr Wiener bildet Euch ein, Eure Speiſegeſetze der ganzen Welt dictiren zu dürfen, aber Ungarland iſt freies Land, hat ſeine eigene Conſtitution und ſeine eigene Küche, und das muß ewig ſo bleiben. Und ſchickt uns der Kaiſer fremde Soldaten ins Land, ſo laſſen wir eine Heerde „Pockerle" gegen ſie anrücken, dann gehen ſie gewiß zu den Unſrigen über."

„Spotten Sie nicht, mein verehrter Gaſt!" ermahnte Lutz, als Wallner ſeinen Mund zu einem ungläubigen Lächeln verziehen wollte, „unſere Truthühner ſind nicht von gewöhnlichem Schlage, Katharinchen rückt ſoeben ihren Stuhl, um ihre Hülfstruppen anmarſchiren zu laſſen." Nach zwei Minuten ſtreckten ſchon zwei ſolche Individuen ihre geſchmorten Glieder in geräumigen Schüſſeln auf der reich beſetzten Tafel.

„Betrachten Sie einmal dieſen „Puran," wie das Thier im benachbarten Slavonien genannt wird, ſollten Sie wohl glauben, daß ſein Geſchlecht in Ungarn zu den zuverläſſigſten Advokaten gezählt wird? Denken Sie ſich einen Landmann, der in Geſchäften nach der Stadt reitet, um der ihm vor-

geſetzten Behörde ſich vorzuſtellen. Rechts und links hängen vom Sattel zwei Schnappſäcke, mit den Argumenten der Vertheidigung beladen, und die langmächtigen Hälſe mit blutrothen Köpfen ragen hoch empor wie zwei brennende Fackeln. Der Bauer thront in der Mitte; die befiederten Anwälte ſtudiren ihre Lection unter Weges fleißig ein. Aus den Schnappſäcken ertönen von Zeit zu Zeit bald wechſelweiſe, bald tutti ihre Silberſtimmen: Kaurl, Kaurl, Kaurl!!! — und ſo geht es ſtattlich und langſam zum Thor herein. Der ſchlaue Cauſant pfeift ihnen noch im Hofe verſtohlener Weiſe in die Ohren, damit die Vorrede, was die Herrn Rechtsgelehrten ſonſt im juridiſchen Style **comparitio** nennen, nicht in den Kehlen ſtecken bleibe. **Vigilanti serviunt jura!**"

Der fröhliche Wirth ließ ſich hierauf in eine ſehr ausführliche Beſchreibung der hier zu Lande üblichen ſorgſamen Pflege dieſes Hühnergeſchlechtes aus, über welches die Touriſten, welche doch in ihrer Lobpreiſung der Wiener und ſteiriſchen „Backhähndl" nicht fertig werden können, ein parteiiſches, man möchte faſt glauben, verabredetes Stillſchweigen beobachten. „Sie glauben es gewiß nicht," — ſetzte Lutz mit leuchtendem Antlitz hinzu — „aber es iſt darum nicht weniger wahr, daß ich einmal in Belovar auf der Tafel eines Stabsofficiers einen gebratenen Truthahn erblickte, welcher bei Lebzeiten gewiß einen Viertelcentner ſchwer geweſen ſein mochte. Die ungewöhliche Größe ſetzte ſogar die Einheimiſchen in Verwunderung, denen ſo was eigentlich nichts Neues ſein konnte. Die Pflege dieſer Geflügelgattung wird aber auch durch den Reichthum der Eichenwaldungen im nahen Kroatien anſehnlich erleichtert, wo es an Eicheln die beſte und ergie-

bigste Nahrung findet, ohne daß sich die Wirthin darum sehr stark zu bekümmern hätte."

Indeß war von Katharinen ein saftiges Spanferkel aufgetragen worden, welches dem Wirth eine weitere Veranlassung gab, sich über die Fauna des südlichen Ungarns lobend zu verbreiten. „Unsere Bauern" bemerkte er gegen Wallner' „betrachten diese Borstenthiere als den eigentlichen Segen des Landes, denn in den weitläufigen Eichenwaldungen ist der Tisch für sie fast Jahr für Jahr regelmäßig und reichlich gedeckt. Zu Zeiten werden sie nach Bosnien getrieben, und um weniges Geld mit türkischen Eicheln gemästet. Diese Gelegenheit benutzend, verlegen sich unsere Landleute auf diesen reichlich lohnenden Erwerbszweig mit besonderer Vorliebe. Viele fette Heerden werden alljährlich nach Wien getrieben, und dennoch schlachtet auch der ärmste Bauer im Winter noch für seinen Hausbedarf zwölf bis achtzehn Stück Mastschweine. Am Donauſtrande sieht man häufig den Errösh, unsern größten Dampfer, gegen zweitausend Schweine hinter sich herschleppen, die auf einer Flotille von mehren Schiffen vertheilt sind. Die aus Slavonien, Syrmien, Serbien und Bosnien kommenden werden in Semlin, Essek oder Neusatz eingeschifft, und in wenigen Tagen schon hat sie das Dampfschiff aus ihrer fernen Heimath den Schlachtbänken Ihrer Vaterstadt überliefert, wo Ihr Wiener sie noch immer „Bagauner" nennt, weil sie ehedem durch die Bakonyer Eichenwälder auf weiten Landwegen über Oedenburg nach der Kaiserstadt getrieben wurden. Die für diesen Zweck construirten Schiffe lassen nichts zu wünschen übrig. Sie haben zwei bis drei Etagen übereinander, die wieder in eine Menge kleiner Schweinekasten abgetheilt sind, in welche die Thiere zu zwölf bis fünfzehn Stück abgesperrt werden. Die Kasten sind alle

aus ſtarken, hölzernen Stäben gebaut, auch nach außen gegittert, ſo daß überall friſche Luft durchziehen kann. Rund um jede Etage herum führt ein Gang, ſo wie ebenfalls mitten in jeder Etage, ſowohl der Länge des Schiffes nach, als in die Breite, Gänge laufen, damit die Leute der Fütterung und der nöthigen Aufſicht wegen überall bequem zukommen können. Dieſer Schweinehandel iſt ſo einträglich, daß einer, welcher dieſen Erwerbszweig mit beſonderm Glück betrieb, der bekannte Miloſch, das Fürſtenthum Serbien kaufen konnte. Wer aber von Fortunen nicht begünſtigt wird, bei dem muß der eigene Verſtand nachhelfen, er ſtiehlt nämlich die grunzenden Beſtien. Dabei geht der Dieb auf folgende Weiſe zu Werke. Die Rinnen des aufgeſtülpten Hutes werden mit türkiſchem Waizen gefüllt; dann ſpaziert der Schelm ganz gleichgültig, und nur ſo in Gedanken quasi vorbei; zufällig ſchüttelt er mit dem Kopfe, wobei ein Paar Körner von ſeinem Hute herabfallen. Das auserſehene Thier hebt ſie auf und folgt dem Dieb, welcher von Zeit zu Zeit dasſelbe Stratagem wiederholt, bis er ſeine leichtgläubige und nichts Arges beſorgende Beute weit weg von der Heerde gelockt hat. Sobald er ſicher genug zu ſein glaubt, ſchwenkt er ſich mit dem halben Geſicht gegen das Schwein, verſetzt ihm mit der Handart einen kräftigen Hieb über den Kopf und ſchleppt es, wohin es ihm beliebt."

Wallner bemerkte hierauf: Alſo giebt es nicht bloß Roßdiebe in Euerm freien Lande, wie man mir unter Weges glauben machen wollte?

„Der Unterſchied beſteht nur darin," lächelte Schenk, „daß der Schweinediebſtahl ſich nur auf die von Serben und Raitzen bewohnten Gegenden beſchränkt, der Pferdediebſtahl aber eine im ganzen Lande einheimiſche Erſcheinung iſt."

„Und die Polizei," fragte Wallner erstaunt, „sieht solchen Eingriffen in das Eigenthum gleichgültig zu?"

„Ganz unthätig ist sie aber nicht," erwiderte der Arzt, „denn sie sieht auf den Pferdemärkten sehr scharf darauf, daß jedes Pferd, welches zum Verkauf gebracht wird, einen Paß vom Amte haben muß, der seine Heimath, Gestalt, Farbe u. s. w. angiebt. Mancher hochgeehrte Herr kauft auch ein gestohlnes Pferd weit lieber, als ein anderes, nicht, weil er dem Spitzbuben die Stange halten will, als weil er überzeugt ist, daß das gestohlene Pferd das bessere ist; denn es werden gewöhnlich ganze Heerden aus einem Gestüte oder von einer Weide weggetrieben, dann jagen sie Tag und Nacht, ohne auszuruhen, 50 bis 60 Meilen weit fort mit ihrem Raub auf entfernte Märkte, um sich den Verfolgern zu entziehen. Was auf dem Wege liegen bleibt oder lahm wird, darum kümmert sich der Dieb nicht; die Pferde aber, die auf den Markt gebracht werden, haben gezeigt, was sie zu leisten im Stande sind, denn sie müssen, aus solchen Anstrengungen zu schließen, gesunde Lungen und flinke Füße haben."

„Ein Pferd zu stehlen," ließ sich der Geistliche wieder vernehmen, „gilt in Ungarn für keine Schande, was wieder zu beweisen scheint, daß die Magyaren nicht bloß in ihrer Sprache mit ihren nächsten Nachbarn, den Türken, verwandt sind. Bei den Beduinen der arabischen Wüste gilt es sogar für eine rühmliche That, wenn der Bestohlene nur einem andern Stamme angehört. So las ich neulich, daß ein Beduine, Namens Gebal, eine sehr berühmte Stute hatte. Hassan Pascha, der Gouverneur von Damask, wünschte sie zu kaufen, und machte ihrem Besitzer wiederholt sehr vortheilhafte Anträge, die jedoch stets zurückgewiesen wurden. Nun fing er an

zu drohen, aber mit ebenſo geringem Erfolg. Endlich kam ein Beduine von einem andern Stamme, Namens Giafar, zu ihm und fragte, was er demjenigen geben würde, der ihm in den Beſitz der Stute Gebal's ſetze? „Einen Sack mit Gold," erwiderte Haſſan, deſſen Stolz und Habſucht durch den Widerſtand des Beſitzers auf's höchſte geſteigert war. Da indeß das Ergebniß der Zuſammenkunft Giafar's mit dem Paſcha verlautet hatte, ſo war Gebal noch mehr auf ſeiner Hut. Er band jede Nacht ſeine Stute mit einer eiſernen Kette an, wovon das eine Ende an einem der hintern Zeltpflöcke befeſtigt war, indeß das andere Ende durch das Zelt hindurch ging, und ſich um einen Pflock wand, der unter dem Felle, das ihm und ſeiner Frau als Bett diente, in die Erde geſchlagen war. In einer Nacht ſchlich ſich Giafar in's Zelt, ſchmiegt ſich zwiſchen Gebal und ſeine Frau, drückte bald nach der einen, bald nach der andern Seite, bis die im tiefen Schlafe liegenden Eheleute ſich maſchinenmäßig links und rechts entfernten, jedes in der Meinung, der Druck rühre vom Andern her. Als dies geſchehen war, durchſchnitt Giafar das Fell mit einem ſcharfen Meſſer, zog den Pflock heraus, machte die Stute los, und ſchwang ſich auf ihren Rücken. Ehe er aber fortritt, ergriff er Gebal's Lanze, ſtieß ihn mit dem Holzende ſtark an und rief: „Ich bin Giafar! ich habe Deine edle Stute geraubt und zeige es Dir an." Dieſe Ankündigung iſt in ſolchen Fällen der Sitte gemäß, denn ſobald der Diebſtahl in gewiſſen Fällen als eine ehrenvolle Handlung betrachtet wird, ſucht derjenige, welcher ihn ausführt, den ganzen Ruhm zu erlangen, der mit einer ſolchen That verknüpft iſt. Der arme Gebal, plötzlich aufgeweckt, ſtürzte aus dem Zelt und machte Lärm, ſchwang ſich dann auf die Stute ſeines Bruders und ſetzte mit

einigen Leuten ſeines Stammes dem Diebe nach. Die Stute des Bruders war von derſelben Race, wie die Gebals, doch ohne ihr gleichzukommen. Indeß war ſie nach einem Ritt von vier Stunden allen andern voraus, und ſogar auf dem Punkte, den Dieb einzuholen, als Gebal dem Letzteren zurief: „Zwick ſie in's rechte Ohr, und gieb ihr die Ferſen.“ Das waren die geheimen Mittel, die Gebal anwandte, um ſeine Stute in volles Jagen zu verſetzen. Jeder Beduine nämlich lehrt ſeinem Pferd ein gewiſſes Zeichen dieſer Art, zu welchem er nur in ſehr wichtigen Fällen ſeine Zuflucht nimmt, und woraus er ſogar gegen ſeinen Sohn ein Geheimniß macht. Giafar hatte nicht ſobald die ihm edelmüthig gegebene Andeutung benützt, als die Stute, wie ein Blitz, davon ſchoß und alle Verfolgung unnütz machte. Die Gefährten Gebal's waren ebenſo erſtaunt als unwillig über ſein ſeltſames Benehmen: „Unſinniger!“ ſagten ſie, „Du haſt dem Räuber ſelbſt geholfen, Dir Dein Juwel zu ſtehlen!“ Er aber brachte ſie mit der Antwort zum Schweigen: „Ich will lieber meine Stute verlieren, als ihren Ruhm ſchwächen. Sollte ich dulden, daß man unter den Stämmen ſich erzähle, eine andere Stute habe die Meinige erreicht? Mindeſtens bleibt mir jetzt der Troſt, behaupten zu können, daß ſie nie ihres Gleichen gefunden hat.“

„Nun, das müſſen Sie doch geſtehen, Herr Doctor!“ fuhr der Geiſtliche fort, „Ihr vorhin von den Neapolitanern erzählter Zug, wie man dem Freunde zu ſeinem eigenem Beſten ein Zeichen der Verhöhnung machen kann, und aus purem Zartgefühl unter dem Mantel agirt, gewiß, er iſt lange noch nicht ſo überraſchender Art, als der von mir jetzt gelieferte Beitrag zum Studium der Ethnologie. Ich muß aber hinzufügen, daß der arabiſche Character

auch darin zu Vergleichungen mit dem der Magyaren auffordert, daß er manchmal bei einer Perſon eine Miſchung von Edelmuth und Raubluſt zeigt. In einem andern Beduinenſtamme befand ſich eine nicht weniger berühmte Stute als die Gebal's, und alle Wünſche Daher's, eines reichen Arabers in einem benachbarten Stamme, vereinten ſich darin, ſie in ſeinen Beſitz zu bekommen. Da er vergebens ſeine Kameele und all ſein Vermögen dafür geboten hatte, beſchloß er, ſich des Thieres durch Liſt zu bemächtigen. Er färbte ſich das Geſicht mit Kräutern, kleidete ſich in Lumpen und band ſich den einen Fuß ſo, daß er ſich das Anſehen eines verſtümmelten Bettlers gab. So verhüllt legte er ſich an einen Ort, wo er wußte, daß Nabi, der Herr des Pferdes, vorüberkommen mußte, auf den Boden, und ſobald er ihn erblickte, bat er ihn mit kläglicher Stimme um Hülfe, da er nicht vom Platze kommen könne und folglich verhungern müſſe. Nabi bot ihm an, hinten auf's Pferd zu ſteigen, er wolle ihn in ſein Zelt führen und ihm zu eſſen geben. „Eure Barmherzigkeit ſei geſegnet," antwortete der angebliche Bettler, „aber ich kann ohne Euern Beiſtand nicht auf Euer Pferd ſteigen." Der gute Nabi ſtieg ab und hob mit vieler Mühe den Hinkenden in den Sattel. Sobald Daher ſich feſt darin fühlte, ſtieß er dem Pferde die Ferſen in die Seiten und ſprengte fort unter dem Rufe: „Ich bin Daher, und Deine Stute iſt mein!" Nabi rief ihm zu, anzuhalten und zum mindeſten zu hören, was er ihm zu ſagen habe. Der Räuber, wohlwiſſend, daß er nichts zu fürchten habe, kehrte um und hielt an, jedoch außer dem Bereiche der Lanze ſeines Gegners. „Du haſt Dich meiner Stute bemächtigt," ſagte dieſer, „da es Gottes Wille iſt, ſo wünſche ich Dir Glück dazu; aber, ich bitte Dich, erzähle Niemand, wie Du ſie gewonnen

haſt." „Und warum denn nicht?" fragte Daher. — „Weil es ſonſt kommen könnte, daß ein wirklicher Bettler hülflos liegen bliebe. Wenn es bekannt würde, ſo möchte Niemand mehr eine Handlung der Barmherzigkeit üben wollen, aus Furcht betrogen zu werden, wie ich." Betroffen von dieſen Worten ſtieg Daher ſogleich ab, umarmte Nabi und gab ihm ſein Pferd zurück."

„Der Magyar hat überhaupt noch viele Züge der patriarchaliſchen und nomadiſchen Lebensweiſe von den Türken, Tataren und Arabern in ſeiner jetzigen Heimath beibehalten", bemerkte Schenk. „Wenn man unſere Pußten durchſtreift, ſo ſtößt man oft auf große Heerden Pferde und Schafe, deren Hüter, bewegungslos auf der Erde hockend, in die Unendlichkeit der Ebene hinausſchaut und hier, ohne darüber zu klagen, ein beſchauliches Leben in ſeiner reinſten Vollendung führt. Man beobachte den magyariſchen Bauer, wenn er vor ſeiner Thüre raucht; er träumt und würde etwas von ſeiner Würde zu verlieren glauben, wenn er häufig ſpräche; er öffnet den Mund bloß nach langen Pauſen, wenn er ſeinen Nachbarn etwas durchaus Nothwendiges zu ſagen hat. Auch jener Inſtinct, welcher die Nomadenvölker jeder feſten Wohnung abgeneigt macht, findet ſich bei den Magyaren vor. Der Bauer giebt ſeiner Hütte die Geſtalt eines Zeltes, als wollte er ſich eine Illuſion bewahren. Und ſelbſt darin hält er nur mit Widerwillen aus. Es iſt, als ob dieſe kleinen, weißen Wände ihn bedrückten. Der Sommer iſt da, er bringt ſein Bett vor die Hütte, dort ſchläft er unter freiem Himmel, bis der erſte Froſt kommt. Um dieſes Bedürfniſſes willen, in der freien Luft zu leben, baut er an der Sommerſeite ſeines Hauſes eine Gallerie, leicht von Holz gezimmert. In dem Herrenhauſe, deſſen Beſitzer die alten Sitten ſeines

Landes zu bewahren liebt, verwandelt ſich dieſe Galerie in einen ſteinernen Bogengang. Die Magyaren lebten aber auch noch lange Zeit nach der Eroberung ihres jetzigen Landes unter Zelten. Eine Familie aus Nürnberg, die ſich im Mittelalter in Siebenbürgen niederließ, die Grafen Haller, führten unter den Edelleuten zuerſt die Sitte ein Schlöſſer zu bauen. Dieſe beſtanden gewöhnlich aus einem viereckigen Hauptgebäude, mit Thürmchen an den Ecken, und umgeben von einem breiten, tiefen Graben. Aber Mauern waren ſelten, und im Anfange wurden nicht ſehr viel Burgen gebaut. Sonſt befeſtigten die Edelleute nur ihre Hauptwohnungen. Lange Zeit wohnten Viele von ihnen in kleinen, niedrigen Häuſern, die den Bauernhütten ſehr ähnlich waren. Eines dieſer Häuſer hatte ich noch Gelegenheit zu ſehen. Nichts hätte es von den benachbarten Hütten unterſchieden, wenn es nicht mit Holz, ſtatt mit Stroh, gedeckt geweſen wäre, und eine in die Thüren und Balken eingebrannte Grafenkrone den Stand des Beſitzers bezeichnet hätte. Dasſelbe ariſtokratiſche Zeichen war auch auf den Bänken vor dem Hauſe, und auf den unangeſtrichenen Holzſtühlen zu bemerken, welche den einzigen Hausrath der kleinen, durch niedrige Fenſter erhellten Zimmer bilden."

Drittes Buch.

Das Hochzeithaus.

Der Brautzug.

Von der Pfarrkirche her ſetzt ſich ein wunderlich gruppirter Zug in Bewegung, der ſeine Richtung über den Marktplatz nach dem Recſeyſchen Hauſe zu nehmen ſcheint. Schauluſtiges Volk umſäumt ihn und bildet die beiden Endſpitzen der geputzten Kette von Hochzeitgäſten, die von der ungebetenen Escorte des durch den Straßenkoth ſich Bahn machenden Haufen ſchauluſtiger Jungen, Kindsmägde und wackelnder Matronen, durch den feſtlichen Putz nicht allein ſich auszeichnen, ſondern auch dadurch, daß ſie ſtolz zu Roſſe ſitzen.

Das Reitthier des Zugführers iſt freilich nur ein behäutetes Skelet, aber es trägt den Kſauſch oder Luſtigmacher, und ſo würde ein beſſer genährtes ſeine hohe Beſtimmung am heutigen Tage ganz verfehlen. Der Reiter ſelbſt hat hinter dem komiſch geſtülpten

Hut einen Gansflügel ſtecken, in welchem ein Archäolog leicht Veranlaſſung fände, ſich der heidniſchen Göttin zu erinnern, der capitoliniſchen Juno, welcher die Gans geheiligt war, weil ſie — die Beſchützerin der Ehen war. Warum aber iſt der Mann bis auf den Nabel als Mann, weiter unten aber als Weib gekleidet? Wie man nur ſo fragen kann! würde derſelbe Archäolog unwillig ausrufen; ſollte es denn dem geneigten Leſer nicht bekannt ſein, daß die in die Geheimniſſe der Ehe einweihende Göttin von Paphos einſt in dieſer androgyniſchen Geſtalt auf der Inſel Cypern abgebildet zu ſehen war? und daß Ovid durch eine ſolche Statue auf die Erfindung der Fabel vom Hermaphrodit geleitet worden ſei? Die altgriechiſche Sitte konnte ja von den Neugriechen ihren ſlawiſch redenden Religionsverwandten im Nachbarlande Serbien zugekommen und ſo auch zu den ungariſchen Slawen gedrungen ſeyn, die, den urſprünglichen Sinn der alten Sitte, die ſie beibehalten wollten, mißdeutend, wegen der komiſchen Wirkung, die ſie hervorbringt, den Spaßmacher zu ihrem Repräſentanten gewählt haben mochten. Von ſeinem Talente, auf das Zwerchfell zu wirken, giebt er ſo eben eine Probe, denn ein drolliger Burſche, welcher ſeinem Pferde in den Weg tritt, um den Reiter zu fragen, ob er ihn nicht auch zur Hochzeit laden wolle, antwortet er: „Mit Vergnügen! nur muß ich Sie in mein Protocoll vormerken, um nicht zu vergeſſen, es zu Hauſe zu ſagen.“ Bei dieſen Worten ſprang er von ſeinem Klepper herab, hob den Schwanz desſelben in die Höhe und pränotirte den neuen Gaſt darunter mit einem von der Straße aufgerafften gefrorenen Ding.

Auf den Luſtigmacher folgten drei Reiter in gleicher Reihe. Der Mittlere verräth ſich durch den Blumenſtrauß auf dem Hut, ſowie durch ein, an den

Rücken geheftetes, im Winde flatterndes Tuch, als der Held des Tages. Dasselbe ist ein Geschenk der Braut, und als ein Zeichen ihrer Einwilligung so bedeutsam, wie jenes, welches der Großherr im kaiserlichen Harem der Favorite zukommen läßt, oder wie jenes, dessen Verlust den berühmt gewordenen Mohren von Venedig in Eifersucht versetzte.

Zu beiden Seiten des Bräutigams reiten der Brautvater und der dicke Gevatter. „Letzterer ist heute eine gar wichtige Person, denn ihm liegt nicht nur ob, bei dem Trauungsact gegenwärtig zu seyn sondern er muß auch schon früher den Stoff für das Kleid der Braut gekauft haben, außerdem beinahe die halbe Hochzeit bestreiten. Nur an ihn hält sich Jeder, den die Hochzeitgäste etwa beschädigt, oder aus Muthwillen etwas zerstört, zerbrochen oder verworfen haben. Dafür wird er aber hinterdrein von den beiderseitigen Häusern als zu der Familie gehörig betrachtet und von den Brautleuten als zweiter Vater stets geehrt.

Dem „dicken Gevatter" konnte man die Würde seines heutigen schweren Amtes leicht auf den Zügen seines Gesichtes lesen. Absichtlich war Biro Janosch mit diesem Ehrenamte betraut worden, weil das damit verbundene Risico ihm als Ortsrichter minder bedrohlich schien, da in dessen Gewalt es stand, den Uebermuth derer, welche ihm die Kosten seiner heutigen Würde in boshafter Laune vermehren wollten, bei nächster Gelegenheit durch einen leicht sich darbietenden Vorwand, ebenfalls am Beutel anzufassen*)

---

*) Der Biro oder Ortsrichter wird gewöhnlich wegen seiner Kenntnisse — denn er kann lesen und schreiben — von den andern Bauern geachtet. Sein Gehalt, obschon gering, macht es doch der Mühe werth, das Amt anzunehmen, und

Der Vater der Braut war ein der Landwirthschaft obliegender adeliger Grundbeſitzer, in deſſen Mienen ſich eine gewiſſe Bonhommie kund gab, welche von Spöttern leicht als ein behägliches Philiſterium gedeutet werden konnte. Die gedunſene, von einem Schmeerbauch noch mehr gehobene Silensgeſtalt ſchien einer ſolchen Deutung Vorſchub zu leiſten.

Hinter den Dreien ritten der „Beiſtand" und der „Adjutant des dicken Gevatters." Warum jener der „Beiſtand" betitelt wird, da er außer ſeiner Trauzeugenſchaft nur den Magen in Thätigkeit zu ſetzen braucht, iſt uns zu ermitteln noch nicht gelungen.

In dem den Reitern folgenden Wagen ſaß die Königin des Feſtes an der Seite ihrer Mutter und der Schwiegermutter, jener fettwammigen Alten, vor deren Gaſthauſe Wallner's Reiſewagen am geſtrigen Tage Halt gemacht hatte. Gegenüber ſaßen die beiden Schweſtern der Braut, und Pfarrers Katharinchen, die, wie ſchon früher zu erinnern ſich Gelegenheit gefunden, der Brautmutter Pathenkind, alſo ein Glied der Familie bildet. Paſtor Lutz hatte das hochzeitliche Paar ehelich verbunden, und wenn wir ihn auch nicht im Zuge erblicken, ſo iſt daraus noch nicht zu ſchließen, daß er ſich dem fröhlichen Kreiſe fern halten wolle. Muthmaßlich werden wir ihn im Hochzeithauſe unter den Gäſten wieder auftau-

---

während ſeiner Amtsdauer iſt er von aller Frohne für den Grundherrn oder den Bezirk befreit. Zu ſeinen Obligenheiten gehören die Einnahme der Steuern, das Abliefern der beſtimmten Anzahl Conſcribirte zur Armee, bei Durchmärſchen die gehörige Vertheilung der Einquartierungen unter die Bauern, das Herbeiſchaffen von Vorſpannpferden, das Einfangen von Vagabunden, das Schlichten von Streitigkeiten und ſelbſt die ſummariſche Beſtrafung gewöhnlicher Vergehen.

chen ſehen, denn ſeit langer Zeit wird kein Familienfeſt in der lutheriſchen Gemeinde des kleinen Ortes ohne ihn begangen.

Dem Zug, welchen wieder einige feſtlich geputzte Reiter, die jugendlichen Genoſſen des Bräutigams, ſchloſſen, war ein Muſik machender Zigeunertrupp vorangezogen. Wenn wir erſt jetzt ſeiner gedenken, ſo iſt die Urſache dieſes Hyſteron Proteron lediglich in einer Grille des Feſtordners zu ſuchen, daß die Muſikbande, vor dem Hochzeithauſe angelangt, ſich nach Rechts und Links theilte, um den Zug durchzulaſſen, um dann, zu einem Schweif desſelben wieder zuſammenfließend, auf der Flur ſtehen zu bleiben, und die beliebten Nationalmelodien ertönen zu laſſen. Ein junger, ſchlanker Burſche ſchlug das Hauptinſtrument, eine mit unzählig vielen Saiten beſpannte Cither, die er mit zwei kleinen Hölzchen, an deren Enden ſich mit Leder überzogene Knöpfe befanden, erklingen machte. Neben dem jungen Cymbelſchläger, welcher dasjenige Inſtrument ſpielte, deſſen Geklirre die Baſis aller ungariſchen Zigeunermuſik ausmacht, ſtrich ein alter Zigeuner mit ganz weißem Haar, aber dunkelbraunem Angeſicht, den Baß, dann zu jeder Seite ein Violiniſt, und zwei Trompeter dienten als Flügelmänner. Zwei weibliche Geſtalten erregen vorzugsweiſe unſere Aufmerkſamkeit. Die größere und ältere hat dicke Lippen, einen brennenden Blick und afrikaniſche Züge. Sie hat ſich in einen ſchwarzen Shawl mit bunten Blumen gewickelt, und ein ihr Geſicht überſchattendes ſchwarzes Tuch hing auf ihren Rücken herab. Ihre Gefährtin trug einen Huſarenſpenzer von ſchwarzem Sammt, einen geblümten Unterrock und Stiefelchen. Ihre glänzend ſchwarzen Haare, halb bedeckt von einem Gazeſchleier, umrahmten das Geſicht und hoben ſeine matte Weiße hervor. Sie war von ei-

ner melancholiſchen Schönheit. Beide ſollten, die Eine als Alt, die Andere als Sopran, als vocaliſche Begleitung des zigeuneriſchen Inſtrumentalconcerts, dem Ganzen den Stempel der Vollkommenheit aufdrücken.

Bei keiner Luſtbarkeit dürfen die Zigeuner fehlen, denn ihre Muſik hat etwas ſo Eigenes, daß man ſich zuweilen wider Willen davon hingeriſſen fühlt. Und obgleich im Ganzen das Spiel und der Vortrag der Zigeuner ſehr roh und wild ſind, ſo erheben ſich doch auch Viele unter ihnen durch die Begeiſterung, welche ihnen ſcheinbar innewohnt, zu ausgezeichneten Leiſtungen. Sie allein bewahren die Nationallieder, die nicht niedergeſchrieben ſind, und die man von einem Ende des Landes bis zum andern ſpielt. Oft machen dieſe zerlumpten Künſtler mit ihren zerſprungenen Geigen nur mittelmäßiges Vergnügen; aber zuweilen leiſten ſie auch mehr, als man von ihnen erwartet hat. Man trifft ſie überall, und die talentvollern werden von den Herrſchaften ſehr geſucht; während des Winters bilden ſie das Orcheſter zu den Bällen. An Feſttagen nehmen ſie einen Vorrang in Anſpruch, den alle Welt ihnen zuerkennt; insbeſondere aber ſind ſie, wenn eine Hochzeit gefeiert wird, hochwichtige Perſonen. Sie führen dann kleine dramatiſche Scenen auf, worin die ausgezeichnetſten Geſangstalente in der Truppe als Damon und Phyllis ſich ihre zärtlichen Empfindungen gegenſeitig zuſingen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie dann nur als Dolmetſcher der Gefühle des hochzeitlichen Paares auftreten, daher dieſelben Lieder in dem nächſten Hochzeithauſe wieder von ihnen durchgeſungen und durchgeſpielt werden. Die Rollen der Liebenden waren diesmal den beiden weiblichen Gliedern der Truppe anvertraut. Die Altſtimme ſang den Amoroſo:

„Ach meine Ruhe iſt dahin,
Denn nur nach Bortſcha*) ſteht mein Sinn.

Der Sopran entgegnete:

Nur, ſprechen wir uns Beide,
Geneſ't mein Herz vom Leide.

Die Altſtimme:

Im Gewölb' erkenn' ich Dich am Ton,
Und auf dem Markt verräth Dein Gang Dich ſchon,

Der Sopran:

Wenn ich Dich in der Kirch' erkannte —

Der Alt:

So dankt' ich es dem Roſenkranz,

Beide:

Und ſchnell geſundet der/die Erkrankte
Bei'm Dudelſack und Zirkeltanz."

Hierauf trat eine Tänzergruppe hervor, um den Kolo oder Kreistanz, begleitet von des Dudelſackes**) ſchnarrenden Tönen, ſogleich zur Aufführung zu bringen. Dieſer beſtand darin, daß beide Geſchlechter, gemiſcht, einen Kreis bildeten, und eines dem andern die Finger hinter den Gürtel ſteckte. Ein Sackpfeifer ſtellte ſich in die Mitte, und nun ſtampfte Alles zu gleicher Zeit mit den Füßen, indem es zwei Schritte vor- und einen rückwärts machte, wobei der Rückſchritt ein doppeltes Tempo hat, und ſo geht es ſtets mit gleichen Schritten im Kreiſe herum, während der Chor der Tanzenden in das Lied deſſen einfällt, welcher, ebenfalls in der Mitte des Kreiſes ſtehend und mit dem Sackpfeifer abwechſelnd mit der Tamburiza ſich ſelbſt accompagnirte,

---

*) Barbara.

**) Dieſes Lieblingsinſtrument aller ſlawiſchen Völker entlehnt ſeinen Namen dem Worte dudji: ich blaſe.

welches eine Art Cither ist, die mit einem zugespitzten Federkiele gespielt wird.

Dieses eigentlich slawische Lied und der darauf folgende illyrische Tanz galten eigentlich der Nationalität des Bräutigams; die magyarische Braut veranlaßte hingegen die braunen Künstler, das Lied von der Entstehung des Balatons*) ertönen zu lassen. Der Inhalt dieses ungarischen Gesanges war folgender:

Der liebe Gott schickte einst zwei Engel als Boten auf die Erde, um nachzusehen, ob sein Name auch aller Orten in Ehren gehalten würde. Diese Engel fanden überall bei Bauern und Bürgern Gottes Namen in Ehren gehalten. Sie wurden aller Wege als Boten Gottes mit Ehrerbietung aufgenommen. Da kamen sie zuletzt zu dem Palaste eines vornehmen Herrn und einer reichen Dame. Hier verstießen sie die Diener und wollten nichts von ihnen und ihrem Gebieter wissen. Die Herrschaft verweigerte ihnen auch die Almosen und ließ sie vertreiben, obwohl sie von der Reise sehr müde waren. Nur ein armer Schäfer, den sie auf der Weide trafen, erquickte sie mit seinem Brode und seinem Tranke, so daß sie noch zum Himmel zurückfliegen konnten. Sie erzählten dem lieben Gott Alles, wie sie es gefunden, und klagten den vornehmen Schloßherrn an. Da zürnte er und sandte abermals Boten, ließ das Schloß von Grund aus zerstören, und damit dieser Fleck, wo sein Name nicht in Ehren gehalten wurde, vom Erdboden verschwinde, ließ er an seiner Stelle alles Land mit Wasser überschwemmen, und dieses Wasser ist der Plattensee. Seit dieser Zeit wohnen da, wo ehemals ein Schloß stand, nur stumme Fische, aber rund um den See

*) Der Plattensee.

haben ſich Gottes Macht verehrende Menſchen deſto zahlreicher angeſiedelt, und wenn im Mondſchein der Jüngling zur Geliebten reitet, die in der Nähe des See's wohnt, ermahnt er ſein Roß, ihn im Fluge zur herzgeliebten Roſe zu tragen, denn fern von ihr leidet tiefen Schmerz ſeine Seele; bittet er den Mond, hell zu leuchten bis zur Wohnung der Geliebten, damit er ſich im Dunkel nicht verirre; bittet er den See, ſich nicht über die Felder zu ergießen, und ſeinem Roſſe den Weg zu verſperren — „doch halt mein Thier, wir ſind angelangt, ſchau! durch ihr Fenſter ſchimmert trübe eine Lampe — holla! mein theures Mädchen, ſchlummere nicht! Dein Geliebter wartet draußen auf Dich!"

Der Ungar glaubt der Freude ſich nie unbedingt hingeben zu dürfen. Sein Hang zur Melancholie ſucht auch in fröhlichen Ereigniſſen Nahrung für den Schmerz, daher der düſtere Charakter der Nationaltänze. Die ſchwärmeriſche Liebe zu dem Vaterlande läßt ſeine Seele am liebſten in der wehmüthigen Erinnerung an die verfloſſene Heldenzeit ſich ergehen, und ſelbſt an Freudentagen, wenn die Luſt zum Geſange ihn beſchleicht, opfert er gern dem Schmerz um die untergegangene politiſche Selbſtändigkeit ſeines Landes. Ich glaubte dieſe Bemerkung vorausſchicken zu müſſen, wenn es nicht Verwunderung erregen ſollte, daß den Zigeunern vom Feſtordner zum Fenſter hinabgerufen wurde: ſie ſollten das Mohaczlied, welches an den Sturz der alten Monarchie erinnert, aufſpielen. Die Singſtimme, welche ſich aus der concertirenden Blechmuſik herauskämpfte, ließ ſich, wie folgt, vernehmen:

„Mohatſch, Mohatſch, was haſt Du über uns gebracht?
Bittres Weh und tiefe Schmach!

Nebel hat unſern Glanz verdeckt,
Und unſer Blut der Türke leckt.

Bei'm Untergang meines Volkes bricht
Das Herz des Kummers Schwergewicht,
Fremde ſind wir im Heimathland,
Schwer drückt uns des Gegners Hand.

Glücklich der, den Grabesnacht
Aus dem Bereich der Knechtſchaft gebracht,
Ihn darf nicht des Bedrückers Hohn
Ferner noch mit Ketten droh'n.

Doch, dulde Herz, nur kurze Zeit,
Bald winkt der Sieg der Chriſtenheit,
Unſeres Königs Ritterſchaft
Gürtet ſich mit neuer Kraft."

Hierauf wurde der Rakoziмarſch geſpielt, welcher als die ungariſche Marſeillaiſe betrachtet wird, denn dieſe Compoſition entſtand in der Zeit der Revolte, daher ſie in Wien noch vor nicht langer Zeit verboten war.*) Zwar ſollte man glauben, daß ein

---

*) Franz, Fürſt von Rakozi, war vom Kaiſer Leopold verfolgt worden. Er flüchtete ſich nach Polen und kehrte an der Spitze einiger Reiter zurück, um das Volk aufzuwiegeln. Der Aufſtand breitete ſich ſchnell über die Städte und das offene Land aus. Der Krieg war eine Nationalſache geworden. Jedoch die Inſurgenten wurden, ihrer ſchlechten Führer wegen, zum Nachgeben gezwungen; Rakozi aber begab ſich nach Frankreich, als er den Malcontenten vollſtändige Amneſtie erwirkt hatte.

Die Erinnerung an dieſen Inſurrectionskrieg iſt in dem Nationalliede, das Rakozi's Namen trägt, dauernd erhalten. Der Rakoziмarſch iſt nicht bloß ein erhabenes Muſikſtück, ſondern ein Heldengedicht. Man glaubt das ganze Drama vor den Blicken ſich entwickeln zu ſehen; zuerſt einige traurige und langgezogene Töne — Ungarn leidet und weint; plötzlich erſchallt der Ruf zu den Waffen, ein dringender Ruf... Lauft, eilt herbei, das Vaterland ſtreckt Euch die Arme entgegen! Seht hier den Zug und die Schlacht, ruhig und ernſt; die Siegesgeſänge. Horcht! der Feind kehrt mit Macht zurück... ach, wie lange dauert diesmal die Schlacht!

Hochzeitfeſt ganz andere Melodien fordere; allein der Ungar kann nie recht froh werden, wenn er nicht ſeine Nationalgeſänge vernimmt, gleichviel, welche Stimmung ſie in ihm hervorbringen. Indem er ſie ſich vorſpielen läßt, ſchwelgt er ja in den Erinnerungen an die alte, glorreiche Zeit.

Während nun die braunen Künſtler mit ſichtbarem Feuer dieſe wilden, ungezähmten Töne aus dem Gedächtniſſe abſpielten, waren drei Perſonen in den Flur getreten, vor welchen die das wandernde Orcheſter umſtehenden Zuhörer ehrerbietig Platz machten; denn der mittlere Herr, welcher die Reſpectsäußerungen der Umſtehenden ſo freundlich grüßend erwiderte, war der Paſtor Lutz, deſſen geiſtliche Würde auch der katholiſchen und armeniſchen Bevölkerung des Ortes imponirte. Ihm zu beiden Seiten ſchritten der Doctor Schenk und Wallner, welche wir kürzlich in ſeiner Wohnung als Tiſchgäſte verlaſſen hatten.

Auf der Treppe, die zum Vorſaal führte, mußten ſich die drei Herren ebenfalls durch allerlei gaffendes oder Gaben erſpähendes Volk mit jedem einzelnen Schritte Bahn machen. Alte Mütterchen, fromme Lieder ſingende Bettler, Kindermuhmen und Wärterinnen, die Kleinen auf dem Arme und an der Hand, ſpähten neugierig durch die offenſtehenden Thüren und ſchauten mit gar reſpectvollen Mie-

---

Geſchrei der Verzweiflung! Wehe! Alles iſt verloren! und die klagenden Töne wiederholen ſich, damit die Nachwelt lange Zeit über dieſen großen Schmerz weine.

„Wenn ich den Rakozi höre," ſagte ein Ungar einem bekannten deutſchen Touriſten, „ſo iſt mir gerade, als müßte ich eben in den Krieg ziehen, die Welt zu erobern. Es juckt mir dann immer in den Fingern, eine Piſtole, einen Säbel, ein Stück Holz zu ergreifen, gleichviel was, ich nehme es und marſchire mit."

nen zu den hin- und herfliegenden Dienern hinauf, welche die erſten Schüſſeln aus der Küche herzutrugen und ſomit andeuteten, daß die Tafel eröffnet ſei.

Die Erſcheinung des Geiſtlichen im Speiſeſaale hatte eine allgemeine Bewegung zur Folge. Sämmtliche Gäſte ſtanden ehrerbietig von ihren Sitzen auf, auch dem Doctor kamen Viele mit Herzlichkeit entgegen; und die Mutter des Bräutigams, geführt von Paſtors Katharinchen, ging auf Wallner zu, um ihm den bereits für ihn beſtimmten Platz zu bezeichnen, bei welcher Gelegenheit ſie wiederholt ihr Bedauern ausdrückte, am geſtrigen Tage durch die Jahrmarktsbeſucher verhindert geweſen zu ſein, ihm nicht im eigenen Hauſe das Gaſtrecht zu erweiſen, daß ſie dieſe Pflicht dem Herrn Pfarrer, als dem Würdigſten, abgetreten, aber den Wunſch, heute am Ehrentage ihres Sohnes, ihn an ihrem Familienfeſte Theil nehmen zu ſehen, zu verwirklichen geſtrebt habe. Für die Aufrichtigkeit ihrer Worte bürgten ein Paar gutmüthige Augen, die unter der faltenreichen Stirne hervorleuchteten. Neben der ſchöngebogenen Adlernaſe hatte die Zeit zwei tiefe Furchen gezogen, und wenn ſie ſprach, waren wohlerhaltene Zähne und ein ſtets freundlicher Zug um den Mund das Kennzeichen eines rüſtigen Alters. Eine ſpitzengarnirte Haube mit rundem Deckel ſchmückte ſich rückwärts auf das geglättete, greiſe Haar, von dem eine dunkle Schleife herabfiel. Ihr übriger Anzug war ſowohl ihrem Alter als dem feſtlichen Tage angemeſſen.

Die weibliche Hauptperſon des Tages prangte, wie ſich von ſelbſt verſteht, in der Morgenröthe der Jugend; ein ſanftes Lächeln um die Lippen, ein Paar Arme, die an Weiße die Lilien des Feldes beſchämten, die ſchöngeformten, kleinen, weichen Händ-

chen, der in üppiger Fülle blühende, aber dabei doch schlanke, zierliche Wuchs, zwangen jedes Herz, diesen seltenen Reizen zu huldigen. Ihr bräutlicher Anzug bestand aus einem engen Schnürleibe, über der Brust mit Perlreihen besetzt, aus einem faltenreichen Kleide mit langer Schleppe, einer gestickten Schürze und einem goldgestickten Schleier, welcher, am Hinterkopfe angeheftet, den Rücken herabfloß, daher das Haar, welches sich in schöngewundenen Flechten um den Kopf schlang und hie und da von einer mit Steinen reich besetzten Zitternadel zusammengehalten ward, sichtbar bleiben konnte. Den obern Theil der Flechten schmückte ein aus Perlen gewebter Goldreif. Erst gegen das Ende des Festes erfolgt das „Einbinden des Kopfes," eine der wichtigsten Ceremonien der Hochzeit. Die Haare werden dann der Braut in einem künstlichen Haarknoten auf dem Kopfe zurecht gelegt, und das Kopftuch, welches die verheiratheten Frauen zu tragen pflegen, umgewickelt. Hierbei muß jede Falte des Tuches, wie es sich gehört, zurecht gelegt werden. Aber, wie gesagt, diese Verdeckung des Haarschmuckes geschieht erst in der Brautnacht; Wallner kam daher noch früh genug, um die Braut in jungfräulicher Tracht zu erblicken.

Ihr zur Rechten saß die bereits verwittwete ältere Schwester Therese. Diese war im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht schön, aber wenn ihre Lippen sich öffneten, und die süßeste aller Stimmen erklang, wenn diese anspruchlosen Züge ein himmlischer Zauber umfloß, und das Gesicht, so zu sagen, umgeschaffen wurde, so war kein Mann da, dessen Brust nicht höher geschlagen hätte. Dieses edle Wesen, an dem jede Bewegung malerisch, jeder Ton entzückend war, fühlte sich — dies zeigte schon der erste Blick dem ihr Begegnenden — nicht

glücklich. Es lag etwas auf Erden nicht Heimiſches in ihrer Natur. Sie zählte kaum ſiebzehn Jahre, als ſie ſich vermählte. Ihr von dem Vater ihr aufgedrungener Gatte war ein leichtſinniger Mann geweſen und hatte deßhalb ſeine zerrütteten Finanzen der eigenen Schuld, einer unzubändigenden Spielwuth zuſchreiben müſſen. Auch intellectuell war er ſeiner Frau untergeordnet, und nur einmal in ſeinem Leben hatte er ſeine Seelenkräfte angeſtrengt, als es galt, ſeine künftigen Schwiegereltern durch Vorſpiegelung von Wohlſtand ſeiner Bewerbung geneigt zu machen. Seine Gattin, die bloß der Wunſch ihres Vaters ihm in die Arme geführt, wußte er weder zu verſtehen noch zu würdigen. Der Tod ihres Gemahls hatte einen ſinnenden Ernſt über ihre Züge gehaucht. Sie hatte zwar denſelben nie geliebt, aber ein ſo reines, makelloſes Weſen wie ſie, deſſen ganze Seele Hingebung athmete, konnte unmöglich mit Jemandem in einem ſo nahen Verhältniſſe leben, ohne den Geiſt aus aller Kraft mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß auch das Herz ſich zu ihm hingezogen fühlen müſſe.

Die an der linken Seite der Braut ſitzende jüngſte Schweſter, Peppi, war ein harmloſes Kind, das den Ernſt des Lebens noch nicht an ſich erfahren hatte, darum ſtets heiter in das Leben blickte, und erfinderiſch in neckiſchen Scherzen, das heitere Gegenſtück der ſchwärmeriſchen Thereſe war. Aber ihrem Vater war ſie nicht das liebſte unter den Kindern, denn ihre Geburt hatte der Mutter das Leben gekoſtet. Auch harmonirte ihr fröhlicher Charakter nicht zu ſeinem faltenreichen Ernſt, welcher aus zwei faſt ſtieren, ſchwarzen Augen den Sprechenden ſchweigend anglotzte, unter allen Umſtänden behaglich die Tabakswolken aus ſeiner Meerſchaumpfeife in die Höhe wirbelnd. Nur dann belebten

ſich ſeine Geſichtszüge, wenn materielle Fragen angeregt wurden, die auf Verbeſſerung der Schaf- und Pferdezucht, auf Erhöhung der Kornpreiſe u. dgl. m. Rückſicht nahmen. Ziemlich verwandten Geiſtes war ſein künftiger Tochtermann, darum war es ihm, als erfahrnem Oekonomen, vor den andern Mitbewerbern geglückt, die Tochter — abzukaufen; eine Handlungsweiſe, die nur in unſern Augen anſtößig iſt, im ſüdlichen Ungarn aber von der Sitte ſogar gebilligt wird; daher es nicht ſelten iſt, wenn ein zweiter Brautwerber, weil er beſſer zahlt, den Vorzug erhält. Zwar klagt Jener vor dem Gerichte, die Parteien werden vorgeladen, und die Braut befragt, welchen von beiden Freiern ſie vorziehe? Allein in der Regel ſoufflirt der Vater, was die Tochter antworten ſoll, und ſo fällt die Wahl immer auf den Letztern. Man begreift, warum? Der Erſtere liquidirt ſeine Auslagen, der Letztere aber zahlt ſie hingegen mit der größten Bereitwilligkeit. Ja, es kommen ſogar Fälle vor, wo noch ein dritter Brautwerber mit noch anſehnlichern Geſchenken ſich einfindet und die Braut dem Zweiten wegkapert. Der Letzte muß aber auch die von den beiden Erſten gemachten Auslagen bis auf den Pfennig erſetzen.

Wer da glaubt, daß dieſe Schilderung mit zu ſtarken Farben aufgetragen iſt, braucht nur den dort am oberſten Ende der Tafel ſeinen Platz einnehmenden Biro Janoſch zu fragen, welcher jetzt ſo tiefſinnig auf den mit halbem Leibe über die Schüſſel hinausragenden Aal hinſtarrt. Er weiß es am beſten, denn ihm, als Ortsrichter, kommen im Amte täglich dergleichen Fälle vor.

Als Paſtor Lutz ſeinen mitgebrachten Gaſt der Geſellſchaft als einen Wiener vorgeſtellt hatte, der erſt kürzlich die Kaiſerſtadt verlaſſen, wandten ſich

dem Fremden plötzlich auch jene Geſichter freundlich zu, welche vorhin mit mißtrauiſchen Blicken denjenigen gemuſtert hatten, welcher nach ihrer Meinung ſich in den traulichen Familienkreis eindrängen zu wollen ſchien. Selbſt der ihm zu Gunſten ſprechende Umſtand, von der geachtetſten Perſönlichkeit eingeführt worden zu ſein, wog nicht ſo ſchwer in der Meinung dieſer Kleinſtädter, als das Prädicat „ein Wiener," denn nun hatte Jeder einige Fragen in Bereitſchaft, welche er gelegenheitlich an den Mann zu bringen gedachte.

Es iſt ein pſychologiſches Räthſel, daß das gedruckte Wort, ſei es noch ſo ſehr in kraſſe Unwahrſcheinlichkeiten, in eine Wolke von Lügen oder Unſinn gehüllt, dennoch von der Menge bereitwilliger geglaubt wird, als eine erzählte Thatſache, als ein mündliches Urtheil, daher die große Macht der Preſſe auf die öffentliche Meinung. Aber die Erfahrung zeigt auch das umgekehrte Verhältniß, wenn ein Mann aus der Fremde in eine Geſellſchaft eintritt. Jeder fordert von ihm eine Charakteriſtik der Stadt oder des Landes, wo er zuletzt geweilt, ohne zuvor über ſeine Befähigung, Volk und Sitte aus dem richtigen Geſichtspuncte aufzufaſſen, ſich eine Bürgſchaft verſchafft zu haben. Und ſo verfahren ſelbſt Leute von beſonnenem Urtheil, die täglich ihre Wißbegier aus Büchern und Zeitungen befriedigen können. Warum genießen dieſe Letztern, deren Beſtimmung es iſt, der regelmäßige ſittliche Barometer einer ganzen ſtädtiſchen Bevölkerung zu ſein, das geringſte moraliſche Vertrauen? Warum ſetzt die Menge bei dieſen nicht ſo viel Wahrheitsliebe voraus, welche ſie unbedenklich dem nächſten ſchlichten Reiſenden zugeſteht?

Dieſe Wahrnehmung machte auch unſer Wiener; jeder der Hochzeitsgäſte wollte den Schatz ſei-

ner Kenntniſſe über Leben und Sitte in Oeſterreich, und der Hauptſtadt insbeſondere, durch ihn bereichern; nicht etwa wünſchte man, den Wienern günſtige Zeugniſſe von ihm zu vernehmen — denn die Abneigung der Ungarn gegen ihre deutſchen „Zwingherren" hat ſeit den Germaniſirungsverſuchen der drei letzten Regenten progreſſiv zugenommen — ſondern etwa Ungünſtiges unbedingt für wahr zu halten, vortheilhafte Berichte hingegen mit ſkeptiſchem Kopfſchütteln anzuhören und — zu widerlegen.

Biro Janoſch glaubte in Folge ſeiner Amtswürde ſich vor allen andern Anweſenden berechtigt, über die Zuſtände der Reſidenz den Fremden zu „verhören." Begreiflicher Weiſe richtete ſeine Wißbegier ihren Lauf nach jenem Zielpuncte hin, welcher das Polizeiweſen der Hauptſtadt betrifft; denn er wußte gar wohl, in welchem Mißcredit die ungariſche Geſetzpflege bei den Oeſterreichern ſteht, und wie ſehnſüchtig der nicht in die ungariſche Conſtitution verliebte deutſche Bewohner des Hunnenreiches nach den geregeltern Rechtszuſtänden ſeiner in den Erblanden wohnenden Landsleute hinüberblickt. Biro hoffte jetzt irgend einen Criminalfall oder mindeſtens eine kleine Spitzbubenanecdote zu vernehmen, und ſodann die Geſichter der Zuhörer zu muſtern, welche ſich dann mit dem c'est tout comme chez nous tröſten würden. Er ſchien auch nicht vergeblicher Hoffnung ſich hingegeben zu haben, denn Wallner debutirte, offenbar nur in der Abſicht, um Heiterkeit zu erregen, mit folgender Anecdote:

„Als ich vor meiner Abreiſe aus Wien noch einmal das Burgtheater beſuchte, war ich Zeuge folgenden komiſchen Zwiſchenſpiels im Entreact. Ein Herr, welcher unſern von mir ſeinen Platz hatte, wußte ſich in den Beſitz der wohlgefüllten Brieftaſche eines Sitznachbars zu ſetzen, und begab ſich,

als der Vorhang durch ſein Fallen den Actſchluß bezeichnet hatte, in das nahe gelegene Daum'ſche Kaffeehaus auf dem Kohlmarkt, wo er mit dem Inhalt der geſtohlnen Brieftaſche bezahlte. Doch wie ſehr mochte der Ehrenmann erſchrocken ſein, als ihn auf die Anzeige des Kaffeewirths ſogleich ein anweſender Polizeicommiſſär arretirte! Anfangs glaubte er natürlich, man habe ſeinen Diebſtahl entdeckt; doch ſeine Beängſtigung ſtieg, als er erfuhr, er werde als Fälſcher von Bankpapieren verhaftet. Da er wiſſen mochte, daß die Beſtrafung eines ſolchen Fälſchers ungleich ſtrenger iſt, als die eines Taſchendiebes, ſo machte er kein Hehl daraus, daß die incriminirten Banknoten von ihm entwendet ſeien. Auf jene wiederholte Ausſage ward er von dem Commiſſär wieder in's Parterre geführt, da das Stück noch nicht zu Ende geſpielt, und das Publicum vollkommen verſammelt war, um mit Hülfe des Diebes auch den Urheber der falſchen Banknoten zu erhaſchen. Und in der That fand der Gauner noch den Beſtohlnen, und dieſer war nicht wenig erſtaunt, auf welche räthſelhafte Art er in die Hände der Juſtiz fiel."

„Da haben unſere Panduren doch ſchwerere Arbeit," meinte Biro: „in Kaffeehäuſern einem armen Schelm aufzupaſſen, den eigentlich mehr der Zufall als der eigene Scharfblick der Polizei dem Arme der Gerechtigkeit überliefert, iſt viel bequemer, als in dem Bakonyer Wald die „Hackerl" aufzuſpüren. Da geht's gleich an's Leben, und keine bewaffnete Militärpatrouille ſteht auf den erſten Ruf zum Beiſtand bereit."

„Was iſt es mit den „Hackerln?" Das Wort klingt mir ſo heimlich, muß aber hier wohl einen andern Sinn haben, als man ſonſt damit zu verbinden pflegt."

„Der ungariſche Name für die Sache iſt Czakany — belehrte Banſy, den wir im Hochzeitszuge hinter dem Bräutigam reitend erblickten — „es iſt ein kleines, zierlich geformtes, eiſernes Beil an einem etwa drei Schuh langen Stiele. Es iſt ein Stockhammer oder Streitbeil. Gewöhnlich gebrauchen die Schweinehirten, die nebenbei auch das Räuberhandwerk betreiben, dieſe Waffe als Hirtenſtab, auch um ſich Holz vom Walde zur Feuerung zu fällen. Zuweilen aber amüſiren ſie ſich bei ihren Zuſammenkünften im Walde, mit dem Czakan nach irgend einem ausgeſteckten Ziele zu werfen, und durch dieſe Spiele haben ſie eine ſo außerordentliche Geſchicklichkeit im Zielen und Werfen des Czakan erhalten, daß ſie auf vierzig Schritte weit den einſamen Wanderer damit auf's Haar zu treffen wiſſen. Uebrigens haben ſie es mehr auf die reichen Edelleute abgeſehen. Auch die Meierhöfe und Arrendatoren rund um den Bakony herum werden nicht ſelten mit den Beſuchen dieſer Gonaſchen erſchreckt; aber da man ſich mit ihnen in der Regel abfindet, Pächter und Wirthe ſogar ihre Hehler machen, ſo richten die Panduren der umliegenden Comitate ſelten etwas gegen ſie aus. Und wenn auch Einer einmal aufgeknüpft wird, ſo tröſtet ſich der Ueberlebende mit dem Sprichwort: **agyumöles nek sze pit függesz tick föl**, d. h. „nur das auserleſenſte Obſt hängt man auf," denn bei uns in Ungarn pflegt man bei Beendigung der Weinleſe die ſchönſten Trauben an Stäben aufzuhängen."

„Es ſcheint aber doch," entgegnete Wallner, „als ob Mord und Todtſchlag ſich in Ungarn nicht auf die Bewohner einſamer Wälder beſchränkten, denn ich habe es kürzlich erlebt, daß mitten in der Hauptſtadt Eures Landes, und zwar in einem der frequenteſten Hotels, der Einkehrende ſein Haupt des

Nachts nicht unbesorgt um sein Leben niederlegen kann. Während meiner Anwesenheit in Pesth ereignete sich in dem Gasthofe, wo ich logirte, folgender Vorfall: Ein Gutsbesitzer hatte mit seinem ältesten Sohne, der selbst schon an der Landwirthschaft den thätigsten Antheil genommen, die Messe besucht, die eben abgehalten ward. Die Geschäfte waren abgemacht, und der Gewinnst sehr beträchtlich. In einer müßigen Stunde ließ sich der Vater zum Spiel verleiten und, höchst wahrscheinlich Spielern von Profession in die Gaunerhände gefallen, hatte er in wenigen Tagen seine ganze bedeutende Baarschaft verloren. Aus Scham wollte er sich nicht dem Sohn entdecken, von dem er wußte, daß er eine gewisse Summe bei sich führe, und gleichwohl brannte er von dem leicht zu erklärenden Wunsche, mit Hülfe eines geringen Einsatzes seinen Verlust wieder zu gewinnen. Die Folge dieses innern Zwiespalts war, daß er sich Nachts heimlich in das Zimmer seines schlafenden Sohnes stahl und das benöthigte Geld aus dessen Brieftasche nehmen wollte. Der arme Mann war indeß zu ungeschickt in diesem Handwerk, das ihm jederzeit fremd gewesen, um nicht von dem aufgestörten Besitzer im Dunkel ergriffen und festgehalten zu werden. Denken Sie sich nun die gräßliche Scene, als auf den Ruf des Bestohlnen Kellner und Stubenmädchen mit Lichtern herbeistürzten, und der Sohn den Vater am Kragen hielt! Dabei waltete aber noch ein günstiger Stern, da der Bedrohte wohl eben so gut dem unerkannten Dieb in der Finsterniß eine Kugel hätte in den Leib jagen können, denn eine geladene Pistole hatte der junge Mann in der That unter dem Kopfkissen verborgen."

„Was soll dies zu Gunsten der Wiener Polizei beweisen?" fragte Biro ärgerlich, „die Summe,

der Verbrechen ist auch dort jährlich im Zunehmen, trotz der großen Armee von Polizeisoldaten; nur die kleinen Schelme stehen dort, wie überall, unter Aufsicht, die großen dürfen ungestraft alle Schranken gesetzlicher Ordnung durchbrechen."

„Nicht doch, nicht doch," protestirte Wallner, „ich will Ihnen sogleich einen Fall erzählen, der Ihre Behauptung entkräften wird."

„Der neue commandirende General von Niederösterreich, Erzherzog Albrecht, erwirbt sich mit jedem Tage mehr die allgemeine Liebe durch die Strenge, womit er auf die Vollziehung der bestehenden Vorschriften hält, von welchen sich Manche aus der höhern Aristokratie zu dispensiren streben. Unlängst fuhr der Graf Bethlen, der, wie Ihnen bekannt sein wird, ein Hofamt bekleidet, in Gesellschaft mehrer Damen im schärfsten Trabe über eine Brücke im Park des Lustschlosses von Schönbrunn, über die nur im langsamen Schritt gefahren werden soll. Die Wache an der Brücke rief dem Magnaten zu, langsam zu fahren, worauf dieser aber gar nicht achtete, sondern unbeirrt fortjagte, bis endlich die zweite Wache am andern Ende der Brücke vorsprang, das Gewehr anschlug und die Pferde niederzuschießen drohte, sobald der Wagen nicht sogleich stille halte. Der Graf mußte absteigen und ward auf die Wachtstube gebracht, von wo er erst nach eingeholtem Befehl losgelassen wurde. Am andern Tage erschien ein Generalbefehl, welcher der ganzen Garnison vorgelesen wurde, und in dem das Betragen der beiden Soldaten vom Jägerbataillon, die an der Brücke geschildert hatten, verdienter Maßen belobt und allen Uebrigen als Muster in ähnlichen Fällen aufgestellt ward."

„Diese Ausnahme von der Regel hat ihren heimlichen Grund," meinte Recsey, „man läßt in

Wien nicht gern eine Gelegenheit vorüber, um unſere Nation in einem ihrer Glieder zu kränken. Solche Demonſtrationen erhalten dadurch einen beſondern Werth, wenn die Perſon, gegen welche ſie gerichtet iſt, zu den Höhergeſtellten gezählt wird."

Peppi, welche bei der gereizten Stimmung ihres Vaters gegen das öſterreichiſche Regiment das Schlimmſte befürchtete, wenn nicht der Converſation eine andere Wendung gegeben würde, miſchte ſich jetzt in das Geſpräch, indem ſie Wallner erſuchte, auf harmloſere Gegenſtände überzugehen; ſeine Vaterſtadt ſei ja weltbekannt als der Sitz der Freude und des Lebensgenuſſes, da ließe ſich wohl Manches erzählen, was einer in fröhlicher Stimmung verſammelten Geſellſchaft beſſer behagen würde, als Mordgeſchichten und Criminalverbrechen. Wir erlaſſen Ihnen — ſetzte ſie mit ſchelmiſchem Lächeln hinzu — dergleichen in das Bureau eines Stuhlrichters gehörenden Amtsrapporte herzlich gern, wenn Sie uns dagegen deſto mehr von den Wiener Tanzſälen und Gartenconcerten, von dem Leben in den hohen und niedern Schichten der dortigen Geſellſchaft, vor allem Andern aber uns getreu berichten wollen, wie es dort im Faſching hergehen mag, denn dann denke ich mir die Wiener in floribus."

„In Wien" — entgegnete Wallner — „concentrirt ſich der ganze Faſtnachtsſpaß auf den Beſuch der Dienstagsredoute, die aber durch die Ueberfüllung von mehr als viertauſend Menſchen außer allem Spaße iſt, denn es koſtet ganz ernſthafte Schweißtropfen und Rippenſtöße. Die anſtändige Welt beſucht dieſe Redoute daher erſt gegen Mitternacht, weil da die Muſik aufhört und der große Haufe ſich allmählig verliert. Dazu kömmt auch, daß jedesmal am Faſchingsdienstag ein Ball bei Hofe

ist; und da dieser noch vor Mitternacht endigt, so strömt die Hofwelt noch nachträglich dem Redoutensaale zu. Die Bälle bei'm Sperl, bei'm Sträußel, kurz die eigentlichen Volksbälle, wo nur der Commis und die Nähterin tanzen, haben jedoch für den Beobachter den meisten Reiz. Auf einem solchen begegnete mir aber auch der Fürst Milosch von Serbien en grande parade, ein halbes Dutzend Sterne auf der Brust, und den Nischan Istahar um den Hals. Auch den türkischen Gesandten traf ich dort, von allerhand leichtfüßigen engagementslustigen Masken umschwärmt, die alle wünschten, im Abendlande Sr. Excellenz eine Fortsetzung seines orientalischen Serails zu bieten."

„Daraus dürfen Sie aber nicht den Schluß ziehen, daß die Entsittlichung in Wien auf einer größern Stufe stehe, als in jeder andern großen Stadt. Der Grundzug des Wieners ist Behaglichkeit, und wie alle Vergnügungslust bei uns einfacher, natürlicher als in Berlin ist, so auch in gewissen speciellen unaussprechlichen Dingen."

„Bald hätte ich hierüber eines der eigenthümlichsten Bilder übersehen, welches der Wiener Carneval nur bieten kann. So z. B. findet man während des ganzen Faschings an jedem Samstag vor dem Gasthof zur Stadt Belgrad ein Gedränge von fünf- bis sechshundert Menschen, mit Geigen, Clarinetten, Blas- und Streichinstrumenten bewaffnet, und zwischen ihnen eine Menge Anderer, die gesticuliren, schreien, Handschlag geben u. s. w. Es sind diese nämlich die Musikanten Wiens, die hier für die ganze nächste Woche engagirt werden. Hier completiren Strauß und die andern Walzerkönige ihre, durch die vielen Strapazen defect gewordenen Orchester; hierher kommen die Haushofmeister der verschiedenen Palais, um für diesen oder jenen

Ballabend die gehörigen Truppen zu werben; hierher endlich die Wirthe aus den umliegenden Dörfern, um den nöthigen Bedarf an Bratelgeigern ein Paar Meilen weit zu entführen. Da wird denn geboten, überboten, gefeilscht, abgeführt. Es ist ein musikalischer Sclavenmarkt, ein Bazar, der seines Gleichen sucht."

„Wir wünschten für unser Leben gern von Ihnen auch etwas über die Hofbälle zu hören," unterbrach den Erzähler Peppi wiederholt, ein Wunsch, welchen der Wiener Gast um so bereitwilliger zu erfüllen versprach, weil er dadurch sich ein glänzendes Zeugniß vor der Gesellschaft auszustellen Gelegenheit fand, daß er in der Residenz zuweilen auch in höhere Kreise Zutritt erhielt. Er fuhr also fort:

„Bei Hof fand heuer auch ein, an den so beliebten Kinderball sich anschließender, Adolescenzball Statt, zu welchem die adelige Jugend beiderlei Geschlechts eingeladen wurde, und der in der That ein glänzendes Schauspiel darbot, indem hier Anmuth und Frische im reizendsten Bunde auftraten. Die Hofbälle, zu denen außer dem Adel auch alle Officiere der Armee und der Bürgermiliz Zutritt haben, doch ohne deren Frauen, zeichnen sich durch übergroße Einfachheit aus, und wenn nicht zuweilen die schimmernden Uniformen und frappanten Nationalcostüme fremder Gäste die schmucklose Gesellschaft, die sich in den Sälen der Hofburg versammelt, zieren möchten, würden diese Bälle ein ziemlich eintöniges Bild gewähren. Eine so gemischte Gesellschaft kann unmöglich alle jene strengen Formen einhalten, welche die Etiquette gebietet, und jedes Jahr bringt Vorfälle zur Sprache, welche einen pikanten Unterhaltungsstoff abgeben. Im verflossenen Winter mußte ein besonderer Befehl des commandirenden Generals die Herren vom Militär be-

lehren, daß es nicht schicklich sei, das Confect aus dem Saal hinauszutragen und den wartenden Burschen im Vorzimmer und auf der Stiege zu übergeben; und in dem letzten Fasching rief ein von seiner Landgarnison nach Wien versetzter Kriegsmann den Lakai durch ein Anklirren des Trinkglases, und als ihn der Gerufene über die Unziemlichkeit dieses Zeichens höflich aufklären wollte, verstand der Mann aus der Provinz die Sache übel und das Zwischenspiel endete mit der unfreiwilligen Entfernung des Etiquettenverletzers."

Diese Anecdote verfehlte nicht ihre Wirkung auf die Lachmuskeln des ganzen Auditoriums zu äußern, und mehre Stimmen forderten den Erzähler wie aus einem Tone auf, in seiner Schilderung des Wiener Faschingslebens noch weiter fortzufahren.

„Der Mittelstand," ließ sich Wallner weiter vernehmen, „amüsirt sich auf Hausbällen und in geschlossenen Gesellschaften, worunter ich namentlich den slawischen Ball erwähnen muß, der seiner eigenthümlichen Charakteristik wegen ausgezeichnet zu werden verdient, und jedesmal von dem russischen Gesandten, Grafen Medem, besucht wird. Die untern Schichten der Bourgeoisie und die zahlreiche Classe der Dienstleute strömen in die Hallen des Daum'schen Elysiums, ohne zu ahnen, daß sie durch den Besuch dieses, der Gesundheit schädlichen Locals bald in das wirkliche Elysium eingehen. Man tritt in unterirdische, kellerartige Gewölbe, wo in jeder Nacht mehr als 6000 Menschen ein- und ausströmen, und die oft über 40° Reaumur steigende Hitze der strahlenden Heiterkeit in dieser heißen Zone keinen Eintrag thut. Vier Säle, drei Stockwerke tief, sind mit grellen Malereien übertüncht, und die lauteste Musik übertäubt hier das bacchantische Gelächt-

ter. Man tanzt, führt Faſchingszüge auf, improviſirt, ißt, ſingt; die Mehrzahl aber verſammelt ſich gewöhnlich in jener Abtheilung, in der ſich der Harem befindet. Dieſer beſteht in einer Schaar orientaliſch gekleideter Mädchen, die einem ſtämmigen Paſcha dienen; deren Schauplatz vom Zuſchauerraum getrennt, auf einer Bühne iſt, die ein türkiſches Gemach vorſtellt. Ein leichter, durchſichtiger Gazeflor iſt über das Tableau geſpannt, damit die Veſtalinnen ſich nicht mit der profanen Außenwelt in Rapport ſetzen können. — Aber außer der Sittlichkeit iſt auch die Geſundheit hier gefährdet, denn in Schweiß gebadet ſtürzt der in Wein, Tanz und Ausſchweifungen berauſchte Hauſe aus der glühenden Atmoſphäre dieſer unterirdiſchen Räume plötzlich in die eiſige Decemberluft hinaus; und da kann es nicht befremden, daß in Wien unter 15,000 Geſtorbenen 4000 Lungenkranke von den officiellen Ausweiſen jährlich gemeldet werden, und 1000, die dem Nervenfieber verfielen. Ein Dritttheil aller Todesfälle kommt freilich auf Rechnung von Verkühlungen, aber wenn die Todtenliſte in der Zeitung den eigentlichen Grund angeben wollte, ſo müßte ſie anmerken: Geſtorben an dem Beſuch des Daum'ſchen Elyſiums. Dabei iſt noch gar nicht die Feuergefährlichkeit dieſes Beluſtigungsortes in Anſchlag gebracht, die jedem beſonnenen Beſucher am Eingange ſchon wie ein anrennendes Schreckgeſpenſt entgegentritt; während in jedem neugebauten Hauſe das **Rez-de-chaussée** eingewölbt werden muß, damit das Feuer bei einem etwa entſtehenden Brande nicht bis auf den Grund hinabdringe, und jedem Gebäude eine Art ſicherer Citadelle bewahrt bleibe, läßt man es ganz ungehindert geſchehen, daß täglich ſechs tauſend Menſchen der ſchrecklichſten Todesgefahr ausgeſetzt werden; denn die Phantaſie erlahmt, wenn

sie sich ein wahrheitgetreues Gemälde der schauerlichen Verwirrung hinstellen soll, welche nothwendig entstehen muß, sobald in diesem Kellerparadies der Schreckensruf: Feuer! erschallt. Zerbrochene Rippen, Arme und Beine, verbrannte Leichen, Erstickte, die, festlich geputzt, mit der blaugewordenen Tänzerin im Arme, mitten im Taumel der Freude hinstürzen, das sind die Gestalten, die sich der vorausschauenden Einbildungskraft aufdrängen, wenn das Auge die schmalen Treppen, die papiernen Tapeten, die künstlichen Bäume und die zahllosen Besucher betrachtet, die gekommen sind, sich von den Sorgen des Lebens zu befreien, und diese Befreiung oft nur durch gewaltsame Lossagung von diesem Leben erkauften. Als im vorigen Jahre ein russischer Fürst an der Seite des Eigenthümers diesen Ort besichtigte, war seine erste Frage: Ist hier noch niemals Feuer ausgebrochen? Dies war nun allerdings noch nicht der Fall, allein es kann jeden Tag geschehen, und es läßt sich gar nicht absehen, warum es gerade unter der Erde sein muß —"

„In welcher das österreichische Volk sein Elysium finden soll, wollen Sie sagen? scherzte der Wirth, seinem Gaste in's Wort fallend, denn Herr Recsey ließ ungern eine Gelegenheit vorüber, der ihm mißfälligen Regierungspolitik einen Stich zu versetzen, „ja, ja, wie ich schon so oft zu bemerken Veranlassung fand, auf der Erde kann es dem österreichischen Unterthan nie wohlergehen."

„Auch vom Standpuncte der Moral," fuhr der Wiener fort, ohne daß er, noch sonst Jemand in der Gesellschaft, die politische Unzufriedenheit des Hausherrn zu beachten schien, „auch vom Standpuncte der Moral, der so häufig als der oberste gepriesen, ist dieser Kellersalon keine Tugendhalle. Einmal erloschen sämmtliche Gaslichter, indem die

Leitungsröhren Schaden genommen, und die zahlreiche Versammlung befand sich mit einem Schlage im tiefsten Nachtdunkel. Dieser Zufall hatte zwar keine tödtlichen Wirkungen, aber, wie Viele meinen, lebensvolle Resultate."

„Ich denke mir," nahm die muntere Peppi abermals das Wort, „daß es in Wien noch andere dem Vergnügen des Publicums gewidmete, glänzend ausgestattete Localitäten gebe, welche zu solchen Klagen, wie Sie jetzt vorbrachten, nicht herausfordern werden?"

„Allerdings, meine Gnädige!" versetzte Wallner, „da ist vor allen andern das von dem ehemaligen Blechwaarenfabricanten Fischer, freilich mit fremdem Gelde, erbaute Odeon. Diesem muß auch der giftigste Neid die in Wien noch nicht vorgekommene Großartigkeit der räumlichen Verhältnisse zugestehen, denn der Saal hat eben so viele Klafter in der Länge, als der Stephansthurm in der Höhe, nämlich 72, die Breite beträgt 32 und die Höhe 8 Klafter. Blumengärten und plätschernde Springbrunnen schmücken den großen Saalraum, dessen Boden bloß zum Theil mit Parketen zum Tanzen belegt worden, indeß der größere Theil mit sogenanntem Gypsstein gesetzet ist. Rings um diese weite Halle streift eine Doppelgallerie, in welcher zahlreiche Divans entgegenwinken, von denen man mit Bequemlichkeit die dichterfüllten Räume mit ihrer bunten Menschenmenge überblicken kann. Wer diese Gallerien in beiden Etagen, auf welchen zugleich soupirt wird, langsamen Schrittes durchwandelt, und sich die Sitzenden und Gehenden besieht, wird kaum in einer vollen Stunde seine Wanderung zurückgelegt haben."

„Da ich des Odeons gedachte," nahm Wallner wieder das Wort, „so darf ich auch des an

luxuriöser Ausstattung nicht nachstehenden Kaffeehauses nicht vergessen, welches jüngst ein Engländer, Namens Gaveson, dem Publicum eröffnet hat. Ein Aehnliches hat Wien früher noch nicht gesehen. Weiß mit Gold, im schönsten Rokokostyl, prangen die spiegelreichen Wände, zwei Brunnen plätschern lustig in den hellen, von zweihundert Gasflammen durchschimmerten Räumen, und rothsammtne Sitzbänke laden den erstaunten Besucher zur gastlichen Ruhe ein. Durch eine im Fußboden angebrachte Klappe gelangen Oberröcke, Regenschirme und dergleichen in die unterirdische Garderobe, ohne daß man Jemand zu sehen bekommt, oder mit irgend einem Menschen zu sprechen braucht. Kurz, die ganze Einrichtung ist darauf berechnet, die Neugier der Wiener zu reizen, und ihrer bekannten Schaulust zu huldigen, was ihm aber auch im vollsten Maße gelungen ist. Als Jemand den Unternehmer fragte, wie er hoffen könne, seine bedeutenden Opfer belohnt zu sehen? antwortete dieser: Ich habe meine Rechnung so gestellt, daß ich der Einheimischen gar nicht bedarf, um die Kosten der Herstellung zu decken; jährlich reisen siebenzig bis achtzig tausend Fremde durch Wien, und die Mehrzahl derselben wird nicht versäumen, wenigstens Einmal während ihres hiesigen Aufenthalts das eleganteste Kaffeehaus der Hauptstadt zu besuchen, und das mir dadurch gewährte Einkommen ist groß genug, um bereits nach sechszehn Monaten die Einrichtungskosten wieder hereingebracht zu haben."

Während dieses Gespräch war von einer phantastisch aufgeputzten Weibsperson die „Brauthenne" auf die noch immer reichbesetzte Tafel gestellt worden. Biro erhielt dadurch Veranlassung, sich bei dem Fremden zu erkundigen, ob man in Wien am Faschingsdienstag noch jetzt den „Hahnentanz" auf-

führe? „Ich erinnere mich," fügte er hinzu, ohne die Antwort auf seine Frage abzuwarten, „ich erinnere mich von meinem Oheim, welcher in seiner Jugend unter der Kaiserin Maria Theresia einen Posten im Steueramt in der Residenz bekleidete, eine wunderliche Beschreibung dieses närrischen Carnevalscherzes gehört zu haben. In der Mitte des Zimmers, wo der Tanz gehalten ward, war ein großer, mit Blumen und Bändern geschmückter Hahn aufgestellt. Die versammelten Mädchen hatten künstliche Sträußer vorräthig, um sie ihren Tänzern auf die Hüte zu stecken. Nachdem man abgetafelt, erschien die Anführerin des Tanzes mit einem großen Strauße. Sogleich wurden um den Hahn herum mehre Schwärmer gesteckt und angezündet. Indeß stellten sich die Paare in Ordnung. Wie das erste sich in Bewegung setzte, gab die Reigenführerin ihren Strauß an das nächstfolgende Paar ab. Dies ging der Reihe nach, bis der letzte Schwärmer verpuffte. Das Mädchen, welches in diesem Augenblicke den Strauß in Händen hatte, ward die Eigenthümerin des Hahns. Für diese Ehre mußte ihr Tänzer die ganze Gesellschaft freihalten. Was mag nur dieser Hahnentanz bedeutet haben? denn ein Sinn war in den Gebräuchen unserer Vorfahren immer vorhanden, und wir haben kein Recht, ihre geistige Beschränktheit stets vorauszusetzen, wenn ihre Handlungen uns unbegreiflich vorkommen."

„Das ist mir aus der Seele gesprochen," ließ sich eine Stimme von der andern Ecke des Tisches herüber vernehmen, „wie die Jugend, welche schnell fertig mit dem Worte ist, vom Fortschreiten des Zeitgeistes faselt, wenn sie sich über das reifere Alter an Weisheit überlegen dünkt, ebenso lobt sich die heutige Generation gern auf Kosten eines frühern Geschlechts. Nun, was ist Ihre Meinung,

Hochwürden? Ihnen ſteht ja vor allen Andern ein Urtheil zu, wenn es ſich um die Erklärung der Sitten und Bräuche unſerer Altvordern handelt."

Pfarrer Lutz, welcher ſich durch dieſe Aufforderung vor einem ſo großen Zuhörerkreiſe ſehr geſchmeichelt fühlte, ſetzte ſich ſogleich in Poſitur, um das in ſeine Gelehrſamkeit geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen. „Muthmaßlich," begann er nach einigem Räuſpern, „muthmaßlich iſt dieſer Brauch in Wien noch ein Ueberbleibſel aus der Römerzeit, wo die nach Vindobona — wie die jetzige Kaiſerſtadt von den römiſchen Coloniſten genannt war — verpflanzte Sitte aus der damaligen Hauptſtadt der Welt, dem mit dem Monat Februar abſterbenden Jahr oder dem die Zeit repräſentirenden Gott Mars einen Hahn, ſein Lieblingsthier, zum Brandopfer darzubringen, ſich noch durch das chriſtliche Mittelalter fort erhalten hat. Ich würde dies nicht mit ſolcher Sicherheit zu behaupten wagen, wenn ſich nicht ein analoger Fall in England vorfände, wohin unter Julius Cäſar ebenfalls die römiſchen Legionen gedrungen waren. Die Hahnenkämpfe der Briten erinnern an die altrömiſchen Gladiatorenkämpfe bei Leichenſpielen. John Bull pflegt nämlich zur Erhöhung der Carnevalsluſtbarkeiten einen Hahn mit einer kurzen Schnur an einen Pfahl zu binden, dann wird von mehren Perſonen mit langen Stäben nach dem Thiere geworfen, bis die vermehrten Qualen es tödten. Ehedem fanden am Faſchingsdienstag ſolche Hahnenkämpfe ſogar in Bildungsanſtalten Statt, und die Lehrer erhielten die getödteten Hähne als Beſoldungszulage. Da aber im Mittelalter das Lehrfach in der Regel mit Geiſtlichen beſetzt war, und bei der Einführung des Chriſtenthums als Staatsreligion alle Beneficien und Gerechtſame der heidniſchen Prieſter auf die

Mönche übergingen, so mochten auch die alten Opferthiere, darunter der Hahn, in Zeiten, wo die Opfer abgeschafft waren, als einfache Geschenke den Geistlichen zugebracht worden sein. In so weit auseinander liegenden Ländern, wie Oesterreich und England kann der Hahn am Faschingsdienstag nicht vom Zufall zu einer Rolle bestimmt worden sein, er muß nothwendig mit dem Feste in einem Zusammenhange stehen, aber in welchem, wenn wir die heidnische Abstammung jener Sitte verwerfen? Daß dem Jahre im Februar — mit welchem Monat die alte Zeit abschloß, — gleichwie einem andern Verstorbenen Todtenspiele gefeiert wurden, ist bekannt genug; ebenso bekannt ist aber, daß bei den Kämpfen der Gladiatoren am Grabhügel des Verblichenen es dem Zufall überlassen blieb, ob er den Stärkern oder Schwächern dem Tode entziehen wolle. Hier vertrat der Hahn die Stelle des Opferers. Das Tröpfeln des Blutes aus seinen Wunden sollte, wie in Wien das Verbrennen des Thieres, die Opferung, bedeuten. Durch die lange Reihe christlicher Jahrhunderte ist dem Volke das Verständniß der heutigen Sitte abhanden gekommen. Weil man diese jedoch gewohnheitshaber nicht aufgeben wollte, behandelte man sie als Scherz. Etwas Aehnliches ist der ehemals in Rom und jetzt noch in Paris am Faschingsdienstag gebräuchliche Umzug des, wie ein Opferthier bekränzten **boeuf gras**. Gewiß war der Ochse in der Heidenzeit dem in Stiergestalt verehrten Sonnengott Belen geopfert worden; und da Kelten nicht bloß in Gallien, wie Frankreich damals hieß, sondern auch im südlichen Deutschland, namentlich in Baiern, wohnten, wo noch jetzt die im Volksglauben fortlebenden Truthen an die Druidinnen, d. h. an die im Rufe der Zauberei gestandenen jungfräulichen Priesterinnen der Kelten,

erinnern, in München aber noch jetzt die Metzger am Faschingsmontag eine Rolle spielen, so darf man getrost behaupten, daß sie nur an die Stelle der heidnischen Priester getreten sind, die an jenem Tage manches Stieropfer brachten, wie anderswo Hähne. Der Metzgertanz in München und der Hahnentanz in Wien sind unverstandene Reste der altheidnischen Opfertänze, wo die Opfernden im Kreise um die Opferflamme tanzten."

„Warum aber duldete die Geistlichkeit die heidnischen Possen?" ereiferte sich einer der Tischgäste.

Lutz versetzte: „Sie verdient wegen dieser klugen Nachsicht mit den Schwächen des gemeinen Haufens vielmehr das Lob der Einsichtsvollen. Indem sie das Unwesentliche tolerirt, vermochte sie das Volk desto leichter, die Hauptvorschriften der Kirche zu befolgen. Nicht selten legte man dem beibehaltenen heidnischen Brauch ein christliches Motiv unter. So, z. B., duldete sie, daß der Pöbel sich am letzten Februar, also am Todestage des Jahres, wie aus Leidwesen um einen Verstorbenen, Asche auf's Haupt streute; aber die Kirche schob als erklärendes Motiv unter: Dies thue der Christ aus Demuth, zur Erinnerung an die Leiden Christi, auf welche die eben eingetretene Fastenzeit passend vorbereite. Als in der Folge Ostern zu einem beweglichen Feste wurde, konnte, da die vorhergehenden vierzig Bußtage sich nach diesem richten mußten, die Aschermittwoche auch nicht mehr in jedem Jahre auf den letzten Februar fallen. Daß man aber den Tod des Jahres noch lange nachher in den Anfang der Fasten versetzte, beweis't das in allen slawischen Ländern um diese Zeit noch übliche „Todaustragen," wo die Dorfjugend die abgestorbene Zeit in Gestalt einer Strohpuppe zum Orte hinausträgt, um sie draußen zu verbrennen. Denn auch unsere Vorfahren eröffneten

das Jahr im März, der erſte Tag des Jahrs hieß vorzugsweiſe der „Morgen" (Jutro). Das von der ganzen Gemeinde vorgenommene Verbrennen des Bildes, welches den abſcheidendn Winter vorſtellte, hieß Kossiol. Dann opferte man an derſelben Stelle zum Andenken der Verſtorbenen. Darum heißt der Sonntag in Mitteſaſten in einigen Gegenden noch jetzt der „Todtenſonntag" oder Smerdnice. In dem uns benachbarten Kroatien und in Krain hat ſich dieſer Brauch noch am friſcheſten erhalten."

„Bei einem Hochzeitmahle — verwies jetzt ängſtlich die Mutter der Braut den geiſtlichen Herrn — ſollte man nicht von Todten ſprechen, „man muß dem Satan nicht den Mund öffnen," pflegte meine Tante zu ſagen, und beſonnene Leute hüten ſich von Allem zu ſprechen, was als böſe Vorbedeutung genommen werden könnte."

„Wahr geſprochen, Mütterchen!" fiel ihr der Ortsrichter in's Wort, „wenn der Herr Pfarrer uns einmal belehren will, ſo giebt ihm die Henne, welche jetzt aufgetragen wurde, eine ſchicklichere Veranlaſſung, das Licht ſeiner Gelehrſamkeit vor uns leuchten zu laſſen. Wer von uns wünſchte nicht zu wiſſen, warum die Henne dasjenige Gericht iſt, welches an keiner hochzeitlichen Tafel fehlen darf?"

„Dieſe Frage," meinte der Paſtor, „kann ſich Jeder leicht ſelbſt beantworten. Ich brauche nur an die Sitte der ſlawiſchen Bewohner Pommerns und Oſtpreußens zu erinnern, wo in älterer Zeit den Brautleuten, bevor ſie das Hochzeitbett beſtiegen, ein gebratener „Brauthahn" nebſt Bocksnieren präſentirt wurde, und daß unſere Brüder in Krain noch jetzt den Neuvermählten nach der Trauung einen Eierkuchen darreichen." In der Heidenzeit wurde ein Hahn und eine Henne für das Wohlergehen des Brautpaars den Ehegottheiten zum

Opfer gebracht. Aber nur das Blut des geschlachteten Thieres ward den Göttern zum Antheil, das Fleisch ward ihren Dienern, der Priesterschaft, verabreicht. Als aber das Christenthum eingeführt und die Thieropfer abgeschafft wurden, da kam der Hahn zwar nicht mit dem Leben davon, aber die Küche ward die Opferstätte, und was mir als Priester sonst allein gehört hätte, muß ich heute mit der ganzen Gesellschaft hier theilen."

Als der Sprecher geendet hatte, schickte er sich an die Henne zu zerlegen, und die ersten Bissen zum Munde zu führen, gleichsam durch die That beweisend, daß er auf das vererbte Recht nicht ganz verzichtet habe. Der anwesende Ordsrichter erhob sich jetzt, für diese Erklärung seinen Dank auszusprechen, denn nun erst werde ihm klar, warum, wie er in seiner Jugend selbst mit angesehen, die Podluzaken in Mähren am Morgen nach der Hochzeit einen Hahn köpfen. Es wird, erzählte er, ein Hahn in einem Topfe so tief in die Erde gegraben, daß nur der Hals heraussteht. Mit verbundenen Augen und einen hölzernen Säbel in der Hand wird ein Bursche in den Kreis gestellt, und unter Freudengeschrei und Musikbegleitung führt er Kreuz- und Querhiebe, die nicht treffen, bis es ihm endlich gelingt, dem Thiere den Kopf abzuschneiden."

„Da sehen Sie deutlich," merkte der Geistliche an, „wie die alten heidnischen Opfergebräuche, nur um von der Kirche geduldet zu werden, ihren ernsten Character zu verläugnen sich genöthigt sahen, und zu einer sinnlosen Posse herabsanken."

„Aber," nahm jetzt ein anderer Tischgast das Wort, „in welcher Beziehung dachten sich unsere heidnischen Vorfahren, die ja auch ihre gesunden Sinne hatten, den Hahn und die Henne zu den Brautleuten, daß man das Glück der Ehe erst mit

dem Blute des unschuldigen Thieres erkaufen zu müssen wähnte?"

Der Angeredete versetzte: „Die Betrachtung, daß das Uebel in der Welt vorherrsche, hatte unsere heidnischen Vorfahren auf die Vermuthung einer doppelten Weltregierung geleitet. Das Gute dankte man dem weißen Gott Bielbog; um das Böse abzuwenden, opfert man dem das Glück der Menschen beneidenden schwarzen Gott Czernibog. Damit also das Leben und die Gesundheit der jungen Eheleute gesichert bleibe, ließ man sich es lieber einen Hahn und eine Henne kosten, deren Fruchtbarkeit man auf das Brautpaar übergehend wünschte. In der christlichen Zeit trat der Teufel an die Stelle des Schwarzen. In Baiern wird noch jetzt bei Todtenämtern von den Laien bei'm Offertorium ein schwarzes Huhn dargebracht, aus welchem andern Grunde, als daß die liebe Seele vor dem Teufel im Grabe Ruhe habe? Daß dieser sich zuweilen mit einem Hahn abfinden lasse, bestätigt noch jetzt das Wahrzeichen an der Sachsenhäuser Brücke in Frankfurt."

„O erzählen Sie uns doch, wie dies zuging!" erhoben sich jetzt mehrere Stimmen, unter diesen auch Wallner, und der Pfarrer ließ sich nicht lange bitten, seine Wissenschaften vor der Gesellschaft noch weiter auszubreiten. Er räusperte sich und begann:

„Der Baumeister der Sachsenhäuser Brücke hatte sich verbindlich gemacht, die Brücke bis zu einer bestimmten Zeit zu vollenden. Als diese herannahte, sah er die Unmöglichkeit ein, und weil nur noch zwei Tage übrig waren, rief er in der Angst des Teufels Beistand an. Dieser erschien, und erbot sich, die Brücke in der letzten Nacht fertig zu machen, wenn ihm der Baumeister dafür das erste lebendige Wesen, das darüber ging, überliefern

wolle. Der Vertrag wurde geschlossen, und der Teufel baute in der letzten Nacht, ohne daß ein Menschenauge in der Dunkelheit sehen konnte, wie es zuging, die Brücke fertig. Als nun der erste Morgen anbrach, kam der Baumeister, und trieb einen Hahn über die Brücke vor sich her, und überlieferte ihn dem Teufel. Dieser aber hatte die Seele eines Menschen erwartet, und wie er sich betrogen sah, packte er zornig den Hahn, zerriß ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon die zwei Löcher entstanden sind, die bis auf den heutigen Tag nicht zugemauert werden, weil Alles in der Nacht wieder zusammenfällt, was Tags daran gearbeitet ist. Ein goldener Hahn auf einer Stange steht aber noch jetzt als Wahrzeichen auf der Brücke. Wahrscheinlich, schloß Luz seine Erzählung, soll dieser Hahn, als Wahrzeichen, den Teufel stets daran erinnern, daß der Bestand der Brücke durch die Opferung des Thieres von dem Teufel vertragsmäßig zugestanden sei; denn von ihm geht alle Zerstörung aus, wozu man auch Ueberschwemmungen und Erdbeben rechnet. Damit der Satan nicht an einem Gebäude seine Wuth auslasse, pflegte man bei der Grundlegung ein lebendes Wesen einzumauern. Die schwarze Henne im Wappen der Grafen von Henneberg scheint zuerst das Wahrzeichen ihrer Burg gewesen zu sein. Um diese unüberwindlich zu machen, hatte man in der Vertiefung der Burgmauer eine lebendige Henne eingemauert, deren Farbe schon darauf hinzeigt, daß man den Bösen durch dieses Opfer veranlassen wollte, seine Wuth nicht an diesem Gebäude auszulassen. Daß meine Vermuthung nicht aus der Luft gegriffen ist, beweis't das Wahrzeichen von Münnerstadt. Nämlich außen an der Pfarrkirche dieses Orts erblickt man in ziemlicher Höhe einen Wolf, der eine Henne frißt. Das

Volk deutet zwar die Henne auf die Grafschaft Henneberg, zu welcher die Stadt ehedem gehörte, und der Wolf bezieht sich auf das Hochstift Würzburg, das die Verarmung des Grafenhauses benutzend, allmählig ein Stück des Henneberger Landes nach dem andern sich anzueignen wußte. Ich aber sage: der Wolf ist der Teufel, welcher das ihm dargebrachte Opfer zerreißt. So wurde ehedem in Quedlinburg alljährlich in der Johannisnacht, wo man die bösen Geister umgehend glaubt, weil nach dem längsten Tag die Gewalt der Finsterniß wieder zunimmt, ein schwarzer Hahn in die Bode geworfen, denn man fürchtet, daß im Unterlassungsfalle ein Mensch in demselben Jahr ertrinken müsse."

Als Luz geendet hatte, trat der Hochzeitbitter mit der „Peltsche," einem Kuchen von riesiger Größe, in den Saal. Er bildete einen terrassenförmigen Aufsatz, und jede der zwanzig von Apfelschnittchen ausgefüllten Schichten war verhältnißmäßig dicker als die obern, so daß die unterste die Dicke eines Brodes erreichte. Während nun das Backwerk in Portionen getheilt wurde, fragte Schenk den Pfarrer, ob er, der doch über Alles Bescheid zu geben wisse, auch zu erklären vermöchte, warum der Kuchen bei der Vermählungsfeier keines einzigen Volkes vermißt werde? und erhielt von diesem zur Antwort:

„Sie, Herr Doctor, könnten sich aus der Zeit, wo Sie Ihre anatomischen Studien machten, erinnern, daß die Lateiner unter placenta nicht bloß einen Kuchen, sondern auch einen Theil des weiblichen Körpers verstehen, dessen Bestimmung erst in der Ehe erkannt wird, und woraus weiter folgt, warum die von der Henne ausgebrüteten Eier Küchlein heißen. Wir Slawen verstehen unter baba nicht nur Weib, sondern auch Kuchen. Durch den

Propheten Jeremias, Kapitel 7 Vers 18, wissen wir, daß unfruchtbare Frauen, wenn sie die Gottheit um Ehesegen baten, ihr Kuchen opferten. Schon bei den Römern wurde, wie Plinius im 15. Buche seiner Naturgeschichte erzählt, unter die Hochzeitgäste ein Kuchen vertheilt. Ein Lustspiel des Aristophanes „der Friede" endet mit einer Heirath und dem Ausrufe: „Eßt Kuchen!" Bei den Spartanern hieß die Schaffnerin, welche den Hochzeitkuchen buk, wie der Schöpfer: „Demiurg." Dies berichtet uns Pollux. In Argos hieß der Hochzeitkuchen Kreion, d. i. der Schöpferische. Der Juno opferten die Samier Kuchen, weil sie den Ehen vorstand. Von den Griechen verpflanzte sich diese Begriffsverwandtschaft von Weib und Kuchen zu den Neugriechen, von diesen zu den religionsverwandten Russen, von diesen zu den andern slawischen Volksstämmen."

„O erklären Sie uns doch auch, Herr Pfarrer," erhob sich jetzt der Held des Tages, „warum ich nach dem Ringewechseln meiner Braut einen Apfel überreichen mußte? Es muß doch wohl dieser Brauch von wichtiger Bedeutung sein, weil nicht nur der Apfel das nie fehlende alleinige Gefüllsel der Peltsche bildet, sondern auch, weil das Brautgeschenk selber von diesem Apfel seinen Namen Jebuka entlehnte."

Der gelehrte Herr wußte auch auf diese Frage eine Antwort. „Der Apfel" sagte er, „gilt bei allen Völkern für eine Liebeserklärung. Adam hatte ihn aus der Hand der Eva empfangen. Die heilige Schrift bezeichnet zwar nicht so deutlich, was für eine Obstsorte die verbotene Frucht gewesen, aber die Kirchenväter sagen es ganz bestimmt, daß es ein Apfel gewesen, und berufen sich dafür auf die Tradition. Daß Lea den Beischlaf ihres Gatten durch Liebesäpfel erkaufte, wissen wir aus dem drei-

ßigſten Kapitel des erſten Buches Moſis; daß ihr Geruch ſchon zur Liebe aufmuntert, rühmt der königliche Sänger im Hohenliede, Kapitel 7 Vers 14. Adonis, der Geliebte der Venus, hatte auf Erden nichts Schöneres, als den Apfel gefunden. Proſerpina war durch den Genuß von einem Granatapfel das Eigenthum ihrers Verführers geworden; Hippomenes und Paris verdankten einem Apfel ihre Frauen, und weil Liebeserklärungen bei den Griechen auf Aepfel geſchrieben wurden, daher ſingt Virgil in ſeiner Ekloge von der koketten Galatea, daß, während ſie die Spröde ſpielt, und vor ihrem Geliebten die Flucht ergreift, ſie nach ihm mit einem Apfel wirft. Die heidniſchen Deutſchen kannten eine Göttin der Jugend, von deren Aepfeln die Götter aßen, wenn ſie ſich verjüngen wollten; der aus Wieland's Oberon uns Allen wohlbekannte Hüon von Bordeaux verrichtete in dem altfranzöſiſchen Roman, aus welchem der deutſche Dichter ſeinen Stoff entlehnte, Wunder mit drei Aepfeln, welche neben einem Jungbrunnen gewachſen waren, deſſen Waſſer die Eigenſchaft hatte, vom Tode zu erwecken. Dem Hercules, welcher nach ſeiner Verjüngung aus dem Feuertode ſich mit der Göttin der Jugend vermählt hatte, opferte man, wenn das Vermögen zu einem Bocke nicht hinreichte, auch einen Apfel; ein ſolcher war auch das Hochzeitgeſchenk der Erde für die ehenſtiftende Juno geweſen, als dieſe ihre Vermählung mit Jupiter gefeiert hatte. Plutarch erzählt uns in ſeinen „römiſchen Fragen," daß es in Athen unter den Brautleuten Sitte geweſen ſei, vor dem Betreten des Schlafgemaches eine Quitte zu eſſen. —"

„Wir wollen Ihnen die ferner noch vorzubringenden Beiſpiele für die hochzeitliche Bedeutung des Apfels gern erlaſſen," unterbrach die Braut ſelber

den Erklärer, als er eben im besten Zuge war, „wenn Sie uns dafür den Grund angeben wollen, warum der Brautkranz immer nur von der Myrte, niemals von einer andern Pflanze genommen wird?“

„Die Myrte,“ versetzte Lutz, „hat ihre Auszeichnung dem Umstande zu verdanken, daß sie gegen weibliche Krankheiten heilkräftig wirkt, und ein Schutzmittel gegen Unfruchtbarkeit in der Ehe ist. Darum war diese Pflanze von den Griechen der Liebesgöttin geheiligt, deren Bildniß aus Myrtenholz geschnitzt wurde, und die auf Paphos einen Myrtenhain besaß; die blutschänderische Myrrha, die Mutter des Adonis, war in einen Myrtenbaum verwandelt worden; der keuschen jungfräulichen Diana hingegen war, wie wir aus dem Hymnus des Kallimachus an diese Göttin erfahren, die Myrte verhaßt. Ebensowenig darf ich aber verschweigen, daß der Kranz als solcher ein Siegeszeichen der bisher bewahrten Keuschheit der Braut sein soll. Diese Auslegung gab schon der Mönch Hildebrand in dem Tractat von den Heirathsgebräuchen in den ersten christlichen Jahrhunderten. Daher fand auch die Krönung oder Bekränzung nur bei der ersten Verheirathung Statt; daher wird in der griechischen Kirche der Bräutigam, und zwar vom Popen, bekränzt. Die Neugriechen nehmen zu dieser Ceremonie immerblühende Zweige, am liebsten Rosmarin, weil er die Erinnerung stärken soll, damit beide Gatten ihrer Versprechungen ewiger Treue stets eingedenk sein sollen; zuweilen auch Epheu, weil diese Schlingpflanze die eheliche Einigung versinnlicht, und Immortellen als Symbol der unwandelbaren Gesinnung. Wie der Myrtenkranz ist auch der Trauring falsch gedeutet worden. Nicht als Werthgeschenk ist er aufzufassen, denn bei den alten Römern war er nicht von Gold, sondern von Eisen,

weil die Festigkeit dieses Metalls geschickter war, die gewünschte Dauerhaftigkeit der Ehe anzuzeigen; sondern wegen seiner einschließenden Form soll er an die Unauflöslichkeit des Ehebandes, an die Herzenseinigung der Eheleute erinnern. Daher deutet auch der Volksglaube den Verlust des Traurings der Frau auf den baldigen Tod ihres Gatten und umgekehrt, und er wird dem früher vom Leben Scheidenden vor der Einsargung vom Finger abgezogen, damit er nicht den Ueberlebenden nachziehe."

Ein auf dem Vorsaal sich erhebender heftiger Wortwechsel unterbrach plötzlich die Conversation. Ein Gusliſpieler, welcher es als sein unveräußerliches Recht betrachtete, auf Hochzeiten sein dürftiges Talent zu verwerthen, wollte, der Dienerschaft trotzend, mit Gewalt sich den Einlaß in den Saal erobern; er appellirte an die Entscheidung der Eltern des Brautpaars. Recsey war schon, die alte Sitte ehrend, bereit, seine Zustimmung zu geben, als die Mutter des Bräutigams, die nicht ohne Grund in der ganzen Umgegend eines allzugroßen Sparsamkeitstriebes bezüchtigt wurde, ihr Veto dazwischen kreischte.

„Mutter, sehe sie zu, daß sie nicht, wie jene Bäuerin, ihres Geizes halber, der sie veranlaßte, die Kosten der Hochzeit dem Brautvater aufzubürden, eines fünffachen Todes sterbe."

Diese Drohung aus dem Munde des einäugigen Andresch, dem das Volk ohnehin prophetische Kraft zutraute, erschütterte die Alte so sehr, daß sie durch Gewährung seines Verlangens ihn sich zu versöhnen strebte. Sie selber befahl nun, von den besten Gaben des Hochzeitmahls ihm in reicher Auswahl anzubieten; was der Bettler, in einem Erker sich bequem machend, wie einen pflichtschuldigen Tribut annehmend, theils sogleich zum Munde

führte, theils in ſeinem weiten Torniſter aufzuſpeichern begann.

„Sagte ich's Ihnen nicht geſtern" wandte ſich Lutz gegen Wallner, „daß Sie noch Gelegenheit erhalten werden, mit dieſer Claſſe von Bettlern näher bekannt zu werden? ihr eigentliches Talent iſt aber weniger das muſikaliſche, wie Sie vielleicht glauben, noch weniger ihre Gabe, in die Zukunft zu blicken, welche kein Vernünftiger glauben mag, ſondern ihre lebhafte Phantaſie, welche auf jedes Vorkommniß ſogleich ein ſcheinbar dazu in Beziehung ſtehendes Mährchen zu improviſiren weiß. Wahrſcheinlich haben die Guslispieler ihre Popularität unter den niedern Volksclaſſen dieſem Erzählertalent mehr als ihrer erlogenen Weiſſagungsgabe zu danken. Sie wiſſen dieſes auch am einträglichſten zu verzinſen, ſie ſpeculiren auf die Neugier des Zuhörers, die ſie, nachdem ſie erregt, plötzlich in ihrem Vortrag abbrechend, unbefriedigt zu laſſen geſonnen ſind, wenn nicht des Erzählers hingehaltener Mütze ein reichlicher Tribut der Umſtehenden zufließt; und iſt die Einſammlung nur einigermaßen lohnend, ſo wird an dem intereſſanteſten Puncte abermals Halt gemacht, um einen abermaligen Erfolg der erwähnten Art herbeizuführen, und dies geht ſo fort, bis der Faden der Erzählung gänzlich abgehaſpelt iſt. Manchmal wiſſen die Schelme geſchickt eine zweite Erzählung in die frühere einzuſchachteln, oder unmerklich von der einen zur andern überzugehen, daß das Intereſſe des Horchers von neuem erweckt wird, und er oft ganze Nächte, ohne eine Anwandlung von Schlaf zu verſpüren, den Worten des gewandten Mährchenerzählers horcht."

Der Guslispieler kaute immer noch an den von den Gäſten ihm zugewieſenen Brocken, welche aber, und insbeſondere Wallner, deſto aufmerkſamer das

Weſen des Bettlers muſterten. Als nun eine ziemliche Weile verſtrichen war, und der Alte noch immer nicht Miene machte, den Erwartungen der Verſammlung zu genügen, trat Paſtors Kathrinchen an ihn heran, klopfte ihm auf die Schulter, und fragte: „Nun, Andreſch, erzähle uns doch, wie es möglich iſt, daß einem Menſchen

ein fünffacher Tod

beſchieden ſein könne?“ Und Jener gehorchte:

„Dies will ich der ehrſamen Jungfer ſogleich expliciren,“ ſprach der Angeredete, ſich aufrichtend. „Es war einmal eine Bäuerin, die hieß Margit, und war ſo geizig, daß ſie weder ihren Angehörigen, noch ſich ſelbſt je einen guten Biſſen vergönnte. Wußte ſie einen Schmaus bei ihren Nachbarn, ſo ward ſie ganz bleich vor Neid, ſchalt ſie heimlich Schwelger und Verſchwender, fand ſich aber doch jedesmal zur rechten Stunde bei ihnen ein, um ihnen die beſten Brocken vom Munde wegzuſchnappen. Da ſich aber derlei Gelegenheiten nur ſelten in ihrem Dorfe ereigneten, und ſie auch zu Hauſe nicht viel feiſte Biſſen genoß, ſo ward ſie bald ſo dürre und mager, daß nichts als Haut und Knochen an ihr zu ſehen war.“

„Damit ſie ſich keine Scheere zu kaufen brauchte, biß ſie ſich fleißig ihre Fingernägel ab, und verlor bei dieſem Geſchäfte einen Zahn nach dem andern, ſo, daß ſie in kurzer Zeit keinen einzigen mehr im Munde hatte. Doch war ſie um dieſen Verluſt keineswegs bekümmert, denn ſie hoffte dadurch jeder Eßluſt leichter als vormals widerſtehen, und auf dieſe Weiſe gar manchen Pfennig erſparen zu können.“

„So wußte ſie auch Alles, was ihr nur einigermaßen entbehrlich ſchien, zu beſeitigen, und zu

Gelde zu machen. Sie riß nicht nur sich selbst und ihrem Manne, sondern auch ihrem Sohne jedes Jahr zweimal die Haare aus, trug sie nach der Stadt, und verkaufte sie dem Perückenmacher. So sauer dies auch den beiden Letztern ankam, so geduldig mußten sie doch es sich gefallen lassen, wenn sie nicht befürchten wollten, jämmerlich von ihr zerkratzt und zum Hause hinausgestoßen zu werden; denn nebst den bereits gerühmten Tugenden, hatte sie auch eine so große Zanksucht, daß sie weit und breit als das Böseste aller Weiber verrufen war."

„Ihr Mann war gutmüthig und fromm. Er lebte, obschon in hartem Trübsal, doch ohne Murren, ruhig dahin, da er sein Dasein für ein langes Dulderverdienst betrachtete, das ihn jenseits zu einer Menge Himmelsfreuden berechtige. Diese Erwartung ging aber auch wirklich bald in Erfüllung. Er starb, und hatte auch nicht im Tode die Freude, sein Haupthaar mit ins Grab zu nehmen, obschon er Margit kurz vor seinem Ende gebeten hatte, ihm diesen einzigen Schmuck zu lassen, und ihr noch mit brechender Stimme wiederholte, daß derjenige, welcher einen Sterbenden seiner Haare beraube, eines fünffachen Todes sterben müsse. Sie blieb ihrer alten Gewohnheit treu, und zupfte ihm, noch ehe er die erwarteten Himmelsfreuden zu schmecken anfing, jedes Härchen aus dem Kopfe."

„Von nun an trieb sie mit ihrem Sohne Miklos*) ihre Wirthschaft. Da sie aber von Jahr zu Jahr älter, und durch Hungern endlich so gebrechlich wurde, daß die ganze Last der Haus- und Feldarbeit auf ihm allein ruhte, so fühlte er bald das Bedürfniß, sich nach einer Gattin umzusehen. So

*) Niklas.

lebhaft ſich auch Frau Margit gegen dieſe Abſicht ſträubte, ſo erklärte er ihr doch eines Tages ganz unverhohlen, daß er ſich nächſtens verheirathen wolle. Sie gerieth in Wuth, läſterte ihn mit allen erdenklichen Schimpfnamen, und drohte ihm mit dem Beſen. Da er aber, feſt auf ſeinem Vorſatz beharrend, ſie auf immer zu verlaſſen ſchwur, willigte ſie endlich ein, wofern er ſich eine Braut nähme, die ihm, nebſt einer reichen Mitgift, auch noch die ſeltene Tugend zubrächte, Jahr aus Jahr ein nicht mehr als täglich ein Stück Brod zu eſſen. Dieſe ſtrenge Forderung ließ ihn wenig Freude erwarten. Wo hätte er auch ſolche Bedingungen anbringen können, da ihn jedes Mädchen im Dorfe wegen ſeines Kahlkopfs verlachte, und ſeine böſe Mutter obendrein mehr als alle Hexen ſcheute? Er wiederholte ihr daher, daß er, wofern ſie nicht künftig ſeine Haare ſchonen wollte, ohne Weiteres Haus und Hof verlaſſen, und fort in die weite Welt ziehen würde."

„Die Alte erkannte aus dieſer Antwort, daß es ihm ernſt war, und wenn dieſelbe ja in Erfüllung ginge, ihr wohl nicht das beſte Loos bevorſtände, da ſie auf keines Menſchen Beiſtand im ganzen Dorfe rechnen durfte. Nach langem Nachdenken verſprach ſie ihm endlich, ſeine Haare bis zum dritten Tage nach ſeiner Hochzeit ſchonen zu wollen; doch müßte er den Bedingungen, die ſie in Abſicht der Braut feſtgeſetzt hatte, genau entſprechen. Miklos ließ es ſich gefallen; wenigſtens beruhigte ihn die Hoffnung, zu Haaren zu kommen, und dadurch dem Geſpötte der Leute entgehen zu können."

„Einige Monate vergingen, und des Freiers Kahlkopf behaarte ſich allgemach. Da er ungeachtet ſeiner Hagerkeit eine gefällige Geſichtsbildung beſaß, ſo gab ſein natürlicher Hauptſchmuck ihm ein

Ansehen, das er im Kreise der übrigen Bürsche des Dorfes immer mit Vortheil behaupten konnte. Im sechsten Monat nach der letzten Haarlese war Kirmeß in einem etliche Stunden von seinem Orte gelegenen Flecken; dies war für die ganze Umgegend ein schon längst erwartetes Fest, und zumal allen Heirathslustigen das willkommenste, darum säumte auch Miklos nicht, bei demselben zu erscheinen. Die hübschesten Mädchen aus naher und ferner Gegend, die schmucksten Wittwen waren da versammelt, lustig klangen Fiedel und Dudelsack um die Wette, munter drehte sich Alles, was hüpfen und springen konnte. Miklos war auch nicht blöde, er faßte eine junge, schwarzäugige Wittwe am Arme, und wirbelte mit ihr so rasch im Kreise herum, daß Beide kaum den Boden zu berühren schienen. Bald wurde das Paar zutraulich, es wechselte volle Gläser von Mund zu Mund, mit ihnen manch heimlich Wort und Liebesgelispel, und endlich auch gar manch verstohlnen Kuß. Kurz, die junge Wittwe fühlte sich in kurzer Zeit so innig für den schlanken Freier eingenommen, daß sie, ungeachtet der bedenklichen Bedingungen der Frau Margit, ihm ohne Anstand die Hand reichte. Ehe noch sechs Tage verstrichen, kündete der Pfarrer der Beiden Verlobung an, und bald darauf waren sie eingesegnet."

„Da nun aber Frau Margit die kostspieligen Ergötzlichkeiten der Hochzeit gar nachdrücklich von ihrem Hause wies, so ward Letztere auf Rechnung der Braut in ihrem Wohnorte gefeiert; doch füllte die Schwiegermutter dabei, zu aller Hungernden Erbauung, ihren Magen so voll, daß sie, um ein Dreifaches dicker, als sonst, für leblos nach Hause gebracht werden mußte; denn obschon sie Anfangs nach den Braten und Kuchen des Festschmauses, als eben so vielen Zeugen von der Unwirthschaft-

lichkeit ihrer Schwiegertochter, nicht ohne Bitterkeit hingeschielt hatte, so wußte sie doch aus diesem Umstande den Vortheil zu ziehen, daß sie sich dabei auf einige Wochen im Voraus sättigte, um zu Hause desto mehr Brod ersparen zu können."

„Am dritten Morgen nach der Hochzeit war ihre Unverdaulichkeit ganz verschwunden, und sie selbst wieder so dürr und hager, als hätte sie seit Monden her gefastet, schlotterte keifend und geschäftig im Hause hin und her. Ehe noch der Tag zu grauen anfing, stand sie schon hinter des Brautpaars Bette, und rupfte dem jungen Ehemann die Haare aus. Eingedenk jener Bedingung, die er zu erfüllen versprochen hatte, fügte er sich geduldig in den alten Hausgebrauch. Wie heftig aber erschrack die Neuvermählte, als das alte Gerippe auch sie am Schopfe faßte, und ihr gleich eine ganze Hand voll Haare ausriß, daß ihr die Augen übergingen! Mit Entsetzen sprang sie aus dem Bette, warf sich in ihre Kleider, und wollte auf und davon laufen. Dieser Auftritt setzte auch den kahlen Miklos in Bewegung, und er sprang auf die Beine, und drohte die Alte im Stich zu lassen, und seinem Weibe zu folgen. Aber da erschrickt Margit gar sehr; sie versicherte, vor der Hand nur einen Versuch haben machen zu wollen, und versprach ihn nicht so bald wieder zu erneuern. Doch würde sie sich über die Entweichung ihrer Schwiegertochter bald beruhigt haben, hätte diese all ihr Mitgebrachtes ihr zurückgelassen."

„Mutter und Tochter lebten von nun an in steter Spannung, und bald verging kein Tag mehr ohne Zank und Hader. Die Schwiegertochter erkannte in ihrer Schwiegermutter einen Hausteufel, und diese schielte mit wahrer Rauffucht nach dem schönen Haarwuchs ihrer Schnur hin; ja nicht sel-

ten wünschte sie mit ihr handgemein zu werden, um dadurch Anlaß und Gelegenheit zu gewinnen, sie nach Herzenslust zu rupfen. Noch bedenklicher aber lag ihr der Umstand am Herzen, daß die junge Gattin, bei all ihrer scheinbaren Enthaltsamkeit von Speise und Trank, nicht nur nichts von ihrem Leibesumfange und ihrer blühenden Gesichtsfarbe verlor, sondern mit jedem Tage an Kraft und Gesundheit zunahm. Indessen ging dies sehr natürlich zu, denn die junge Frau fastete nur in Gegenwart der alten Knauserin, um sie von ihren Haaren abzuhalten; verstohlner Weise aber that sie sich und ihrem Manne doch gar manche Güte, und schonte ihrer Groschen nicht, wenn sie hungerten. Obgleich sie hierbei stets mit möglichster Vorsicht zu Werke ging, so konnte sie doch sich nicht dem Verdachte der Alten entziehen. Margit ahnte das Geheimniß, die Zeit verstärkte ihren Argwohn, und die Schnur ward ihr nur noch verhaßter, da sie ihr in Nichts nachgeben, bei allen ihren Zänkereien stets das letzte Wort haben wollte, und auch den sonst so geduldigen Miklos gegen sie aufzuhetzen schien, da dieser ebenso wie seine Gattin von nun an Gleiches mit Gleichem erwiderte. Diese Schmälerung ihres Hausrechts brachte sie zum Entschluß, sich an der Schwiegertochter grimmig zu rächen."

„Eines Tages, als Sohn und Tochter mit den Schnittern auf dem Felde waren, sollte Frau Margit zu Hause für die Letztern ein Mittagsessen bereiten. Da sie im Voraus wußte, daß Borbala allein erscheinen werde, um die Speise abzuholen, so benutzte sie diese Gelegenheit, ihren Anschlag auszuführen."

Hier unterbrach sich der Erzähler, um nach gewohnter Weise mit vorgehaltener Mütze von seinem Zuhörerkreise das in Kupfermünze auszuzahlende

Honorar einzustreichen. Erst nach erreichtem Zwecke suchte er die Wißbegier seiner Zuhörer, wie folgt, zu befriedigen:

„Margit nahm also den Brei, kochte ihn in einem großen Topfe und mischte eben so viel Kleie darunter, um das Erntemahl desto ergiebiger zu machen. Dann begab sie sich auf den Dachboden, nahm einige Stricke mit und suchte ein passendes Plätzchen aus, ihrer Schnur eine Schlinge zu legen. Diese glaubte sie am schicklichsten über einem Dachfenster anzubringen, wo jene zuweilen über die Dächer hinauszugucken pflegte. Sie kletterte an einer Leiter hinauf und befestigte die Schlinge also, daß Borbala, wenn sie nach den Schnittern auf dem Felde hinaus sähe, sie aber derselben plötzlich die Leiter unter den Füßen wegrückte, am Stricke hängen bleiben müßte. Nachdem sie diese Vorrichtung getroffen hatte, versuchte sie die Schlinge mit Behutsamkeit an ihrem eigenen Halse; aber der Strick schien ihr zu hoch angebracht, sie ließ ihn tiefer herab und schlang sich denselben nochmals um den Nacken. Doch kaum hatte sie die Schlinge zugezogen, so glitt die Leiter unter ihren Füßen hinweg, und sie selbst blieb am Stricke hängen."

„Eine abermalige Pause ließ die Gesellschaft abmerken, daß der Bettler entschlossen sei, die alte Frau so lange zappeln zu lassen, bis sie verwes't wäre, wenn nicht abermals eine Anzahl Kupferkreuzer in seine wieder den Zuhörern hingehaltene Mütze fallen würden. Abermals befriedigt, fuhr er in seiner Geschichte weiter fort:

„Ein Stündchen nachher kam Borbala vom Felde heim und hoffte die bestellten Speisen bereit zu finden. Sie durchsuchte Küche und Stube, Stall und Scheuer, rief nach allen Seiten des Hauses hin, vernahm aber nirgends eine Antwort. Zwar

ſah ſie den Topf voll Brei auf dem Heerde, aber das Feuer war ausgebrannt, und der Speiſe fehlte die Butter. Da ſie die Thür des Dachbodens, zu welchem in der Küche eine Leiter hinanführte, offen ſah, ſtieg ſie hinauf, und rief Frau Margit mit lauter Stimme, aber auch hier kam ihr kein Laut entgegen. Nun blickte ſie nach dem Dachfenſter hin, und ſah mit Entſetzen ihre Schwiegermutter am Stricke hängen. Sie wollte ſchnell wieder hinweglaufen, aber Staunen und Schrecken hielten ſie geraume Zeit wie angewurzelt an dem Boden. Endlich faßte ſie ſich wieder und beſann ſich, was ſie thun ſollte. Margit war todt, darum konnte ihr Beiſtand ihr nicht mehr helfen. Und doch ſchien es Borbala auch gefährlich, über langem Säumen und Bedenken noch länger Zeit zu verlieren. Die Gehäſſigkeit, welche zwiſchen ihnen Beiden ſchon längſt alle Eintracht aufgehoben hatte, war zu allgemein im Dorfe bekannt, als daß man nicht Anlaß hätte finden können, ſie der verübten Unthat zu beſchuldigen. Dieſes überlegend, ſann die Beängſtigte ein Mittel aus, ihrer Verlegenheit zu entgehen."

„Jetzt ließ der Schelm zum dritten Mal ſeine Mütze unter den ihn Umſtehenden die Runde machen, und als auch diesmal die Leſe befriedigend für ihn ausgefallen war, ſetzte er ſeine Erzählung weiter fort:

„Sie wand die Erſtarrte aus der Schlinge, hob ſie nicht ohne Mühe auf die Schulter und trug ſie hinab in die Stube. Da ſetzte ſie dieſelbe hinter die Thüre auf einen Stuhl und ſtellte den Topf Brei vor ihr auf einen Tiſch hin. Mit dieſer Speiſe ſtopfte ſie ihr den ganzen Mund voll und gab ihr einen der größten Kochlöffel in die Rechte. Dann aber ſchloß ſie die Thüre hinter ſich

und begab ſich vor das Hausthor, um die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten."

„Da inzwiſchen über zwei Stunden verſtrichen waren, ſo konnte Miklos nicht länger außen bleiben. Er kam voll Unwillen über die lange Verzögerung der Mahlzeit nach Hauſe und ſchalt Weib und Mutter die ſaumſeligſten Weiber, die er je geſehen. Borbala lehnte dieſe Beſchuldigung lebhaft von ſich ab, indem ſie ſagte: die Mutter hätte ihr den Brei hartnäckig verweigert, den ganzen Topf in die Stube mitgenommen und ſie mit den bitterſten Schimpfworten hinausgetrieben. Als Miklos dies vernommen, eilte er zornig auf die Thüre zu und ſprengte ſie, da ſie verſchloſſen war, mit Gewalt ein. Aber, wie ſehr erſchrak er, als er ſeine Mutter, durch den heftigen Umſchwung der Thüre getroffen, vom Stuhle herabfallen, ihren Mund voll Brei und den großen Löffel in ihren Händen ſah! Ach! rief er nachdem er ſie gerüttelt hatte, ſie iſt todt, ſo wahr ich lebe! Eine heftige Angſt befiel ihn, denn er glaubte, ſie ſelbſt getödtet zu haben. Nicht wenig trug aber auch Borbala zur Vermehrung ſeines Schreckens bei, indem ſie ihn an alle die ſchlimmen Folgen erinnerte, welche dieſes Ereigniß nach ſich ziehen konnte. Zugleich beunruhigte ihn der Gedanke an ſeine Schnitter im Felde, da ſie ſchon ſo lange über die Zeit auf den Brei warteten und in ſeiner Abweſenheit läſſig ruhen, oder wohl gar ſelbſt kommen würden, die Speiſe abzuholen."

„Nachdem er ſein Weib eine Weile höchſt nachdenklich betrachtet hatte, faßte er endlich den Entſchluß, die Erſtarrte ſo ſchnell als möglich bei Seite zu ſchaffen, um ja aller Verlegenheit zu entgehen, die ihm jeden Augenblick bevorſtand. Beide nahmen die Alte auf die Arme und trugen ſie zur Hinterthür des Hauſes auf ihres Nachbars Feld

hinaus, welches erst kürzlich die Schnitter verlassen hatten. Aufrecht setzten sie dieselbe da an eine Getreidemandel hin und legten ihr eine Garbe in die Schürze. Sodann aber gingen sie schleunig hinweg und mit dem schon längst erwarteten Breitopfe auf's Feld hinaus."

„Ich dächte aber," unterbrach sich hier der ungenügsame Bettler, „wir lassen jetzt das alte Scheusal so lange mit der Garbe in ihrer Schürze sitzen, bis sich auch die Schürze dieser Alten mit einigen süßen Brocken vom Hochzeitmahl gefüllt hat."

Annuschka verstand die Mahnung, aber auch die Zuhörer, denn indem sie sich vom Boden erhob, und die Schürze auseinander breitete, flogen ihr bereits von vielen Händen Kuchenreste und anderes Backwerk zu. Ihr Fürsprecher aber, nachdem er einige Stücke seinem Munde zugeführt, begann wieder:

„Die Schnitter machten es, wie Ihr eben an mir bemerktet, sie fielen mit Heißhunger über die Speisen her und verzehrten sie in wenig Augenblikken; aber bald fühlten sie ihre Bäuche voll und schwer von dem Schweinefutter, welches Frau Margit, seligen Andenkens, dem Brei beigemischt hatte, daß sie sich sämmtlich auf die Erde niederwarfen und erst um Mitternacht wieder aufstehen und nach Hause gehen konnten."

„Indessen hatte aber Miklosens Nachbar sich auf sein Kornfeld begeben, um noch vor Nachts seinen Erntesegen zu übersehen. Da es schon zu dämmern anfing, hatte er einen Stock mit sich genommen, um unberufene Zehentherren von seinem Grunde zu verscheuchen. Unversehens ersah er eine dunkle Gestalt hinter einem Mandel, und zweifelte keinen Augenblick, einen Korndieb zu entdecken. Rasch sprang er darauf los und traf den versteckten Lauscher von hinten so derb mit seinem Stocke, daß er

ihn wenigſtens gebläut zu haben glaubte. Aber es war Frau Marzit. Lautlos ſank ſie über die Erſchütterung der getroffenen Garben nieder und blieb ſtarr hingeſtreckt auf der Erde liegen. Des Nachbars Schrecken hatte keine Grenzen, denn er hielt ſich ſelbſt für ihren Tödter. Um allem Verdachte zu entgehen, ergriff er die Todte, zog ſie aus ſeinem Felde hinaus und legte ſie quer über die Straße hin, auf daß ſie die Vorübergehenden finden und begraben möchten."

„Kaum war ein Stündchen vergangen, ſo kam der Müller des Dorfs mit zwei muthigen Hengſten herangefahren, welche ſchon von ferne ihrem Abendfutter entgegenwieherten. Auf einmal begann das Geſpann ſich zu bäumen, ſchlug vor und hinter ſich aus und wollte nicht von der Stelle. Der Müller ſparte die Peitſche nicht, erblickte aber plötzlich die Geſtalt im Wege. Er ſprang vom Wagen, verwünſchte ſich und ſeine Hengſte und war ganz troſtlos, denn er beſchuldigte ſich ſelbſt, Frau Margit getödtet zu haben. Schon lag die Nacht weit umher über Berg und Thal, drum wollte er weder länger vom Hauſe bleiben, noch die Todte unbegraben auf offener Straße liegen laſſen. Er lud ſie auf ſeinen Wagen und fuhr nun in aller Stille nach dem Pfarrhofe hin. Als er daſelbſt anlangte, hielt er an der Rückſeite des Pfarrhofs, innerhalb welcher eine kleine Stiege abwärts zur Wohnung des Pfarrers führte. Da lehnte er ſie mit dem Geſichte an, pochte dreimal ſchnell auf die Klinke und fuhr in größter Eile davon. Der Pfarrer hatte das Pochen ſogleich vernommen und einigemal „herein!" gerufen. Da aber Niemand eintrat, vermuthete er Kinderpoſſen, ging erboßt über ſeine Treppe hinauf und öffnete haſtig die Thüre. Nun fiel der ſtarre

Gaſt ihm alsbald entgegen und ſtürzte über die ganze Treppe hinunter bis in die Stube."

„Hier wollen wir" — unterbrach ſich der Unverſchämte zum vierten Male — „ihn liegen laſſen, bis ein Stamperl *) Sliwowiz **) meinen Magen auf's Neue erwärmt haben wird."

Nachdem auch dieſes Verlangte hingereicht worden, ſchloß der Bettler ſeine Erzählung mit folgenden Worten: „Der Schrecken des Pfarrers läßt ſich kaum beſchreiben; er glaubte, durch ſein haſtiges Oeffnen der Thüre und durch den Fall der Fremden an ihrem Tode Schuld zu ſeyn. Um allen Anfragen und Unterſuchungen vorzubeugen, begrub er Frau Margit den nächſten Morgen in aller Stille."

„So war die Warnung ihres enthaarten Mannes an ihr ſelbſt in Erfüllung gegangen; ihre Kinder aber lebten von nun an im beſten Ehefrieden. Borbala konnte fortan nach Luſt eſſen und trinken, und der kahle Miklos, mit ſeines Weibes beſſerer Koſt genährt, erfreute ſich bald eines ſtattlichen Bauches und des ungefährdeten Beſitzes ſeiner Haare. Wie es aber der Frau Margit ergangen war, ſo möge es allen geizigen alten Weibern ergehen!"

Als der Alte ſein Mährlein geendet hatte, ließ ſich abermals ein Lärm auf dem Vorſaal hören aus welchem die quikende Stimme eines alten, keifenden Weibes hervordrang. Andreſch erkannte an dieſem Ton ſeine Ehehälfte, und die Abſicht ihres Beſuches errathend, beſchloß er bei den Tiſchgäſten Fürſprache auch für ſie einzulegen. Er ließ freilich nicht merken, als ſchien er das zankende Weib da draußen zu kennen; aber lediglich, damit den

*) Gläschen, im öſtreichiſchen Provinzialdialect, der in allen Provinzen des Kaiſerreichs die deutſche Sprache vertritt.

**) Zwetſchenbranntwein.

Anweſenden kein Unglück widerfahre, rieth er zum Nachgeben. „Ich weiß Beiſpiele," meinte er, „wo eine Hexe — und wer kann mit Beſtimmtheit behaupten, daß die Alte da draußen nichts von der Hexerei verſtehe? — auf eine Hochzeit gekommen, obſchon ſie nicht geladen war, aber lediglich in der Abſicht, um für dieſe Zurückſetzung eine

Verwandlung der Neuvermählten in Wehrwölfe

zu bewirken."

„Wie fing ſie ihr Werk an?" fragte ungläubig lächelnd unſer Wiener.

„Ganz einfach. Sie drehte ihren Gürtel zuſammen, legte ihn auf die Schwelle, dann braute ſie einen Trank aus Lindenholz und goß dieſen gekocht den Leuten unter die Füße. Als die Neuvermählten mit den Hochzeitgäſten über die Schwelle des Hauſes traten, wurde der Bräutigam mit der Braut und ſechs Hochzeitgäſten in Thiere verwandelt. Sie flohen aus der Hütte und liefen drei volle Jahre in Wolfsgeſtalt um das Haus der Hexe mit furchtbarem Geheul herum —"

„Nun, wenn die Folgen ſo fürchterlicher Art ſind, — lächelte Schenk — ſo wollen wir durch fremden Schaden uns belehren laſſen und dem Weibe den Eintritt nicht länger verwehren. Es wäre doch entſetzlich, wenn wir Alle plötzlich zu heulen anfingen und dieſe Nacht in den Wald, anſtatt nach unſerer Wohnung, uns begeben würden."

Das greiſe Mütterchen trat herein, eine Gusli im Arme; das ſchwarzbraune Geſicht, die hervorglotzenden, triefenden, dunkeln Augen, die zahlreichen Runzeln, welche ihr Geſicht, wie ein Netz, um-

gaben, ließen auf den ersten Blick eine Unholdin vermuthen. Ihr Haar fiel struppig und verworren herab und war theilweise mit einem rothen Tuche bedeckt. Noch bemerkte man in ihrem gefurchten Zügen die Röthe des Zornes, welche die Weigerung der Dienerschaft hervorgerufen. Die Alte verneigte sich mit einem Kopfnicken vor der Gesellschaft und suchte ihren aufgedrungenen Besuch damit zu entschuldigen, daß es für sie stets eine Ehrensache gewesen, bei Hochzeiten die Gäste zu unterhalten.

„Bevor wir von Deiner Kunst, Alte, ein Pröbchen verlangen" — redete Bansy sie an — „soll uns Andresch den Rest seiner Geschichte zum Besten geben. Möchte doch für mein Leben gern wissen, wie es den Wehrwölfen ergangen, ob sie nicht gar von ihren besten Bekannten erschossen worden sind?"

„Als nun der Tag herankam," — fuhr Andresch auf diese Aufforderung fort, — „an dem sie wieder entzaubert werden sollten, heulten sie kläglich an der Thüre der Hexe. Diese trat mit einem Pelze heraus, bei dem das Haar nach außen gewendet war. Damit bedeckte sie einen Wehrwolf nach dem andern und gab ihnen dadurch wieder die menschliche Gestalt zurück. Dem Bräutigam jedoch, dem sie den ganzen Körper und nur den Wolfsschwanz nicht bedeckt hatte, blieb dieser auf immer, und wenn er dann in seiner Jacke auf die Arbeit ging, bemerkte man durch die leinenen Beinkleider gar leicht die unbequeme Zierde."

„Muß ein wunderlicher Gürtel sein, der solche Zaubereien verrichten kann," spottete Wallner.

„Daran ist gar nicht zu zweifeln," — verwies ihn die Alte, — „ich kannte einen Mann, welcher einen solchen besaß. Einst war er fortgegangen und hatte ihn einzuschließen vergessen, wie er es sonst zu thun pflegte. Da kam sein kleiner Sohn darüber

und ſchnallte ſich das Ding um. Sogleich wurde er ein Wehrwolf. Das war anzuſehen wie ein Haufen Erbſenſtroh und kollerte ſich ſchwerfällig fort wie ein Bär. Als das die Leute im Zimmer ſahen, liefen ſie eilig fort und holten den Vater, der gerade noch zu rechter Zeit kam, um dem Jungen, ehe er Schaden angerichtet, den Riemen abzuſchnallen. Der Kleine hat aber nachher immer geſagt, er hätte, als er den Gürtel umgeſchnallt, einen ſolchen Heißhunger bekommen, daß er Alles, was ihm begegnete, hätte zerreißen mögen. Aber es bedarf nicht einmal eines ſolchen Zaubergürtels, — ſetzte das Weib mit gewichtiger Miene hinzu, — eine Verwünſchung reicht ſchon hin. Meine Baſe war einmal durch ein Dorf gegangen, in welchem gerade Hochzeit war. Als ſie in das Hochzeithaus eintreten wollte, hetzte der vom Trunke glühende Bräutigam die Hunde auf ſie. Da rief ſie im Zorn: „Warte nur, Du wirſt ſehen, wie bald dieſelben Hunde Dich anbellen werden!“ Sogleich war auch das Brautpaar nebſt den Hochzeitsgäſten in Wehrwölfe verwandelt, die unter Menſchen und Vieh großen Schaden anrichteten. Ein paar Jahre ſpäter erzählten Jäger aus der Umgegend, daß man kürzlich auf der großen Wolfsjagd drei Wehrwölfe getödtet habe, die während jener Hochzeit durch der Baſe Fluch verwandelt worden waren. Die Beweiſe dafür waren unläugbar; denn unter dem Fell des einen Wolfes fand man eine Geige, unter dem zweiten das Hochzeitkleid des Bräutigams, unter dem dritten den Putz der Braut. Noch vor der Jagd, gleich nachdem die Geſchichte bekannt geworden, beſchloß ein Bauer, dieſe Wehrwölfe zu entzaubern. Zu dieſem Zwecke nahm er ein gebratenes Ferkel, ein geweihtes Brod und eine Heugabel mit ſich und ging in den Wald, um einem Wehrwolfe zu begegnen, was ihm jedoch

nicht glückte; wenn er einen angetroffen hätte, so würde er ihm Ferkel und Brod vorgeworfen haben; der Wehrwolf hätte sich dann, nachdem er diese aufgefressen, auf ihn selber geworfen; doch würde ihn der Bauer mit der Heugabel auf den Kopf geschlagen und ihm dadurch seine ursprüngliche Gestalt zurückgegeben haben."

„Ihr habt Euch nun abermals überzeugt," — wandte sich Banfy an die Gesellschaft, — „daß ich wohl gethan, für die Einlassung der alten Martha meine Stimme abzugeben; wir heulten sonst vielleicht schon allesammt wie die Wölfe, und hätten noch von Glück zu sagen, wenn die Bauern nicht mit ihren Flinten nach uns zielten."

„Diese Wehrwolfsmärchen," bemerkte Wallner gegen den Pastor gerichtet „scheinen hier im Volke sehr verbreitet zu sein, ähnliche Geschichten habe ich schon auf meiner Reise durch die Pußta von den Hirten erzählen gehört."

„Von diesen" — fiel der Doctor ihm ins Wort — „sind auch die ersten Proben dieser Fabelsorte ausgegangen. Es ist eigentlich eine Krankheit, von uns Aerzten die **Lycanthropia** genannt, auch **insania zoanthropica**, die, wie das Beispiel der arkadischen Schäfer beweis't, in Ländern, wo Viehzucht den Hauptnahrungszweig der Bewohner bildet — was ja eben bei uns in Ungarn der Fall ist — wegen der beständigen Furcht vor den Wölfen, welche den einzigen Reichthum solcher Menschen, nämlich die Heerden, bedrohen, leicht zu dem fixen Wahn ausarten konnte: selbst Wolf zu sein. Die Einsamkeit steigert ohnehin das Phantasieleben. Ein französischer Arzt, Rondelet, will an Bauern und Hirten öfters bemerkt haben, daß sie sich einbildeten, das Thier zu sein, vor dem sie sich fürchteten. So erklärt sich auch das dem Bellen ähnliche Geheul der

von tollen Hunden Gebiſſenen bei dem Ausbruch der Wuthkrankheit. Wierus erzählt von einem Bauern, welcher behauptete, er unterſcheide ſich von andern Wölfen nur dadurch, daß das Fell umgekehrt ſei und die Haare inwendig ſtänden. Der Arzt Andral berichtet von einem vierzehnjährigen Knaben, welcher in der Entwickelung ſeiner Mannbarkeit von der Lycanthropie befallen wurde und, mit einem Wolfspelz bekleidet, die Felder durchſtreifte und ſelbſt einige kleine Kinder zerriß."

„Hochgelahrter Herr Doctor!" — redete den Arzt jetzt der auf ihn zutretende Kſchauſch an, deſſen eigentlicher Beruf es war, für den Lachſtoff der Gäſte zu ſorgen, „da Euch alle Geheimniſſe der Natur bekannt zu ſein ſcheinen, wie wir jetzt aus Euerm Vortrag über die Wehrwölfe abzumerken Gelegenheit hatten, o ſo vergönnt, daß auch ich zwei Fragen vorlegen darf."

„Und dieſe ſind?"

„Warum hat der Bär einen Stumpfſchwanz und warum hat der Fuchs einen weißen Schwanzipfel?"

Schenk geſtand, daß er hierauf nichts zu antworten wiſſe.

„Nun, ſo will ich es Euch erklären, obſchon mein Vater ſich meine Erziehung Nichts hat koſten laſſen. Verſprecht mir aber zuvor, daß Ihr mich in meinem Vortrage nicht unterbrechen, ſondern fein aufmerkſam bis zu Ende anhören wollet."

Der Doctor ſagte es ihm zu.

„Nun gut, ſo hört mich an: Dem Bären begegnete einſt ein Fuchs, der mit einem Bündel geſtohlener Fiſche angeſchlichen kam. „Wo haſt Du dieſe her?" fragte Petz. „Ich habe mir ſie geangelt!" verſetzte Reinecke. Da bekam Erſterer auch Luſt, das Angeln zu lernen, und bat den Schal

um Unterweiſung darin. „Das iſt ſehr bald gelernt," entgegnete der Fuchs, „Du mußt nur auf's Eis gehen, Dir ein Loch hauen und den Schwanz hineinſtecken. Dann mußt Du ihn recht lange drein halten, und es nicht achten, wenn es etwas ſchmerzt, denn das iſt ein Zeichen, daß Fiſche dran beißen. Und je länger Du es aushalten kannſt, deſto mehr Fiſche bekommſt Du, aber wenn es zuletzt recht tüchtig kneift, dann mußt Du aufziehen." Der Bär befolgte pünktlich dieſen Rath und hielt den Schwanz ſo lange in's Loch, bis er darin feſt gefroren war. Da zog er auf, — den Schwanz ab, und nun geht er noch heutigen Tages mit einem Stumpfſchwanz."

„Ich wette," lächelte Schenk, „Deine zweite Frage läuft ebenfalls auf eine Antwort von gleichem Gehalt hinaus."

„Wetten Sie nur, Sie gewinnen!" rief der Narr, und fuhr fort:

„Es war einmal eine Frau, die ging aus, um ſich einen Hirten zu miethen. Da begegnete ihr ein Bär. „Wo willſt Du hin?" fragte er ſie. „Ich wollte mir einen Hirten miethen" antwortete ſie. Petz bot ſich zu dieſem Amte an. „Kannſt Du hübſch locken?" fragte die Frau. „Hö — i!" brummte er. „Nein!" antwortete ſie, „Dich kann ich nicht brauchen." Einige Minuten ſpäter begegnete ihr ein Wolf. „Wo willſt Du hin?" fragte Iſegrim. „Ich will mir einen Hirten miethen." „Willſt Du mich zum Hirten?" grinſ'te er. „Kannſt Du hübſch locken?" „Uh — uh! heulte der Wolf. „Nein!" ſagte die Frau. Eine Strecke weiter begegnete ihr der Fuchs. „Wo willſt Du hin?" „Ich will mir einen Hirten miethen," antwortete ſie. „Kannſt Du mich brauchen?" fragte Reineke. „Warum nicht?"

entgegnete ſie, „ſobald Du hübſch locken kannſt.“ „Dil — dal,“ ſagte er ſehr ſüß. Sie willigte ein. Am erſten Tage, als er das Vieh auf die Weide trieb, fraß er alle Ziegen auf, am zweiten Tage ließ er ſich die Schafe ſchmecken, den dritten mußten die Kühe daran. Als er Abends nach Hauſe kam, fragte ihn die Frau, wo er das Vieh gelaſſen? „Der Kopf iſt im Bach, der Rumpf im Buſch,“ ſagte Reineke. Die Frau ſtand eben bei ihrem Butterfaß und butterte, aber ſie wollte doch ſelbſt zuſehen. Während ſie nun zuſah, ſteckte der Fuchs den Kopf in's Butterfaß und fraß allen Rahm auf. Als die Frau zurückkam und es gewahrte, ärgerte ſie ſich ſo ſehr, daß ſie einen Rahmklumpen nahm, der noch im Butterfaſſe ſaß, und warf damit nach dem Fuchs, ſo daß er einen Klatſch am Schwanze bekam.“

„Der Kerl lügt wie gedruckt!“ lachte Recſey auf, „ich wundere mich nur, wie all das ungereimte Zeug ihm ſo ohne Stottern von der Zunge fließt.“

„Uebung macht den Meiſter!“ erklärte Biro.

„O Väterchen!“ fiel die neckiſche Peppi dem Alten in's Wort, „laß mir den Kſchauſch in Ehren, der ſpricht keine Sylbe, die er nicht vertreten kann; ihm liegt die Wahrheit ſo ſehr am Herzen, daß ich mit ihm an den Altar zu treten entſchloſſen bin, wenn er mir etwas erzählen würde, was ich nicht glauben könnte.“

„Topp!“ erwiderte der Narr, „will's verſuchen, mir eine ſo ſchmucke Braut zu verdienen.“

„Jetzt gilt's, Deinen Witz anzuſtrengen!“ rief ihm der Brautvater zu, welcher es ebenfalls für unmöglich hielt, daß der Luſtigmacher die Wette mit ſeiner Tochter gewinnen könnte.

Der Narr begann nun: „Ihr wißt, ich bin

gar weit umhergereiſ't, aber das wiſt Ihr vielleicht noch nicht, daß ich auch im Himmel geweſen bin. Nachdem ich mir dort Alles beſehen hatte, wollte ich wieder hinunter auf die Erde, aber ich konnte den Weg nicht finden. Als ich nun danach ſuchte, kam ich zu einem Häckſelſchneider, den fragte ich: „Könnt Ihr mir nicht ſagen, wo der Weg zur Erde geht?" Da machte er eine Klappe auf und ſagte: „Da geht's hinunter!" — „Ja," ſprach ich, „das iſt ja ſo tief, da breche ich das Genick, wenn ich hinunterſpringe!" Der Mann aber zeigte mir einen ſehr großen Berg Häckſel, den er ſchon geſchnitten hatte, und der war ſo fein wie Staub. „Den knüpfe zuſammen," ſagte er, „und Du wirſt ein ſo langes Seil bekommen, daß Du Dich daran auf die Erde hinablaſſen kannſt." Ich that es, band allen Häckſel zuſammen, machte das Seil an der Klappe feſt und rutſchte daran hinab; aber als ich am Ende war, da merkte ich, daß ich noch lange nicht auf der Erde ſei. Ich ſchwebte und zappelte da zwiſchen Himmel und Erde. Zuerſt wußte ich nicht, was ich thun ſollte, bald aber beſann ich mich, holte ein Meſſer hervor, ſchnitt das Seil oben ab, drehte es um und rutſchte nun von dort, wo ich geſchwebt hatte, wieder weiter hinab, aber immer war ich noch weit von der Erde entfernt; und umdrehen konnte ich doch das Seil nicht wieder, da ich es ſchon einmal gethan hatte. Darum verſuchte ich es nun mit Springen. Ich ſprang hinab, und ſo weit und gewaltig war der Sprung, daß ich bis an die Arme in die Erde ſank. Da ſteckte ich nun feſt drin und wußte nicht wie herauskommen. Als ich ſo ſchon ſehr lange in der Erde feſtgeſeſſen hatte, kam ein Fuchs ganz nahe bei mir vorbei, den packte ich bei'm Schwanz, und darüber erſchrak er ſo, denn er hatte mich nicht geſehen, daß er einen ungeheuren Satz

machte und ich mit einem Ruck aus der Erde fuhr. Aber der Fuchs war so erschrocken, daß er jetzt mit so großer Schnelligkeit den Schwanz zwischen die Beine klemmte, und ich ihm mit aller Kraft in den Hintern geworfen wurde, so daß wohl noch zehn Klafter weit ich in seinen Leib hineinfuhr."

Peppi hatte das Alles, ohne den Lügner zu unterbrechen, mit angehört; daher fuhr dieser fort:

„Als ich nun im Bauche des Fuchses war, ging ich ein wenig spazieren und kam in eine große Stadt, darin war eine große Kirche, in dieser predigte ein Geistlicher so rührend und herzzerreißend, daß alle Ziegel auf den Dächern klapperten."

„Sieh!" sprach Peppi und zeigte sich schon etwas verwundert, „was predigte er denn?"

„Er predigte: Du wärest eine Metze!" „Das ist nicht wahr!" platzte die beleidigte Jungfrau heraus. Da mahnte sie der Lügner, unter dem schallenden Gelächter der Herren, an die Erfüllung ihres Versprechens. Recsey suchte jedoch aus diesem Dilemma folgenden Ausweg. Babuschka, so hieß die Guslispielerin, die sich den Eintritt in den Saal erzwungen hatte, Babuschka sollte sogleich, unter dem Versprechen einer reichen Belohnung, den unverschämten Mahner kraft ihrer Zaubersprüche, deren sie sich rühmte, in ein Vieh verwandeln. Als man aber die Blicke nach ihr ausschickte, fand man sie so wenig als den Greis, welcher ihr Gewerbe theilte. Beide hatten die allgemein nach dem Kschausch gerichtete Aufmerksamkeit zu benutzen gewußt, und mit ihren reichlich gefüllten Proviantsäcken sich vorlängst aus dem Saale geschlichen.

Um dem Gedankengange der Anwesenden schnell eine andere Richtung zu geben, erfaßte der „dicke

Gevatter" ein gefülltes Weinglas und ſang mit durchdringendem Baſſe:

„Herrn Receſy laſt jetzt leben!
Der uns ſo guten Wein gegeben!
Ein zweites Glas auf's Wohl der Braut!
Und deſſen, der ihr angetraut!"

Es wurden hierauf die Geſundheiten der übrigen Gäſte, mit beſonderer Beobachtung der Rangliſte, ausgebracht. Jeder ergriff ſein Glas, und ſtieß mit den Worten: „Gott erhalte den Herrn ꝛc. an. Nun erfordert aber die Sitte, daß derjenige, deſſen Geſundheit es gilt, ſich bedanken und gleichfalls ein volles Glas ausſtechen muß, welches ſo fortgeht bis auf den letzten Tiſchgaſt. Man denke ſich nun, welches Trinktalent dazu gehört, um ſo viele Geſundheiten zu inſtomachiren. Aber das iſt noch nicht Alles. Nun kommen erſt die Geſundheiten abweſender Verwandten und Freunde, vor allen die des regierenden Landesherrn und deſſen geſammten Hauſes; darauf die Civilobrigkeiten ꝛc.

Der Ball.

Der weibliche Theil der Geſellſchaft hatte mit Ausnahme der Braut, die nicht wohl ihren Verlobten verlaſſen durfte, aber, wie dieſer, von der Trinkpflichtigkeit befreit war, ſich in den anſtoßenden Saal begeben, worin bereits die muſicirenden Zigeuner poſtirt waren, um den Tanzluſtigen aufzuſpielen; denn dieſe Menſchenclaſſe iſt in Ungarn im ausſchließlichen Beſitze des Privilegiums, das Orcheſter zu Bällen zu bilden. Obſchon zerlumpt und abgemagert, hat der Zigeuner die Geige

unter dem Arm, das volle Bewußtsein seines Werthes sich erhalten, und wird daher in der anständigsten Gesellschaft, selbst in festlichen Kreisen durch sein Erscheinen keinen Anstoß erregen.

Das Stimmen der Instrumente lockte allmählich auch einige der jüngern Herren aus dem Trinkzimmer hinweg. Sie stahlen sich heimlich fort, und als eine genügende Zahl von Tänzern versammelt war, eröffnete man den Ball mit dem oben geschilderten Kolo oder Kreistanz. Hierauf folgte ein deutscher Walzer. Bei der Beendigung desselben wurde jedoch von allen Seiten laut und stürmisch **Mojar! Mojar!** gerufen, womit das Verlangen nach einem Magyarentanz kund gegeben wurde. Sogleich zerfiel die ganze Masse der Tanzenden in viele einzelne Paare, indem sich überall, wo Raum war, eine Dame und ein Herr einander gegenüber stellten und sich hin und her bewegten. Die Herren ergriffen zu Zeiten die Damen, schwenkten sie, drehten sich um sie herum, die Augen funkelten, und die Musik schwebte in kräftigen, aber melancholischen ungarischen Molltönen dazu hin.

Damit jede in Ungarn herrschende Nationalität repräsentirt sei, wurde auch ein walachischer Tanz gefordert. Wallner wurde von Schenk, welche Beide sich im Kreise der Zuschauer eingefunden hatten, darauf aufmerksam gemacht, wie es ein Zeichen besonderer Galanterie sei, wenn der Tänzer seine Dame kräftig an der zarten Schulter fasse und sie dann fortstoße. Damit will er sagen, daß er sie verabschiedet und ihr dankt. „Bemerken Sie nicht auch hier" — setzte er hinzu — „die Zurückhaltung der Frauen? Sie gehen mehr, als daß sie springen, während die Herren mit ungezähmtem Feuer tanzen."

„Die Tänze" — tadelte Wallner — „mögen immerhin nach dem Tacte ausgeführt sein, aber die Melodien sind so sehr verwirrt."

„Sie wundern sich als Ausländer allerdings, wie wir in unserm Nationaltanz so etwas Herrliches zu finden vermögen? Sie sehen nicht ein, was daran zu loben sei, wenn ein Herr und eine Dame einander gegenüber tanzen, der Herr eine Menge Verrenkungen beginnt, die allmählig von Ruhe zur Wildheit übergehen, wobei alle Tanzformen durchgemacht und zahllose Pas ausgeführt werden, während die Dame eine laufende Begleitung durchzuführen scheint, sich sehr bescheiden geberdet, und, wenn sich ihr Tänzer nähert, sich stets zurückzieht. Der Tanz wird schnell und schneller, bis endlich der Herr seine Tänzerin in die Arme nimmt, sie herumwirbelt, sie verläßt, wieder erfaßt, wieder herumdreht und zuletzt ganz erschöpft von der Anstrengung nach einem Sitze führt. Und dennoch getraue ich mir zu behaupten, kann es kaum einen pantomimischern Tanz geben! Denn unmöglich ist die Courtoisie des Liebhabers, die scheue Zurückhaltung der Geliebten, das stufenweise Fahrenlassen ihrer Zurückhaltung, der endliche Triumph der Liebe und die wilde Freude, die er erregt, in den verschiedenen Bewegungen des Tanzes zu verkennen. Ich will damit noch nicht sagen, es sei ein eleganter Tanz, aber er ist voll Ausdruck und verlangt zur Ausführung keine geringe Behendigkeit."

Als Wallner von diesem Commentar überrascht zu sein gestand, sprach Schenk weiter: „Die guten Tänzer werden aber auch hier zu Lande sehr geachtet, und finden leicht eine Braut; denn die jungen Mädchen entsagen mit der Heirath nicht diesem Vergnügen. Sie tragen Sorge, sich einen Gatten zu wählen, der in dieser Hinsicht gut begabt ist. Das

Tanztalent zählt man hier zu Lande unter die häuslichen Tugenden."

„Die verwittwete ältere Schweſter der Braut ſcheint aber nicht Ihrer Meinung zu ſein," äußerte der Wiener verwundert, „denn ich habe ſchon einigemale zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß ſie die Aufforderung der tanzluſtigen Herren abweiſ't. Da iſt die jüngere Schweſter der Braut viel feuriger, die hat noch gar keine Pauſe gemacht."

„Thereſe war nicht immer ſo düſterer Stimmung," entgegnete der Doctor, „als Mädchen zählte man ſie zu den munterſten und aufgeweckteſten ihres Standes; aber eine unbefriedigte Herzensneigung und die erzwungene Heirath mit einem Manne, deſſen Charakter von dem ihrigen ſo verſchieden war —"

„Ich errathe, aber warum vermählt ſie ſich jetzt nicht mit dem Gegenſtande ihrer Wünſche, nachdem der Tod die verhaßten Bande gelöſ't hat?"

„Der Stein des Anſtoßes iſt derſelbe geblieben. Ihr Vater haßt zu ſehr den Mann ihrer Wahl, als daß er je in eine Verbindung einwilligen würde."

„Und was gab dieſem Haſſe die erſte Nahrung?"

„Daß Nagy in einer Grenzſtreitigkeit des alten Reſey den Prozeß ſeines Gegners geführt und auch gewonnen hat. Nagy beſitzt treffliche Eigenſchaften des Herzens wie des Geiſtes, aber er beſteht hartnäckig auf ſeiner Meinung, wenn ſie mit ſeinem Rechtsgefühl übereinſtimmt, und dann achtet er keines irdiſchen Vortheils, wenn dieſer durch Nachgiebigkeit erkauft werden müßte. Nagy iſt auch ein warmer Patriot, und er verdient es, daß Sie ſeine Bekanntſchaft machen. Wollen Sie mich morgen zu ihm begleiten?"

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, daß Sie mir Gelegenheit bieten, einen solchen Ehrenmann persönlich kennen zu lernen.“

„St, st! nennen Sie hier seinen Namen nicht! es könnte manchen Horcher verstimmen; die Erbitterung Recsey's, welcher durch jenen Proceß einen bedeutenden Theil seines Vermögens einbüßte, theilen alle seine Verwandten.“

Und schnell ging der Doctor auf das frühere Thema über: „Es giebt auch bei uns Tänzer von Profession,“ lächelte er, „aber es sind Bauern, welche in Trupps das Land durchziehen und wie wahnwitzig tanzen. Sie gelten für vom Teufel Besessene; und die Dörfler, vorzüglich die Frauen, geben ihnen beträchtliche Almosen. Denken Sie sich einen guten Tänzer, welcher den ewigen Flammen verfallen ist! Sollte das kein Grund zur Barmherzigkeit sein? Bei einem Flecken, Namens Töwis in Siebenbürgen, traf ich selbst einmal nicht weniger als sieben solcher Tänzer, welche die Umgegend von Karlsburg durchwanderten. Sie sagten ganz laut, daß der Teufel einen von ihnen bei lebendigem Leibe holen werde, was die Theilnahme der Zuschauer verdoppelte. Sie tanzten wirklich sehr gut und sahen die guten Leute, welche sie zu bedauern schienen, mit einer Miene von Ueberlegenheit an. Es ist natürlich, daß dieser Erwerbszweig seine Verehrer findet. Die Besessenen arbeiten nicht und werden auf ihrem Wege häufig genug mit Kreuzern belohnt. Sehr häufig geschieht es, daß, nachdem die Tänzer eine bestimmte Zeit lang auf den Teufel gewartet haben, sie ihre Laufbahn mit einer Heirath abschließen, und von ihrem frühern Stande nichts beibehalten, als einen unbestrittenen Ruhm der Gewandtheit und Grazie. Doch wie sehr bedaure ich, daß unsere Nationaltänze Ihnen fremd sind. Da-

durch ſind Sie der beneidenswerthen Gelegenheit beraubt, mit Paſtors Kathi, die dort, wie verlaſſen, in der Ecke ſitzt, verſchlungenen Armes, wie geflügelte Horen, den Saal hinabzuſchweben.“

Leider ſind wir außer Stande, dem geneigten Leſer Wallner's Replik auf dieſe tief in ſeine Bruſt eindringende Bemerkung des Arztes zur Kenntniß zu bringen.

Viertes Buch.

Der Besuch.

Der Patriot.

Am andern Morgen bemerkte man den Doctor Schenk in Begleitung seines neuen Wiener Freundes, wie sie ihre Schritte nach des Advocaten Nagy Behausung richteten. Neugierig, wie in kleinen Orten es die Einwohnerschaft gewöhnlich ist, guckten die Nachbarn aus ihren kleinen Fenstern und fragten, sich Blicke der Verwunderung zuschickend, was wohl den Fremden zu dem Actenmenschen führen könne? ob nicht ein Rechtshandel ihn in diese Gegend geführt? und was dergleichen Fragen mehr waren.

Mehre Wolfshunde schlugen zugleich an, als die beiden Herren den weiten Hofraum durchwanderten.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres heutigen Besuches?" fragte der Hausherr — welcher in eigener Person den Herren die Thüre öffnete — mit

einem freundlichen Lächeln, das den etwas strengen Zügen seines Antlitzes einen heitern Ausdruck verlieh, und die fast unheimliche Gluth seiner großen, schwarzen, stets rollenden Augen milderte.

Schenk brachte sein Anliegen vor. Nach den gegenseitigen Begrüßungen lenkte Nagy das Gespräch sogleich auf die Politik und fragte den Fremden, ob er in Preßburg einer Reichstagssitzung beizuwohnen Gelegenheit erhalten habe?

Wallner verneinte die Frage, nahm aber Veranlassung, über einige Portraits sich lobend auszusprechen, welche von der Wand in großen, goldberänderten Rahmen ihn anstarrten. Er vermuthete eine historische Bildergallerie, wie die mit den Jahrhunderten wechselnden Costüms der Figuren ihn errathen ließen. Er glaubte dem Besitzer über seinen Kunstsinn einige Artigkeiten spenden zu müssen.

„Was sollen aber die vielen Hunde in dem königlichen Gemache?" fragte Wallner vor einem Gemälde stehen bleibend, das seine Aufmerksamkeit durch diese sonderbare Umgebung eines im königlichen Ornate dastehenden, durch seine Herrschermiene sich sogleich als den Herrn über Land und Leute ankündigenden Mannes besonders fesselte.

„Kennen Sie die Geschichte von der Hundemesse nicht?" äußerte verwundert der Advocat, welcher auch bei jedem Fremden eine tiefe Kenntniß der Geschichte Ungarns voraussetzen zu müssen glaubte.

Auf des Wieners Wunsch nach Belehrung erzählte Nagy Folgendes:

„Eines Tages ging unser König Matthias, glorreichen Andenkens, auf einem Jahrmarkte herum und bemerkte einen sehr armen Mann mit zwei Ochsen, die er zu verkaufen gezwungen war. Ihm gegenüber stand ein reicher, aber übelberüchtigter

Kaufmann mit sechs Ochsen und forderte einen sehr hohen Preis dafür. Der König Matthias, der alle seine Unterthanen kannte, wußte von seiner Schlechtigkeit, sowie daß der Erstere seinen Schutz verdiente. Er hätte wohl gewünscht, daß die sechs Ochsen unentgeltlich von einem Herrn auf den andern übergingen; aber es wäre ungerecht gewesen, dies zu erzwingen, König Matthias that jedoch Niemandem Unrecht. Er versuchte erst dem reichen Kaufmann Mitleid für seinen Nachbar einzuflößen. „Siehst Du," sagte er zu ihm, „diesen Menschen? Er ist arm und hat eine zahlreiche Familie. Gieb ihm zwei Deiner Ochsen, und es bleiben Dir noch vier außer denen, die Du noch zu Hause im Stalle stehen hast." Der Kaufmann wußte nicht, mit wem er sprach; und so antwortete er ihm mürrisch, daß er sein Eigenthum ganz behalten wolle. „Euch dauert der Arme?" „Ihr glaubt, er werde unglücklich bleiben, während der Böse glücklich ist? Man sieht wohl, daß Ihr den König Matthias nicht kennt."

„Er begriff auf der Stelle, was hier zu thun sei, und indem er zu seinem Schützlinge trat, empfahl er ihm, seine Ochsen so schnell als möglich zu verkaufen, um dafür so viele Hunde, als er sich nur verschaffen könne, einzuhandeln, mit diesen dann nach Ofen zu kommen und sich vor dem Schlosse zu zeigen. Der Bauer verfehlte nicht, diesem Rathe zu folgen, und begegnete dem König, als dieser eben von der Jagd zurückkehrte. Matthias erkannte ihn sogleich, bezahlte einen Hund sehr theuer und nöthigte dadurch die ihn begleitenden Hofleute, seinem Beispiele zu folgen. Der Bauer kehrte, die Tasche mit Ducaten gefüllt, zurück. Der Kaufmann mit den sechs Ochsen hatte von diesem Handel kaum gehört, als er das Gut verkaufte, das er betrügerisch an sich gebracht, und eilte mit einer

Heerde von Bullenbeißern nach Ofen. Zum Unglück für ihn erkannte der König ihn, wie er den Andern erkannt hatte, und die Gedanken des Geizigen errathend, verbot er seinen Hofleuten, ihm auch nur einen einzigen seiner Hunde abzukaufen."

„In den Bergwerken von Offenbanya erzählt man sich aber noch eine andere Sage, welche die Regententugenden dieses Monarchen in ein glänzendes Licht stellt. Ein Oberaufseher der dortigen Bergwerke hatte sich ein ungeheures Vermögen erworben, das zur Befriedigung seines maßlosen Stolzes diente. Er führte eine üppige Tafel, trug die prächtigsten Kleider und ging nicht anders in die Kirche als auf goldenen Tellern, welche zwölf Bediente stets unter seinen Fuß legten. Dies wurde dem König Matthias hinterbracht, der sich sehr darüber betrübte, daß so vieles Geld, mit dem man vielen armen Leuten helfen konnte, so schlecht angewendet werde. Eines Tages verließ er seine Residenz Ofen, als gewöhnlicher Reisender gekleidet, und kam in Offenbanya an. Hier sah er wirklich den Oberaufseher vor vielen armen Leuten, wie gewöhnlich, in die Kirche stolziren. Da schrieb der König auf die Mauer diese einfachen Worte, welche den stolzen Reichen zwangen, seine Beschämung anderswo zu verbergen: „König Matthias ist hierher gekommen, er aß drei Eier und sah seinen Kämmerer auf goldenen Tellern in die Kirche gehen."

„König Matthias lebt noch immer als Beschützer der Schwachen und gerechter Richter im Andenken unseres Volkes fort," schloß Nagy seinen Bericht, „obgleich seine Tapferkeit nicht minder populär ist. In dieser muß er seinen Ruf freilich mit unserm Leonidas, ich meine den Helden von Szigeth, theilen, obgleich auch Johann Hunyad, Stephan Bathory und Andere mit gleichem Stolz, wie

Nicolas Zrinyi und Matthias Corvin von dem Ungar genannt werden."

Wallner beſah noch mehre Bilder, deren Stoff dem Patriotismus der Magyaren ſchmeichelt, als ſein Auge plötzlich durch eines angezogen ward, welches ihm ein beſonderes Intereſſe einzuflößen ſchien.

„Dieſes Gemälde hier" — fragte der Wiener mit dem Finger bezeichnend — „ſtellt wohl einige ungariſche Häuptlinge aus der Zeit ihrer Beſitznahme des Landes dar? Wenigſtens geſtattet die orientaliſche Phyſiognomie, welche der Maler den Geſichtern gab, der Mantel von Tigerfell, die Streitkolben, Lanzen, Bogen und Pfeile ꝛc. eine ſolche Vermuthung."

„Ganz recht," äußerte Nagy, „die Hauptfigur iſt Arpad, welcher ſeinen Kriegern das Waſſer und die Erde zeigt, welche der in's Lager zurückgekehrte Kundſchafter, die Flüſſigkeit in einem Horn, als Proben mitgebracht hat. Dieſer hieß, wie die Geſchichte berichtet, Kuſſid, ein Name, welcher von jenem wenig verſchieden, dem es vielleicht vorbehalten iſt, die nächſte Zukunft unſeres Landes in ſeine Hand zu nehmen."

„Sie meinen wohl

Ludwig Koſſuth?"

fragte der Doctor, und Nagy lächelte beifällig.

„Ich erinnere mich, dieſen Namen öfters in den Zeitungen geleſen zu haben," äußerte der Wiener, „aber wodurch iſt er in kurzer Zeit ſo überaus populär geworden?"

„Die Regierung trug wider ihren Willen das Meiſte dazu bei. Es wird Ihnen doch wohl bekannt ſein, daß die Peſther Journale, eben ſo wie

die Wiener, der Censur unterliegen? Es verdient aber erwähnt zu werden, wie sie diese Maßregel rechtfertigt. Sie beruft sich nämlich darauf, daß in der goldenen Bulle vom Jahre 1222 unter den Privilegien der Ungarn die Preßfreiheit nicht erwähnt ist. Der Landtag von 1832 gab der österreichischen Regierung Gelegenheit, die Ungarn an diese seltsame Politik zu erinnern. Mehre Mitglieder der zweiten Tafel wollten nämlich mittelst eines Landtagsjournals die Wähler in den Stand setzen, dem Gange der Debatten gehörig folgen zu können. Allein die Censoren in Pesth gestatteten keine Wiederholung der Landtagsverhandlungen. Die zweite Tafel verlor deßhalb den Muth nicht. Die Deputirten eröffneten eine Subscription zum Ankauf einer lithographischen Presse, die in dem Landhause selbst aufgestellt wurde, und zahlreiche Exemplare verbreiteten sich in Ungarn. In Wien war man darüber höchlich entrüstet, und bald wurde beschlossen, da die Lithographie eine Art Druckerei sei, ihre Producte der kaiserlichen Censur zu unterwerfen. Dadurch glaubte man das Journal zu unterdrücken, was jedoch nicht gelang. Der Advocat Ludwig Kossuth, Mitglied der zweiten Tafel, stenographirte die Sitzungen. Abends theilte er sein Manuscript andern Advocaten mit, die nun, jeder mit einem Exemplar versehen, es Studenten und Schreibern von gutem Willen dictirten. Täglich erhielten die politischen Kreise in Pesth, die Comitate, die Landtagsmitglieder u. s. w. den Bericht von der Sitzung des vorigen Tages. Dies Alles geschah hauptsächlich, damit die Wähler sich einen Begriff davon machen könnten, wie ihre Vertreter ihre Pflicht erfüllen. Die Regierung ließ nun, um wenigstens eine gute Anzahl von Exemplaren dieses Journals zu unterdrücken, alle, die man auf der Post ent-

deckte, wegnehmen. Koſſuth wirkte aber nun aus, daß ſein Blatt von den Huſaren des Comitats colportirt wurde, und während der vierjährigen Dauer des Landtags hörte es nicht auf, zu erſcheinen. Sogleich nach der Auflöſung des Reichstags mußte Koſſuth in's Gefängniß wandern. Es iſt eines der Vorrechte des ungariſchen Edelmanns, daß er vor dem Verhöre nicht eingekerkert werden kann, außer bei Hochverrath; allein trotz dem iſt Koſſuth dennoch der Freiheit beraubt worden. Ich glaube, ſeine Hauptſchuld in den Augen der Regierung war, auf dieſelbe Art, wie er vorher die Verhandlungen des Reichstags der Oeffentlichkeit übergab, Berichte von den Bezirksverſammlungen im Manuſcript verbreitet zu haben. Die neue Stärke, welche dieſer Plan auf die Volksgewalt, durch die dadurch bewirkte Vereinigung und Combination, übertragen haben würde, beunruhigte wahrſcheinlich die höhern Gewalten. Koſſuth ward beſchuldigt, die Verhandlungen der Zuſammenkünfte fehlerhaft berichtet zu haben, und er entgegnete, daß, da er nicht zugegen geweſen ſei, er bloß copirt habe, was man ihm berichtet hätte. Koſſuth wurde zu vierjährigem Gefängniß verurtheilt, obſchon er noch vor dem Verhöre zwei Jahre im Gefängniß zugebracht hatte. Sehen Sie dort ſein Bildniß neben dem Weſſelenyi's? Auch dieſer litt ſchwer für das ihm theure Vaterland."

„O erzählen Sie, was Ihnen von ſeinem Wirken bekannt wurde," bat der Wiener, „auch dieſes Namens erinnere ich mich nur dunkel."

„Baron Weſſelenyi Miklosch"*) — fuhr Nagy fort — hatte ſich als Anführer der Oppoſition in

*) Nicolas, der Taufname wird von dem Ungar ſtets hintangeſetzt.

Siebenbürgen ausgezeichnet und zog ſich den Haß der Regierung wegen eines Sieges zu, welchen er über ſie in einer Kammer, deren Glieder mehr als zur Hälfte von ihr ſelbſt ernannt waren, davontrug. Nach der plötzlichen Auflöſung des ſiebenbürgiſchen Reichstags ging er nach Ungarn, und als er am wenigſten erwartet wurde, erſchien er bei einer zu Szatmar gehaltenen Volksverſammlung, wo die Wähler zuſammengekommen waren, um Inſtructionen für ihre Deputirten zu ſchmieden, nämlich in Bezug auf das Votum, das ſie über die wichtige Frage der Gewährung gleicher Rechte des bedrückten Bauernſtandes vor dem Geſetze abgeben ſollten. Die Eiferſucht, welche ſelbſt die niedrigſten Adeligen gegen die Ausdehnung eines jener Vorrechte auf die Bauern hegten, Vorrechte, durch deren Genuß ſie ſich allein von dieſen unterſchieden, hatte bis zum höchſten Grade gegährt. Den ungemein wichtigen Einfluß dieſer Frage auf das künftige Glück des Landes einſehend, wandte Weſſelenyi ſeine größte Gewalt an, um die Wähler zu überzeugen, wie eng die wahren Intereſſen des Bauernſtandes und des Adels mit einander verknüpft ſind, wie ſicher die Erlangung der gebührenden Rechte auf der einen Seite, Reichthum und Macht auf der andern ſich vermehren müſſe, und mehr als Alles, wie die Vereinigung Beider die widerſtreitenden Intereſſen, durch welche Ungarn zerſpalten iſt, in eine einzige ſtarke Nation conſolidiren würde. Im Namen von acht Millionen ſeiner unterdrückten Landsleute rief er ſie um Gerechtigkeit an, er verlangte, daß vor dem Geſetze gleiche Rechte auf Alle ausgedehnt ſein, und ſie die Staatslaſten vereint mit den Bauern tragen ſollten. Im Laufe ſeiner Rede ſpielte er auf die Politik an, deren man die öſterreichiſche Regierung ſo oft beſchuldigt, den Adel und die

Bauern gegenseitig aufzureizen; beiden Theilen zu lehren, sich gegenseitig als natürliche Feinde zu betrachten, um durch Zerspaltung sie zu schwächen und so sich selbst zu erstarken. Seine Worte wurden mit Jubel aufgenommen, nur der Vicegespan tadelte eine solche Sprache. Zwei Monate nach dieser Versammlung, als Wesselenyi seinen Sitz als ungarischer Magnat eingenommen hatte, leitete die Regierung, wegen dieser als verrätherisch bezeichneten Worte, einen Proceß gegen ihn ein und stellte ihn unter Verhör auf Leben und Tod. Von einem Ende des Landes bis zum andern erhob sich ein allgemeiner Ausruf der Mißbilligung dieses Verfahrens, weil gesetzlich Nichts, was bei einer öffentlichen Versammlung gesagt wurde, vor ein anderes Tribunal gebracht werden kann, wenn nicht der Präsident oder einige Mitglieder derselben die Ausdrücke tadeln und einen sogenannten Verbalproceß sogleich, nachdem die Worte geäußert wurden, einleiten. Gegenvorstellungen wurden in jedem Bezirke entworfen; alle Geschäfte des Reichstags waren unterbrochen. Ein Abgeordneter, Namens Balogh, erklärte auf seinem Platze, „daß er sich durchaus für keines großen Verbrechens schuldig halten würde, wenn er sich Wesselenyi's eigener Worte bediente;" sogleich ward er mit in den Proceß verwickelt. Der ganze Reichstag protestirte gegen einen solchen Angriff auf die Redefreiheit; der Bezirk, dessen Abgeordneter Balogh war, erklärte, daß dieser nur die Gefühle seiner Constituenten ausgedrückt habe. Die Regierung, welche sich aus dieser Klemme herauswinden wollte, ließ daher dem Wesselenyi geheime Anerbietungen augenblicklichen Pardons machen, wenn er darum nachsuche; allein er schlug es aus, die Kammer entwarf eine starke Gegenvorstellung, und Alles, was die Anhänger der Regierung zu thun wag-

ten, war, zu hoffen, daß dieſe durch Vermittelung des Palatins dem Throne vorgelegt werden möchte. In der That verſteht ſich Erzherzog Joſeph auch vorzüglich darauf, den ſich oft entgegenſtehenden Pflichten ſeines hohen Berufes Genüge zu leiſten; denn unaufhörlich iſt er der Gefahr ausgeſetzt, entweder ſeine Pflichten gegen Ungarn zu verkennen, deſſen Vermittler er doch ſein ſoll, oder zu vergeſſen, daß unter dem pomphaften Schein, um welchen ihn abſolute Fürſten beneiden könnten, eigentlich doch nichts Anderes liegt, wenigſtens in den Augen der Regierung, die ihm von Wien überwieſen worden, als eine Art Generalgouverneurſchaft, als der Auftrag, die Beſchlüſſe der Kanzlei ausführen zu laſſen. Entweder Servilität, oder ein Widerſtand, der leicht zur Rebellion führen kann, dies iſt die doppelte Klippe. Der Palatin aber ignorirte ſogar die Gefahr der Verſuchungen. Er blieb, als ſein Bruder, Kaiſer Franz, geſtorben war, auch ſeinem Nachfolger gegenüber nur deſſen erſter Unterthan. Zudem hat der Erzherzog dahin geſtrebt, ſich mit der Nation, die er bald ein halbes Jahrhundert lang regiert, zu identificiren. Kein Magnat, von der Wiege an in den Congregationen der Comitate erzogen, ſpricht beſſer das Magyariſche, als er; kein Geſetzgeber weiß ſich beſſer in dem Labyrinth jener wunderlichen Ausnahmsgeſetze der ungariſchen Legislation zurechtzufinden, die unter dem Namen remedia juris, welchen man: „Mittel gegen die Juſtiz" überſetzen dürfte, Streitigkeiten in die Ewigkeiten hinausziehen, und überall die Form an die Stelle des Rechtes ſetzen, eine wahre Scholaſtik der Geſetzgebung. Kein Deputirter kennt beſſer, als er, die verſchiedenen Hülfsquellen, welche die Gewaltinhaber oder die Vorkämpfer des Liberalismus in der bändereichen Sammlung der Geſetze

und den frühern Reichstagsbeschlüssen suchen können. Keiner versteht, zur gelegener Zeit rührende Erinnerungen aus der vaterländischen Geschichte hervorzurufen, um die Gemüther zu beruhigen; Keiner wendet unter dem Beifallsrufe der Menge erfolgreicher jene Worte eifersüchtiger Zärtlichkeit an, mit denen Ungarns Söhne ihre Mutter zu begrüßen lieben."

„Sie sollten unsern Palatin an Ceremonietagen sehen, wenn er die reiche, mit Gold und Perlen gestickte Husarentracht trägt. Im gewöhnlichen Leben bildet seinen Anzug nur eine tuchene oder schwarzsammtene Tunica, die in Ungarn allgemein übliche Attila, deren Name an den Ursprung erinnert, welcher dem Nationalstolz am meisten schmeichelt. Am breiten, ledernen Degengehänge hängt ein schwerr Schleppsäbel, diese dem Besucher des Reichstagssaales unentbehrliche Waffe; es ist die Tracht der Gesetzgeber, weil sie die Freiheit schützen sollen. In Wien liebt man nicht des Palatins liberale und nationale Tendenzen. Die Regierung beschuldigt ihn laut und offen, er sei Schuld an der Gährung in Ungarn, seine Concessionen verdürben Alles. Aber können wirklich Concessionen ein Reich zu Grunde richten? Ich glaube vielmehr, daß seine Zugeständnisse die revolutionäre Bewegung in unserm Lande nicht beschleunigt, im Gegentheil geregelt und im Zaume gehalten haben."

„Ihr Ungarn — entgegnete Wallner — „könnt Euch jedenfalls über die deutsche Regierung immer noch weniger beklagen, als die deutschen Unterthanen. Der Deutschschreibende sieht sich von glücklicher gestellten Völkerschaften umringt, die unter demselben Scepter leben, und gleichwohl einer größern Redefreiheit genießen. Unsere Presse steht der Eurigen gegenüber da wie ein zitternder Schuljunge

neben einem Universitätsjünglinge. Ja in Böhmen selbst genießt die Presse der viel bewegtern Czechen eine Censurbegünstigung, deren sich die deutsche keineswegs erfreut. Diese Politik hat etwas ganz Originelles, eine Schulmeisterpolitik ist es sicherlich nicht. Denn jeder Schulmeister giebt zuerst den sich brav aufführenden Schuljungen die Aepfel, die er zu vertheilen hat. Man behauptet, daß dann die unartigen Buben, um gleichfalls Aepfel bekommen, allmählig ruhiger werden. Ich verstehe nichts von der Pädagogik, aber so viel weiß ich, wenn Jemand das pädagogische Princip aufstellen würde, man müsse die rothen Borsdorfer zu allererst den Schreihälsen geben, die ruhigen Schüler dagegen ohne Preise nach Hause schicken, so würde er gewiß ausgelacht. Ich frage noch einmal: hat Ungarn dem Staat sicherere Garantieen gestellt, als der unter euch lebende Deutsche, daß dem Letztern die Censurfesseln enger angelegt werden? Die magyarische Journalistik vertritt fast durchschnittlich nur den Adel; die slawische Presse in Ungarn macht, obwohl etwas versteckt, russische Propaganda; nur der Mittelstand in Ungarn, der deutsche Bürger hat keine Vertretung, und doch ist es dieser, bei dem die Regierung die meiste Stütze hat!"

„Sie sehen alle Gegenstände aus einem falschen Gesichtspunkte," belehrte ihn Nagy, „es ist die Absicht der Regierung, Magyaren und Slawen durch die ihnen gewährte größere Freiheit der Presse gegen einander in Schach zu halten. Die Eifersüchteleien der verschiedenen Nationalitäten verhindern diese, sich gegen die Regierung zu vereinigen; welche Letztere übrigens von russischen Sympathieen weniger befürchtet, als von deutschen, daher die Absperrung gegen Alles, was von dem deutschen Ausland über die böhmische Grenze will. Nicht von Petersburg,

sondern von Leipzig fürchtet die östrreichische Politik Gefahr. Die Burschenverbindungen auf den deutschen Universitäten, der demokratisch-revolutionäre Geist, welcher von Frankreich und der Schweiz über den Rhein wandert, und sich in zahllosen Schriften an die neuerungs- und umwälzungssüchtige Jugend wendet, ist der gefürchtetste Gegner der Habsburgischen Dynastie, welche ihr Ansehen als Großmacht dem historischen Recht verdankt, da sie ihre Größe nicht den Erfolgen einer Eroberungspolitik, ebenso wenig aber dem Zeitgeist zu machenden Concessionen verdanken will. Uebrigens kann auch die magyarische Presse sich nicht allzugroßer Freiheiten rühmen. Die zu Pesth erscheinende magyarische Zeitschrift für Industrie, Handel und Gewerbe wird von der Regierung nur geduldet, weil sie glaubt, daß durch die jetzt sich bemerkbar machende Industriesucht die geistigen Kämpfe des Princips beseitigt werden; aber bereits ahnt sie den Mißgriff, den sie begangen, indem durch die gewerblichen und commerziellen Verhältnisse Ungarns, sobald solche sich emancipiren, ohne die Steuerfrage entsprechend zu gestalten, nothwendig eine Geldkrisis in den deutschen Ländern erzeugt werden muß, da diese seither gewohnt waren, die Mittel zu ihren hohen Steuersätzen aus Ungarn zu bekommen. Hört einmal das Verhältniß auf, so fällt unser ganzes Finanz- und Steuersystem in die Brüche."

„Indem Sie auf das industrielle Interesse zu sprechen kommen," bemerkte Wallner, „geben Sie mir Gelegenheit, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß auch hier Ungarn Deutschlands gelehriger Schüler ist. Euer stolzes Magyarenthum mag sich immerhin die Miene geben, als könnten nur England und Frankreich würdige Muster seiner Nacheiferung abgeben, es leuchtet doch in allen Beziehungen Eure

geistige Abhängigkeit vom germanischen Fortschritt hervor. Der deutsche Zollverein regte gleichzeitig bei euch den Gedanken industrieller Reformen und der nationalen Einheit an.

„Allerdings," entgegnete der Erstere, „konnte bei uns in Ungarn, wo es bloß in linguistischer Beziehung eine an deutsche Verhältnisse erinnernde Zerrissenheit giebt, die Idee industrieller Unabhängigkeit sich sogleich nach Außen geltend machen. Sie hatte nicht erst nöthig, innere Besonderheiten zu überwinden, und inländische Schlagbäume zu brechen, wie in den deutschen Binnenländern. Was also dort zuerst sich mit der Verschmelzung der staatlichen Individualitäten beschäftigte, rückte bei uns schneller an die Grenzmarken des Landes vor, um seine Kraft nach Außen zu erproben. Da jedoch die wiederholten Bitten des Reichtags in früheren Jahren bezüglich passender Reformen im Zollwesen ohne Bescheid und Erledigung geblieben waren, so blieb der Oppositionspartei kein anderes Mittel übrig, als die freiwillige Association, die in derlei Fällen als Surrogat der legislativen Unthätigkeit auftreten kann, wenn auch dieses Surrogat im Vergleiche mit der Entschiedenheit eines Gesetzbeschlusses ungenügend dasteht. Es ist eben eine Waffe der Noth. Läßt man sich nicht zu dem Glauben hinreißen, den die Lobredner der Regierung so gern verbreiten möchten, als habe die Oppositionspartei irgendwie die Absicht gehegt, der Staatsgewalt zum Trotz ein festes Institut zu begründen, das geeignet wäre, die gesetzliche Mitwirkung der Regierung überflüssig zu machen, und, aus eigener Machtvollkommenheit entsprungen, für alle Zeiten einen mangelhaften Zolltarif zu ersetzen, so wird man die Errichtung des industriellen Schutzvereins mit andern Augen betrachten, als dies von Seiten seiner Gegner

in den österreichischen Erblanden leider geschehen ist. Man muß den Stolz unserer Nation kennen, um zu begreifen, wie unlieb uns das Geschwätz von unserer industriellen Abhängigkeit vom Auslande sein muß, und wie begierig wir den Gedanken aufgreifen, um Ungarn auch in dieser Beziehung der Welt in einem bessern Lichte zu zeigen. Allerdings hat die Masse der Bevölkerung nicht den mindesten Sinn für Gewerbfleiß und die feinern Künste der Mechanik; im Gegentheile, sie verachtet dieses Spielzeug des Luxus als die Arbeit weibischer Knechte. Allein, weil es heutzutage einmal angenommen ist, daß die Arbeit des Nationalfleißes, daß der Betrieb der Fabrikthätigkeit etwas Wichtiges sei, und weil die Zeitungen aller europäischen Staaten mit den Fortschritten des Industrialismus angefüllt sind, während Ungarn darin völlig ignorirt wird, so haben wir Magyaren uns gleichfalls für die Industrie, die uns im Herzen so zuwider ist, enthusiasmirt, und wollen um jeden Preis produciren. Weil die Regierung dieser neuen Neigung nicht schnell genug entgegen kam und der Meinung war, es gebe vor der Hand noch Nothwendigeres zu ordnen, so schritt die Opposition selbstthätig an's Werk. Da es nicht in der Macht einer politischen Partei liegt, auch wenn das ganze Land hinter ihr stände, was hier nicht der Fall war, den durch die Sanction der Regierungen bestehenden Tarif zu erhöhen oder zu ermäßigen, oder eine zweite Zollinie zu organisiren, auf welcher der als nothwendig erkannte Zuschlag erhoben würde, so blieb der Opposition nichts Anderes übrig, als im Wege der Association durch freiwillige Zustimmung einen Verein zu begründen, dessen Mitglieder sich verpflichteten, keine andern Waaren zu kaufen, als solche, welche im Lande selbst erzeugt werden. So entstand ein Prohibitivsystem

im Innern des Landes, weil die Einführung desſelben an der Zollgrenze durch die Weigerung der Staatsgewalt unmöglich gemacht worden. Man hätte petitioniren können, aber von Seite der Behörden heißt es in ſolchem Fall nur allzuhäufig: die Menge verſteht nicht, warum es ſich handelt, und giebt leichtſinnig den Namen her zu einer Sache, die ihr nichts koſtet, und welche ihr in keiner Weiſe Ungelegenheiten macht. Um nun dieſen Einwurf von vornherein zu entkräften, und der Staatsgewalt durch das Beiſpiel factiſcher Beitrittserklärungen den nicht mehr zu widerlegenden Beweis zu bieten von der Einhelligkeit des Volkswillens und der Entſchiedenheit einer Meinung, die ihren Ausſpruch durch freiwillige Entbehrungen zu erhärten verſteht, hat man ſtatt einer Petition = monstre den Schutzverein in's Leben gerufen, nicht als eine Befriedigung des politiſch - induſtriellen Nationalwunſches, ſondern als eine nachdrückliche Geltendmachung desſelben; denn nicht mit Unrecht wird die Welt in einer ſo zahlreichen Genoſſenſchaft, die einen Zweck verfolgt, welcher durch die geſetzgebende Gewalt zu erledigen wäre, eine weſentliche Lücke in der Geſetzgebung entdecken, und die Regierung kann entweder dieſe offenkundig gewordene Lückenhaftigkeit der Geſetzgebung durch die gewaltſame Unterdrückung des Vereins verhüllen oder durch bereitwilliges Aufnehmen der Frage auf verfaſſungsmäßigem Wege für immer ausbeſſern. Die Wortführer der Regierungspartei wollten das erſtere Mittel ergriffen wiſſen, und der Ton, in welchem ſie gegen dieſe neueſte Erſcheinung des ungariſchen Staatlebens zu Felde zogen, ließ auf die Abſicht der Staatsgewalt ſchließen, die Aufregung der Induſtrie - Enthuſiaſten durch einen Machtſtreich zu dämpfen. Nachdem indeß die erſte Ueberraſchung vorüber war, wählte die Re-

gierung den andern Weg, und hat durch einige wesentliche Modificationen des Zolltarifs den Wunsch an den Tag gelegt, auf der Bahn der Reform noch weiter zu gehen. Die Modificationen der Zollsätze betrafen mehre für die Ausfuhr Ungarns sehr wichtige Artikel, hauptsächlich Leder und Rohhäute. Bei der Ausdehnung der Viehzucht in Ungarn, und bei den niedern Fleischpreisen, welche zur guten Verwerthung des Schlachtviehs eine leichte Ausfuhr der Häute und Felle als höchst wünschenswerth erscheinen lassen müssen, wird es begreiflich, wie tief diese Maßregel in das ganze Wirthschaftssystem der Grundbesitzer eingreifen muß. Es ist bekannt, daß in vielen Gegenden an der Theiß das Fleisch der geschlachteten Hämmel und Ziegen wegen Mangels an Absatz auf den Viehweiden verscharrt wird und nur das Fell auf den Markt kommt. Diesen Gegenden ist durch eine erleichterte Ausfuhr der Rohhäute ein großer Vortheil erwachsen, weil dem dortigen Viehzüchter lediglich das Fell zu Gute kommt, und Fleisch und Talg dabei gar nicht in Anschlag zu bringen sind. Mit dieser Concession hat die Regierung die schwebende Zollfrage auf gesetzmäßigem Wege erledigen, nicht aber eine wirkliche Reform ankündigen wollen; diese muß vom Reichstage selbst ausgehen, welcher zu diesem Behufe im nächsten Sommer in Preßburg versammelt werden wird."

„O möchte doch dieser" — entgegnete Wallner — zur Erkenntniß kommen, wie es zur Verwerthung des Bodens und der Erzeugnisse Eures an Naturproducten überreichen, aber geldarmen Landes dringend nothwendig sei, den Strom deutscher Auswanderer in die unbewohnten Strecken der fruchtbaren Theiß-Ebene zu leiten!"

„Das Beſtreben der Regierung, fremde Menſchenkraft in unſer, in vielen Gegenden allerdings noch ödes, Land zu leiten" — meinte Nagy — „iſt ein verſteckter Angriff auf unſere Nationaliſirungsentwürfe, mit denen es ſich gar nicht verträgt, wenn bei dem noch zweifelhaften Beginn der geſetzlich erleichterten Magyariſirung ſchon wieder friſche Schaaren deutſcher Anſiedler ſich auf dem kaum für die ungariſche Volksſache gewonnenen Boden niederlaſſen. Darum haben bei uns ſelbſt des Nationalökonomen Liſt's Coloniſationsvorſchläge nur laue Anſprache gefunden. Da will nun die Regierung arbeitsloſe Familien vom Erzgebirge nach Südungarn überſiedeln. Sind wir aber denn nur da, um den Verlegenheiten anderer Provinzen abzuhelfen? Jedes Land möge ſeine Armen ſelbſt verſorgen! In Böhmen zumal iſt die Dichtheit der Bevölkerung noch lange nicht ſo groß, wie in Belgien und in den Rheingegenden. Wenn gleichwohl ſich dort Armuth ankündigt, ſo muß die Urſache derſelben ganz anderswo als in der Uebervölkerung geſucht werden, die keineswegs vorhanden iſt. Sollen wir etwa fremde Bettler in's Land rufen, damit die böhmiſchen Fabricanten in noch kürzerer Zeit reich werden? Nicht genug, daß wir ihnen unſere Rohſtoffe zur Fabrication liefern, und ihnen den Lohn und Gewinn bezahlen, nun ſollen wir gar noch die durch ſie verarmten Leute aufnehmen, die ſie nicht mehr ernähren wollen, ſeitdem ſie Maſchinen haben!"

„Auch ich bezweifle," — miſchte ſich jetzt der Arzt in's Geſpräch — „ob dieſer Deutſchenhaß, überhaupt das Iſolirungsſyſtem unſerm Lande die gehofften Früchte bringen wird? Durch Oeſterreich hängen wir nicht bloß mit Deutſchland, ſondern mit dem ganzen gebildeten Europa zuſammen. Jetzt iſt Oeſterreich eine Brücke für uns. Möchten wir doch

nicht eine Scheidewand daraus machen! Der Terrorismus, mit welchem Ihr Slawen und Deutsche in einem Lande, dessen Mitbürger auch sie seit Jahrhunderten sind, magyarisiren wollt, muß in Bälde einen grausamen Racenkrieg entzünden, welcher für Ungarn um soverhängnißvoller werden muß, als es die hinfällige Türkei und das ländergierige Czarenreich zu Nachbarn hat. Ehemals machten die Moslems sich Eure Zwistigkeiten zu Nutzen, jetzt würden es die Moskowiter thun. Oesterreich wird diesem Nationalitätenkampf schon deshalb nicht gleichgültig zusehen können, weil es Rußland zuvorkommen muß; und sähe es sich gezwungen, mit bewaffneter Hand den Frieden unter euch herzustellen, könnte es leicht kommen, daß die auf ihre Freiheiten eifersüchtigen Magyaren ihr Land zu einer östreichischen Provinz herabsinken sehen würden, das mit den Erbländern dann die gleichen Staatskosten tragen müßte. Die Magyaren halten sich für berufen, den Uebergriffen des Slawismus entgegenzuwirken. Allein sie können diesen Beruf nicht erreichen, wenn sie sich vom deutschen Oesterreich losreißen, wenn sie den Deutschen die Einwanderung in ihr Land verbieten, welches noch an dreißig Millionen fleißiger Menschen ernähren könnte; wenn sie die Deutschen in Ungarn ebenso tyranisiren, wie die Slawen, und dadurch, daß sie die deutsche Einwirkung ausschließen, die russische herbeiziehen. Auf solche Art dienen sie dem Czar, während sie ihn zu bekämpfen wähnen. Nur im Verein mit Oesterreich, dessen Princip Gleichberechtigung aller Nationen sein muß, können auch die Magyaren sich erhalten und entwickeln, und kann Euer Land endlich zu der materiellen und geistigen Blüthe gelangen, zu der es von der segnenden Natur bestimmt ist; zumal die Zeit gekom-

men ist, wo nicht nur Ungarn, sondern auch die andern Donauländer der europäischen Cultur geöffnet werden müssen."

Wallner warf einen dankenden Blick auf den Sprecher, welcher die Gefühle seiner Seele dolmetschte, und war eben im Begriffe, etwas diese Meinung Unterstützendes beizubringen, als es an die Thüre pochte.

„Herein!"

„Dachte ich's doch!" rief der eintretende Pastor Lutz, „daß ich meinen lieben Gast, den Sie, Herr Doctor, mir so heimlich weggestohlen, nur hier wiederfinden werde. Wohin sonst pflegen Sie, wenn es nicht Berufsgänge sind, Ihre Schritte zu richten, als zu Freund Nagy?"

„Das war auch leicht auszurathen!" meinte Schenk.

„Aber ich vermuthe, einen lebhaften Wortwechsel unterbrochen zu haben denn ich mußte wohl dreimal klopfen, bevor Sie auf meine Ankunft aufmerksam wurden."

„Allerdings waren wir in eine heftige Debatte verwickelt." erwiderte Schenk; „wir tadelten die alle andern Nationen Ungarns erbitternden Magyarisirungsversuche der momentan herrschenden Partei; aber Herr Nagy scheint sich von der Gefährlichkeit dieses Strebens nicht überzeugen zu können."

„Entscheiden Sie selbst, Herr Pfarrer," — warf der Advocat ein, — „ob es zum Ruhm unserer Nation nicht mehr gereiche, wenn wir unsere Muttersprache cultiviren, als wenn wir uns in einer längst verstorbenen Sprache ausdrücken?"

„Vergessen Sie doch nicht," — entgegnete Lutz, — daß das Lateinische, wie das Ihnen noch mehr verhaßte Deutsche uns bisher mit der ganzen Cultur des westlichen Europa in Verbindung erhielt. Dieses würde Ungarn nun entfallen, wenn die Ma-

gyaren in ihr eigenes asiatisches Idiom sich einhüllen wollten. Barbarisch ist vollends die Weise, wie man das Magyarische andern in unserm Lande seit den frühesten Zeiten wohnenden Völkern aufzudringen strebt. Und mit welchem Rechte? da die Deutschen fast gleichzeitig mit den Söhnen Arpad's sich in Ungarn niederließen; denn sie waren schon vor der Einführung des Christenthums, das deutsche Mönche in's Land brachten, als Colonisten und Soldtruppen der ungarischen Herzoge in's Land gekommen. Die Walachen und Slawen sind überdies die ältesten Bewohner dieser Gegenden. Nur das Recht des Stärkeren setzte sie in den Stand der Abhängigkeit; was würden aber unsere Patrioten dazu sagen, wenn an dasselbe Recht, auf welches sie sich berufen, nämlich Waffengewalt, nun auch Oestreich appelliren wollte? wozu sich mehr als ein Vorwand fände; oder gar Rußland, das von einem so unruhigen Nachbar Mancherlei für die ohnehin leicht feuerfangenden Polen besorgen muß? Allzu scharf macht schartig! Der Ton, welcher in den in Pesth erscheinenden magyarischen Journalen vorherrscht, ist sehr aufreizend; was aber am auffälligsten erscheint, ist dies: die ungarischen Patrioten wollen die Preßfreiheit, wie jede andere Freiheit, nur für ihre Partei.

Schenk stimmte bei: „Die magyarische Presse hat eine sehr sensible Haut. In einem Lande, wo doch Freiheit des Gedankens herrscht, ist diese Empfindlichkeit doppelt zu verwundern. Die magyarische Polemik zumal hat etwas so Bramarbasirendes, Klirrendes und Gesporntes, daß sie den Gegner verleitet, ihr vielleicht öfter, als billig ist, mit den Waffen des Spottes entgegenzutreten. Wenn sie gegen slawische Propaganda mit aller Heftigkeit zu Felde zieht, so wird das Jeder begreiflich finden: hier

gilt jeder Schlag, den man dem Feinde verſetzt, als eine Darangabe auf die gefürchtete Zukunft, in Knute und Zobelpelz. Wie iſt aber die deutſche Preſſe in eine ſo ſchiefe Stellung gerathen, daß ſie der ungariſchen feindſelig erſcheinen muß? Ladislaus Pyrker, Ungarns größter Dichter, obſchon in Ungarn geboren, und im Beſitz eines ungariſchen Bisthums, wartete, weil er gleichwohl in deutſcher Sprache gedichtet, vergebens auf ſeine Aufnahme in die ungariſche Academie zu Peſth, die ſo viele kleine Geiſterchen zu Mitgliedern zählt, bis endlich in dem verwichenen Jahre der Ausſchuß die Aufnahme Pyrker's als Ehrenmitglied ausſprach. Das Motiv dieſes Beſchluſſes war indeß nicht etwa das natürlichſte, das naheliegendſte, nämlich die Verherrlichung des vaterländiſchen Talents, ſondern die Schenkung einer Anzahl von Bildern an das Nationalmuſeum in Peſth!"

„Pyrker," meinte Luz, „beſitzt zu tiefe klaſſiſche Bildung, um ſich in das Parteitreiben der Ultramagyaren hineinzufinden, deßhalb muß er auch ihre Gunſt entbehren. Dieſe Mäßigung iſt um ſo ſchätzbarer, weil ſie gegen das barſche Verfahren mancher ungariſcher Biſchöfe abſticht, welche kein Mittel verſchmähen, um die Magyariſirung auf ihren Diöceſenländereien zu befördern, wofür ſie ſich alsdann in den Organen der ungariſchen Parteipreſſe pflichtſchuldigſt beräuchern laſſen. Und doch ſind dieſe Seelenhirten häufig nicht einmal vom Geiſte des Magyarismus angeſteckt, denn ſie treiben die Sache lediglich aus Speculation, und kümmern ſich wenig um Nationaleinheit und Sprachenſieg. Was ſie bewegt, mit dem Magyarismus gemeinſchaftliche Sache zu machen, das iſt die Einſicht, daß die Mehrzahl der Geſetzgeber Magyaren ſind, und nun glauben ſie durch Nachgiebigkeit in

dieſer Sphäre und glänzenden Patriotismus im linguiſtiſchen Felde die Conceſſion zu erhaſchen, daß der Reichstag nicht endlich einmal an die ſchon oft beregte Frage der geiſtlichen Dotirung gehe, und den Biſchöfen ihr fabelhaftes Einkommen bürge. So bezieht der Erzbiſchof von Gran, als Primas von Ungarn, jährlich eine halbe Million Gulden Revenüen, während der Erzbiſchof von Wien nur 75,000 und jener von Salzburg gar nur 36,000 Gulden beſitzt."

„Herr Paſtor," unterbrach jetzt Nagy, „Ihre Angriffe der katholiſchen Geiſtlichkeit könnte man leicht einer Rede pro domo vergleichen, weil dieſe Körperſchaft von den proteſtantiſchen Theologen, die am Reichstage nicht Sitz und Stimme haben, auch nur kärglich von ihren Gemeinden beſoldet werden, ſtets mit neidiſchen Blicken gemuſtert wird. An mir iſt es alſo hier, meine Landsleute gegen die Anſchuldigungen des verehrten Gaſtes in Schutz zu nehmen. Sie, Herr Wallner, klagen uns des Deutſchenhaſſes an, allein die deutſchen Zeitungen geben uns auch fleißig Veranlaſſung dazu. Ihr Deutſchen kommt in unſer Land, deſſen Beziehungen doppelter Art, zu ſich ſelbſt und zu Oeſterreich, ihr nicht kennt, und wollt da gleich mit- und abſprechen. Das ungariſche Conſtitutionsweſen mit allen ſeinen Extremen und Contraſten iſt ein ſo labyrinthiſches Gewirr, daß es ſchwerlich ein Idealiſt von einem deutſchen Literaten entwirren wird. Nun kommen ſie hierher; bei Hainburg an der Donau hören die ſchwarzgelben Schranken und der Teufelsſpuk der öſterreichiſchen Polizei auf. Mit Entzücken begrüßen ſie das Land der Freiheit, ſchlürfen begeiſtert von dem goldenen Saft unſerer Reben, und rufen ein mühſam hervorgebrachtes Eljen! Die ungariſche Bruſt erſchließt ſich ihnen in Leid und Freude, und

läßt ſie in das Getriebe der tauſend Uebel blicken, an denen der Leib des Vaterlandes krankt. Aber es wird ihr Undank zum Lohn; ſo ein deutſcher Schreiber iſt doch im Grunde nur ein verkappter Spion, der die Schwächen des Landes auszukundſchaften kommt, um ſie dann entſtellt vor die Augen des Publicums zu bringen."

Wallner entgegnete mit Entrüſtung: „Daß der deutſche Journaliſt als Spion nach Ungarn komme, dieſer Vorwurf beweiſ't, daß der Haß ſich nicht auf Pſychologie verſteht. In weſſen Solde ſollte er ſpioniren? Vielleicht in dem ſeines Buchhändlers? Verrätheriſche Abſichten ſollte er hegen? Da erzeigt man ihm gar zu große Ehre. Der Deutſche kommt, geht, reiſ't, träumt und ſchreibt ein Buch ohne irgend eine politiſche Miſſion. Wollen Sie übrigens wiſſen, wer die Referate „von der ungariſchen Grenze" in die vom Magyarismus verſchrieene „Deutſche Allgemeine Zeitung" einſendet, ſo will ich Ihnen ſeinen Namen nennen, da er längſt kein Geheimniß mehr iſt. Es iſt kein das Gaſtrecht mißbrauchender deutſcher Touriſt, es iſt ein geborner Ungar, der Jude Smul Roſenthal, Redacteur des Peſther Spiegels, welcher, ſo lange es in Politik kein Geſchäftchen zu machen gab, die Schauſpieler in Contribution ſetzte, insbeſondere diejenigen, welche in Peſth ein Gaſtſpiel beabſichtigen."

Nagy wollte ſich die Bezeichnung „Ungar" für den „Juden" als ein ihm nicht gebührendes Ehrenprädicat verbitten, und ihn als einen deutſch redenden und ſchreibenden Journaliſten der deutſchen Nationzuſchieben, aber Wallner proteſtirte gegen eine ſolche Parteilichkeit, weil die Ungarn den Dichter Karl Beck, wegen der Berühmtheit ſeines Namens, zu den Ihrigen zählen, ungeachtet er Jude und deutſcher Schriftſteller iſt. „Wollt Ihr Magyaren,"

ſchloß er, „Euch den Karl Beck zueignen, ſo müßt Ihr auch Subjecte wie Samuel Roſenthal behalten; wir Deutſche haben leider ſelbſt keinen Mangel an Solchen, und brauchen nicht noch Euern Schofel uns aufdringen zu laſſen."

„Es iſt doch wahrhaft ſonderbar," glaubte Lutz bemerken zu müſſen, „daß die Juden bei uns nicht nur als ſolche, ſondern auch als Deutſche, alſo doppelt gehaßt ſind. Ein magyariſcher Deputirter hat einſt auf dem Reichstage gegen die Emancipation der Juden aus demſelben Grunde geſprochen, und ſich für die Ehre bedankt, an den ungariſchen Juden Vertreter des deutſchen Elements zu haben. Es iſt dennoch ſo, ſie gelten für Deutſche, weil ſie deutſch reden. Angemaßt haben ſie ſich dieſe Ehre gewiß nicht, denn ſie leiden darunter. Sie ſchwelgen nicht, ſondern ſie faſten an zwei Tafeln. Dort, wo es ein verſtärkender Grund zum Haß iſt, erkennt man ihr Deutſchthum bereitwillig an. Bei der deutſchen Partei dagegen wird Nichts ſo hartnäckig beſtritten, als ihr Deutſchthum, weil es ein Grund wäre, ſie zu naturaliſiren."

„Ich ſehe auch gar nicht ein," entgegnete Nagy, „warum Ungarn großmüthiger gegen die Juden handeln ſollte als die deutſchen Staaten? Ein Blick auf Oeſterreich, Bayern, Sachſen, Meklenburg und die Hanſeſtädte beweiſ't, daß die Emancipationsfrage auch dort kein Publicum findet, das zu ihrer für die Juden befriedigenden Löſung geneigt wäre. Die Geſchichte des Schulem Moſes, welche ſo eben durch die Zeitungen läuft, gehört durchaus nicht zu den unerhörten Fällen. Schulem Moſes ſtammt aus dem Hannöveriſchen, und war einige Zeit im Holſtein'ſchen mit ſeinen Eltern, nach deren Tode er zurückkam, und mit einem inländiſchen Paß mehrere Jahre als Hauſirer herumzog. Plötzlich ward

er als Heimatloſer ausgetrieben, denn ſein Einwohnerrecht war nicht gehörig verbrieft. Mit Prügeln, wie ein Verbrecher, ward er im Hannöveriſchen entlaſſen, und zu neuen Prügeln iſt er im Voraus verurtheilt, wenn er die Grenze wieder überſchreiten ſollte. Aber die angrenzenden Länder und Ländchen haben keine Luſt, den Heimatloſen bei ſich aufzunehmen, und treiben ihn immer wieder nach der hannöveriſchen Grenze zurück, zu neuen Prügeln. Wie man ſich einen Spielball zuwirft, ſo prügeln ſich drei oder vier deutſche Bundesſtaaten den armen Juden gegenſeitig zu, und Keiner will ihn behalten So irrt der verzweifelnde Schulem, im gräßlichſten Winterwetter, mit Weib und Kindern von einem Gebiete zum andern."

„In der Welt gleicht ſich Alles wieder aus," beſchwichtigte Wallner, „wenn in Hannover ein Jude als heimatlos behandelt wird, ſo muß man es ſo eben in Wien erleben, daß ein Herzog ſeine Wohnung einem Juden abtreten muß. Die Familie Koburg bewohnt in der Kaiſerſtadt noch immer das unanſehnliche Palais auf der Favoritenſtraße in der Nähe der Ritteracademie, indeß der Ausbau des prachtvollen Palaſtes auf der Waſſerkunſtbaſtei eingeſtellt ward. Ueber den Grund dieſer Verfügung gingen nun mancherlei Gerüchte in Umlauf, von welchen ich nur eines erwähnen will, wornach Etiquettenzwiſte den Aufenthalt des mit der Prinzeſſin Clementine von Frankreich vermählten Prinzen Auguſt am öſterreichiſchen Hofe unmöglich machen ſollen. Das erwähnte Palais des Herzogs von Koburg-Kohary ſtand nun, nachdem es ungeheure Summen verſchlungen, mit ſeiner Säulenfronte öde da, die Fenſter geſchloſſen, das Erdgeſchoß mit Bretern verzimmert, und die Schwalben bauten im Frühling ihre Neſter in den Gemächern, deren rohe, unge-

malte Wände keine Fürſtenkinder beherbergen ſollten. Denn Rothſchild geſtaltet es zu ſeinem Wohnſitz um. Aber nicht nur aus ihren Paläſten werden ſelbſt Fürſten von Papierjuden vertrieben, auch ihr Blut wird von ſolchen ungeahndet vergoſſen. Meine Herren, Sie werden wohl auch von dem Duell in Preßburg gehört haben, das in manchen Einzelnheiten an das Duell des geadelten Papierjuden Moritz von Haber mit zwei Cavalieren in Karlsruhe erinnert. Das Duell entſtand auf folgende Weiſe. Der Rittmeiſter Baron von Arnſtein und Graf Zichy wetteten um zwei hundert Gulden, wer der beſte Schütze in Wien ſei. Der Graf nannte einen Schützen, der einen Zwanziger mit der Piſtole von der eigenen Zehe wegſchieße. Graf Schönborn wurde zum Schiedsrichter beſtellt. Der Schuß geſchah; Schönborn entſchied für Zichy, und der Rittmeiſter zahlte das Geld, warf jedoch die Bemerkung hin, des Schiedsrichters Ausſpruch ſei parteiiſch, weil er ein Anverwandter des Grafen Zichy ſei. Daraus entſtand ein Wortwechſel, der in das Duell überging. Vor dem Duell ſetzte Jeder einen Brief auf, worin er ſich für den Fall, daß er auf dem Platze bliebe, als Selbſtmörder bezeichnete. Doch war Schönborn ſeiner Sache ſo gewiß, daß er noch eine Balleinladung für denſelben Abend annahm. Die beiden erſten Schüſſe fehlten, die Secundanten wollten beſänftigen, und Arnſtein wollte ſich zufrieden ſtellen. „Ich brauche von keinem Juden Großmuth, lade!" ſagte Schönborn, er fehlte jedoch wieder, aber der Schuß ſeines Gegners traf ihn in's Herz. Arnſtein iſt bekanntlich ein Anverwandter des Banquierhauſes Arnſtein und Eskeles, aber längſt getauft. Er iſt nach Paris gegangen, ſoll aber nicht verfolgt worden ſein, da der vorgefundene

Brief, in welchem auf einen Selbſtmord hingedeutet wird, den Lauf der Geſetze hemmte."

„Ich kann mich hier nicht mit Ihnen einverſtanden erklären," entgegnete der Paſtor, „der Herzog von Koburg-Kohary mochte herzlich froh ſein, daß er ſeinen unbeſonnenen Bau wieder zu Gelde machen konnte, und da kein Cavalier die Summe bezahlen mochte, ſo durfte er es dem Juden danken, daß dieſer ihm aus der Verlegenheit half, denn das Gerücht, welches mir zu Ohren kam, meldet, der Herzog habe nicht fortbauen können. Was endlich Ihren Grafen Schönborn anbetrifft, ſo kann ich nicht mit Ihnen ſeine Partei nehmen, denn er iſt ein Händelſucher, und als ich vor einigen Jahren in Wien war, machte er eben durch ein Ereigniß von ſich reden, welches nicht geeignet war, Sympathieen für ihn zu erwecken. Auf die übermüthigſte Weiſe war er in die Eishütte auf den Graben hineingeritten, wodurch mehrere Menſchen verletzt wurden. Das Publicum riß aber den Herrn Grafen vom Pferde, und prügelte ihn reſpectvoll durch."

„Damit Sie mich nicht der Befangenheit gegen die Juden zeihen," lenkte Wallner ein, „will ich eine zu ihren Gunſten ſprechende Anecdote erzählen, die zu ihrer Zeit in Wien die Runde machte. Der kürzlich verſtorbene Banquier von Lämel war bei dem Erzherzog Anton ſehr beliebt. Eines Tages hatte Kaiſer Franz ihn dort getroffen. Der Erzherzog ſtellte den Banquier vor. Der Kaiſer, der bekanntlich ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, und ſich erinnerte, daß Herr von Lämel während der Kriegszeit dem Staate mannichfache wichtige Dienſte geleiſtet hatte, ſagte: „O, ich kenne ſchon den Herrn von Lämmerl a ſehr ein braver Mann, wenn wir nur lauter ſolche Unterthanen hätten, wie den Herrn von Lämmerl." — „Ja," ſagte ſich verbeu-

gend der Banquier, der nach jüdiſcher Weiſe keinen Witz unterdrücken konnte, „damit Eure Majeſtät ſie ſie recht brav ſcheeren könnten.“ Der Kaiſer und ſein Bruder lachten über dieſe courunfähige Antwort. Aber Herr von Lämel wurde unruhig, als er im Nachhauſegehen über ſeinen Witz nachdachte, er fürchtete wohl üble Folgen. Zwei Jahre darauf mußte er Behufs einer großen Finanzangelegenheit bei'm Kaiſer in einer Privataudienz erſcheinen. Statt, wie es das Ceremoniell verlangte, bis zu einer gewiſſen Stelle des Saales vorzutreten, blieb der Banquier verlegen an der Thüre ſtehen. Aber ein Stein fiel ihm vom Herzen, als der Kaiſer ihm zurief: „Nur näher, Herr von Lämmerl! hier wird nicht geſchoren!“

Ein unisano erſchallendes Gelächter lohnte den Erzähler, und dies bewog Nagy, ebenfalls ſich den Juden gerecht zu zeigen. „Jedermann in Wien kannte unſern kürzlich verſtorbenen Landsmann Tedeſco, der vor Jahren von Preßburg in die Kaiſerſtadt ſich überſiedelt hatte, denn es war ein Kröſus, deſſen Vermögen man auf fünf Millionen Gulden Conventionsmünze ſchätzte. Dieſer hinterließ den Ruf eines der wohlthätigſten Männer Wiens, und mehrere reich dotirte Stiftungen, worunter ein Spital in Baden von vierzig Betten und eine Kleinkinderbewahranſtalt in ſeiner Vaterſtadt Preßburg. Unter Andern hatte er die eigenthümliche Einrichtung getroffen, jeden Mittag einen offenen Tiſch für alle jüdiſchen Armen, die ſich daran ſetzen wollten, zu beſtellen, ſo daß an manchen Tagen mehrere Hunderte dort geſpeiſt wurden. Dieſem echt chriſtlichen Werke wäre Nachahmung zu wünſchen von ſolchen Reichen, die keine Juden ſind. Auch das Teſtament, welches er gemacht hat, verdient ſeiner Originalität wegen erzählt zu werden. Er hinterließ fünf Kin-

der, betheiligte aber keineswegs alle gleich, sondern machte Unterschiede nach dem Grade ihrer Capacität und ihrer Wohlthätigkeitsliebe, so daß eines der Erben dreißig, ein anderes zwanzig, zwei bloß dreizehn Procent der Erbschaft erhielten. Eine solche Eintheilung erinnert unwillkürlich an die St. Simonistische Schule und ihre Personenabschätzung."

„Solche Charactere," setzte Nagy, gleichsam sich selbst berichtigend, hinzu, „stehen jedoch sehr vereinzelt da. Namentlich bei uns, wo das Geld so tar ist, drücken sie Adel und Bauern wie einen Schwamm aus. Die Anzahl von Gütern, die sie von Magnaten im Versatz haben, liefern einen Beweis, wie gefährlich sie für das Land sind. Gilt nun ein solcher Versatz an sich schon auf ein Drittheil-Jahrhundert, so wird er noch wichtiger dadurch, daß dem Pfandinhaber bei der Rückgabe alle Verbesserungen neben der Darlehnssumme bezahlt werden müssen. Da ist es nicht zu verwundern, wenn ein solcher Versatz sehr häufig bis über die gesetzliche Zeit sich ausdehnt, bis endlich einmal ein glücklicher Successor im Stande ist, das verpfändete Gut wieder einzulösen. Während der Versatzzeit aber ist der Inhaber befugt, in den meisten Stücken, besonders was den Nießbrauch betrifft, als Eigenthümer zu verfahren. Auf diese Art werden Juden bei uns Grundbesitzer, wenngleich nur zeitweilige, und da ihnen zu den nöthigen Verbesserungen Geldmittel nie fehlen, so setzt sich der Pfandinhaber dadurch nur noch fester in seinen Besitz, weil die Einlösung für den eigentlichen Eigenthümer nur noch schwieriger wird, obschon ich nicht verschweigen darf, daß dadurch für die allgemeine Landescultur ein Gewinn entsteht."

„Und," fuhr Nagy weiter fort, „der Jude ist auch nicht weniger thätig, von den Bedürfnissen des Bauern zu profitiren, als von denen der Adeligen.

Sobald er die Niederlaſſung in einem Dorfe erlaubt bekommt, werden die Bauern arm. Wenn der Bauer Geld braucht, iſt der Jude gleich bereit, ihm abzuhelfen, natürlich zu übertriebenen Zinſen. Alles, was der Bauer zum Wiederbezahlen hat, iſt die nächſte Jahresernte. Dieſe verpfändet er willig, indem er dem Zufall oder ſeines Grundherrn Güte vertraut, um ſich während des Winters durchzuhelfen. Dergeſtalt iſt die Ernte oft verkauft, ſobald ſie nur geſäet iſt, und für den Reſt des Jahres iſt der Bauer verpflichtet, für ſeinen harten Gläubiger zu arbeiten. Ich kenne viele Edelleute, die ſich aus dieſem Grunde weigern, einen Juden in ihrem Dorfe wohnen zu laſſen."

„Vergeſſen Sie nur nicht" — miſchte ſich der Pfarrer in's Geſpräch — „daß der Adelige noch weniger als der Bauer des Juden entbehren kann, denn er kauft ihm ſeinen Wein, ſeine Wolle, ſein Getreide ab, welches er bei unſerm Mangel an Commercialſtraßen ſonſt gar nicht verwerthen könnte. So wenig Adel und Bauer auch von den Juden für ihre Producte bekommen, ſo iſt dies doch immer beſſer, als wenn ſie dieſelben ſollten längere Zeit liegen laſſen, daß ſie gar verderben. So werden alſo dieſe Handelsleute zur Wohlfahrt für's platte Land. Wahr iſt es, die Verſuchung des baaren Geldes für Menſchen, die immer bereit ſind, ihr Einkommen im Voraus zu verzehren, ſichert dem Juden in'sgemein einen vortheilhaften Handel. Aber nicht ſelten geſchieht es, daß der Adelige den Juden betrügt, indem er ſich entweder weigert, die Uebereinkunft zu halten, oder ihr nur unzureichend nachkommt, was Beides der eigenthümliche Zuſtand der Geſetze in unſerm Lande ihm zu thun erlaubt, wenigſtens mit großer Hoffnung auf Strafloſigkeit. Ich habe einen Fall erzählen hören, daß ein Jude,

nachdem er einige Zeit auf die Ankunft einer Quantität Korn wartete, die er einige Monate vorher erhandelt hatte, die Nachricht erhielt, der Adlige habe beſchloſſen, nicht unter dem Doppelten der Uebereinkunftsſumme zu verkaufen, weil der Preis ſeit dem Abſchluſſe um ſo viel geſtiegen wäre; doch in Betracht ſeiner Täuſchung ward dem Hebräer wohlüberlegt der Vorkauf zum doppelten Preiſe angetragen. Aufgebracht über eine ſo ſchamloſe Schelmerei, vergaß der Jude auf einen Augenblick ſeine Klugheit, und warf dem Adeligen dies Benehmen in nicht abgemeſſenen Ausdrücken vor, und man hielt es für ſein Glück, daß er ohne körperliche oder Geldſtrafe davon kam. Vor mehrern Jahren hatte ein den Reichstag in Preßburg beſuchender Cavalier ſeinen jüdiſchen Gläubiger daſelbſt, um des ungeſtümen Mahners ſich auf immer zu entledigen, erſchoſſen, und der Mörder kam mit der bloßen Verpflichtung, der Wittwe ein Jahrgeld auszuzahlen, von der Juſtiz los. Noch nicht gar lange wurde ein Jude von einem Adeligen in Peſth geprügelt, weil er ſich etwas laut beklagte, daß die Wolle, welche ihm dieſer geſchickt hatte, in unverkäuflichem Zuſtande ſei. Eben die Vorrechte der Adeligen und der unvollkommene Zuſtand der Geſetze machen es äußerſt ſchwierig, die Erfüllung eines Contracts zu erzwingen. Achtbare Kaufleute ſind dadurch abgeſchreckt, mit uns ſich in Handelsverbindungen einzulaſſen. Iſt es dann ein Wunder, wenn bei dem dadurch immer zunehmenden Geldmangel und Entwerthung der Landeserzeugniſſe die Juden, welche durch trübe Erfahrungen mit Einzelnen ſich vom Verkehr mit Andern nicht ſo leicht abſchrecken laſſen, in Ungarn ein geſegnetes Erntefeld finden? Wenn ſie die Mißachtung, die ſie im Volke finden, damit vergelten, daß ſie ihren Reich-

thüm merken lassen? daß sie hohe Zinsen nehmen, daß sie — doch damit Sie mich nicht für absichtlich blind gegen die Fehler des Lieblingsvolkes des Herrn halten, will ich eben so wenig verschweigen, daß mir die jüdischen Elegants, die sich, der Väter Sitte schämend, einen echt ungarischen Schnurbart wachsen lassen, und den Cavalier spielen, in Wien wirklich ein Adelsdiplom kaufen, und zum Christenthum sich bekehren, um Landeigenthum besitzen zu dürfen, mir in der Seele zuwider sind. Indessen bei diesen mag der Staat, welcher heuchlerische Abtrünnigkeit belohnt, sich mit dem Bewußtsein trösten, daß wenigstens die Nachkommen für die christliche Kirche gewonnen sind. Was aber sollen wir von jenen jüdischen Reformern halten, die als Affen des Deutschkatholicismus sich geberden, und erklären, daß sie nicht an den Talmud glauben? Es wäre besser, die Juden gäben den Emancipationsfeinden durch ihre Protestationen solcher Art, die wir jetzt täglich in den Zeitungen lesen müssen, keine neuen Waffen in die Hände. Wenn ein durch schmähliche Ungerechtigkeit um seine Bürgeransprüche verkürzter Theil der Nation die Presse benutzt, um für sein heiliges Recht zu kämpfen, so wird sich Jeder — wenn auch im verschiedenen Sinne — dafür interessiren. Wenn man aber dem Publicum zumuthet, es soll sich für die Reformen im Schooße einer kleinen religiösen Fraction interessiren, als wäre dies eine europäische Angelegenheit, so ist dies ein Mißgriff, der mit dem bewährten practischen Sinne der Juden im vollständigen Gegensatze steht."

„Da stimme ich Ihnen vollkommen bei, Herr Pastor," ließ sich Walluer vernehmen, „die Wiener und Pesther Großhändler und Fabricanten sollen ihre Söhne lieber gleich zur Taufe schicken, wenn sie sich nicht nach ihrem Gesetze beschneiden lassen

wollen. Einer bestimmten Religionsgenossenschaft sollte jeder Staatsbürger angehören. Doch bevor wir an die Emancipation der Juden denken, wollen wir die Deutschen in Ungarn emancipirt sehen. Diese verfolgt der Ungar ebenso mit seinem Spott wie den Juden. Ja noch schlimmer verfährt man mit ihm, denn Niemandem würde es einfallen einen Juden als Einfaltspinsel aufzustellen; aber will man einen Repräsentanten der Bornirtheit, so wird stets einem Oesterreicher diese Rolle übertragen. Leider aber achtet der Wiener seine Würde selbst sehr schlecht, wovon ich mich in Preßburg überzeugen mußte. In dieser Stadt hatte ich Gelegenheit, die Ungarn als Theaterpublicum kennen zu lernen. Daß in der Krönungsstadt, wo die Geschicke des Landes durch den Reichstag entschieden werden, das Theater ein deutsches ist, betrachte ich als ein Zugeständniß an deutsche Bildung, und es kann, klug benützt, ein Mittel zur Verbreitung derselben und zur Erweckung und Erhaltung von Sympathieen werden, welche der österreichischen Regierung sehr wünschenswerth sind. Bei einem so naturwüchsigen Volke, wie Ihr Ungarn seit, bei Eurer feurigen Einbildungskraft, bei Eurer Hinneigung zu allem Phantastischen und Theatralischen in Sitten, Trachten und Ceremonien, da ist das Theater von weit eindringlicherer Wirkung, als bei uns kältern Deutschen, die wir in unserer reflectiven Natur dem Pathos der Schau- wie der Rednerbühne ziemlich abgeneigt sind. Die österreichische Regierung würde daraus Vortheil ziehen, wenn sie, sonst dem Germanisiren der nichtdeutschen Provinzen abgeneigt, wenigstens durch das Theater den fremden Nationen Achtung für den deutschen Geist einflößen wollte. Darum sollte sie dem Theater in Preßburg unter die Arme greifen, daß es nicht in die Nothwendigkeit versetzt

wäre, seine Existenz mit dem verächtlichsten Abwurf der Wiener Localdichter zu fristen. Zu diesen Betrachtungen bot mir die an jenem Abende gegebene Wiener Zauberposse: „Der Todtentanz" Veranlassung. In diesem „Todtentanz" scheint der gesunde Menschenverstand wirklich todt zu sein, und nur als Gespenst umherzutanzen, eine galvanisirte Leiche, mit Lappen von alten Witzen behängt, mit grinsender Coquetterie, Ekel und Mitleid zugleich einflößend. Und diese Probe österreichischen Geistes wurde in Gegenwart sämmtlicher ungarischer Deputirten, die aus allen Enden des Landes gegenwärtig waren, aufgetischt. Das peinliche Gefühl, Zeuge sein zu müssen, wie ein Landsmann im fremden Lande seine Nationalität herabwürdigt, diese unangenehme Empfindung konnte ich während des ganzen Theaterabends nicht los werden. Bedenkend, wie jede aufstrebende Nation, die lange Zeit unter der geistigen Herrschaft einer andern gewesen, und nun die eigenen Flügel zu heben versucht, die Fehler und Gebrechen dieser andern mit leidenschaftlicher Schärfe aufgreift und mit hundertfachem Blicke späht, um sie zu entdecken, und dann triumphirend sie verachten zu können, mußte die Betrachtung, welchen Eindruck dieses Wiener Product auf den stolzen Ungar, die Ihr Euch ohnehin besser als den Oesterreicher glaubt, hervorbringen muß, mich in die trübste Stimmung versetzen. Der Wiener Verfasser des Stückes hat für den Mangel an innerer Komik desselben durch ein wohlfeiles äußeres Mittel sich zu helfen gewußt. Er hat den Bösewicht, den am Ende der Teufel holt — denn tanzende Willi's walzen mit ihm, bis er den Geist aufgiebt — zu einem Ungar gestempelt, um durch dessen ungarisch-deutschen Dialect Lachen zu erregen. Der Director des Preßburger Theaters, wohl fühlend, daß, wenn

er das Stück nach dem Wiener Zuſchnitt geben wollte, er ſelber in die Gefahr kommen könnte, unter den Prügeln der verſammelten Landtagsjugend einen Todtentanz zu tanzen, hatte den „g'ſpoßigen" Böſewicht aus dem Ungariſchen in's Oeſterreichiſche verſetzt, das heißt, während der Ungar in Wien in die Hölle kam, wurde in Preßburg dem Oeſterreicher dieſe Ehre zu Theil, was die Zuſchauer ſehr ergötzte."

„Da war der Preßburger Theaterdirector in ſeinem vollen Rechte" — lachte der Advocat auf — „er hatte nur im Namen der beleidigten ungariſchen Nation Repreſſalien gebraucht. Oder verlangen Sie, daß wir uns in unſerm eigenen Lande den ſchlechten Witzen eines Wiener Poſſenfabricanten zur Zielſcheibe hergeben ſollen?

„Peccatur intra Iliacos muros et extra!" ſuchte der Arzt vermittelnd dazwiſchen zu treten, denn es ward ihm bereits bange, Nagy könnte in Beleidigungen gegen denjenigen übergehen, welcher, ſeine Bekanntſchaft wünſchend, gaſtlich die Schwelle ſeines Hauſes betreten hatte.

Der Geiſtliche ſtrebte ebenfalls dem Oeſterreicher einen ehrenvollen Rückzug zu ſichern; darum trachtete er deſſen Verfolger durch mancherlei Zwiſchenfragen zu ermüden.

„Dies werden Sie doch eingeſtehen," redete er ihn an, „daß die terroriſtiſche Weiſe, mit welcher der dritte Theil der Bevölkerung den zwei andern Dritteln ſein Idiom aufdringen will, keinen Billiggeſinnten erfreuen kann? Die älteſte in Ungarn gehörte Mundart iſt, wenn wir nicht bis in die Römerzeit zurückrechnen wollen, die ſlawiſche. Kroatien und Slawonien ſollen nun plötzlich magyariſirt werden, weil ſie Nebenländer Ungarns ſind. Aber

ihre Vereinigung beruhte auf der Klauſel, daß die Amtsſprache dieſer vereinigten Provinzen die lateiniſche ſein ſolle, eine ganz billige Forderung, da zu der Zeit, wo ſie geſtellt wurde, die lateiniſche Sprache, wie jetzt die franzöſiſche, in der ganzen Chriſtenheit das ſprachliche Communicationsmittel aller Völker war. Somit konnten die rein ſlawiſchen Gebietstheile Ungarns nicht über Zurückſetzung ſich beſchweren. Jetzt aber fordert der Reichstag ihre ſprachliche Unterordnung unter die numeriſch geringere Anzahl der Magyaren. Die deutſche Sprache wird nach der franzöſiſchen zumeiſt im übrigen Europa geſprochen. Warum muthen Sie alſo einer deutſchen Regierung zu, daß ſie die Reiſepäſſe ſogar in der dem Ausland unverſtändlichen magyariſchen Sprache, anſtatt in der deutſchen, oder wie bisher in der lateiniſchen Sprache abfaſſen laſſe? Zwar hat ein Deputirter auf dieſe bereits erhobene Einwendung den Rath ertheilt, daß ſämmtliche europäiſchen Paßbeamten — um nicht das Reiſen der Magyaren zu erſchweren — ſich der ungariſchen Sprache befleißigen ſollten; das iſt allerdings eine beſcheidene Forderung, welche an die unter unſern Bauern verbreitete Meinung erinnert, daß Niemand in's Paradies eingelaſſen werde, der nicht in der blauen ungariſchen Nationalhoſe erſcheine —"

„Verzeihen Sie, Herr Paſtor, daß ich Ihre Rede unterbreche" — fiel ihm Wallner in's Wort — „kürzlich fragte mich mein Kutſcher, als er den Ausruf „O Gott!" von mir vernahm: „Wie können Sie erwarten, daß Gott Sie erhört, wenn Sie in einer Sprache reden, die er nicht verſteht?'

Allgemeine Heiterkeit belohnte den Erzähler. „Denken Sie nur," wandte ſich jetzt der Doctor an den Wiener, „die Sprachreiniger in der Peſther

gelehrten Gesellschaft gehen in ihrem puristischen Eifer so weit, daß während andere Völker, z. B. die Franzosen, den Bildungsstoff für neue Worte, die bei neuen Dingen nöthig wurden, aus dem Griechischen borgen, oder wie wir Deutsche, die wir für jede neubegründete wissenschaftliche Lehre oder für jedes rein scientifische Hülfsinstrument gewöhnlich aus dem griechischen oder lateinischen Sprachgeiste heraus die neuen Namen bilden, — machen die Magyaren jetzt für jedes Ding, das sie kennen lernen, einen eigenen ungarischen Namen. Philosophie hieß sonst zum Beispiel „Filozofia," ebenso wie in Paris, Madrid, Rom und London. Jetzt aber hat sie den Namen „Böltschellkedweschitan" erhalten. Ja sogar der Doctortitel, dieser alte, ehrwürdige europäische Titel, den man sich in der ganzen Welt gefallen ließ, wird von ihnen mit dem Worte tanar vertauscht, welches sie von tan: Wissenschaft abgeleitet haben."

„Wer jetzt nicht alle Jahre einmal nach Pesth kommt, oder wer sich nicht alle neuen Dictionärzusätze und Nachlieferungen der Dictionäre anschafft, und täglich in den Journalen lies't, in denen man die neuen Worte immer zuerst gebraucht findet — klagte Lutz — der versteht den neuen Ungar bald gar nicht mehr, und kann am Ende gar kein neues ungarisches Buch mehr lesen. Ich habe bei meinem letzten Besuche der Hauptstadt einen alten Ungar im Kaffeehause seinen Nachbar fragen hören, was dieses oder jenes ungarische Wort auf Ungarisch bedeute? Einen sah ich einmal ein Zeitungsblatt ärgerlich auf den Tisch werfen, indem er sich seine Brille heftig von den Augen riß und sagte: es sei nicht zum Aushalten mit allen diesen neuen Worten. Bei jeder Zeile müsse er nachdenken, was es sei."

„Mit Recht" — bemerkte Schenk gegen Wallner — „mit Recht hat das Journal, in welches die gelehrte Gesellschaft die in einem Jahre gemachten und approbirten Worte niederlegt und publicirt, den Namen Gyalulat, welches buchstäblich soviel bedeutet als „die Hobelei" von gyalulei: hobeln. Nomen et omen! könnte da Mancher denken."

„Sie erinnern mich dadurch" — äußerte der Wiener — „daß ich in Preßburg bereits nach einer szipa fragen mußte, wenn ich eine Cigarre verlangte. Da gehen doch die Magyaromanen in ihrer Lust an der Bildung eigener echt ungarischer Worte weiter als die sämmtlichen übrigen europäischen Nationen, die sich doch alle das Wort Cigarre geduldig haben gefallen lassen. Man sollte meinen, daß bei den Sachen, die uns vom Auslande zugekommen sind, auch der ausländische Name ganz am Platze stehe; und zumal bei so unwesentlichen Dingen, wie Cigarren es sind, brauchte man gewiß nicht Anstoß zu nehmen."

„Sie haben die eigentliche Wurzel unseres Deutschenhasses ganz übersehen" — belehrte Nagy den Wiener — „nicht der Deutsche überhaupt, sondern der Oesterreicher ist es, welcher unsere Abneigung sich erworben hat. Wir wissen recht gut, daß Oesterreich auf das übrige Deutschland einen ebenso niederhaltenden, hemmenden Einfluß übt, als auf uns. Unsere sprachliche Absonderung hat also nur zum Zweck, nicht das deutsche Element, sondern das österreichische in unserm Lande nicht überwuchern zu lassen, wodurch unsere nationale Selbständigkeit, unsere Freiheit bedroht wird."

„Freiheit! Freiheit!" — rügte Schenk — „ist Euer Losungswort, welches ich in Pesth bei jeder Gelegenheit zu hören bekam, aber nur einigen hundert Tausenden, die zum Adel gehören, kömmt sie

zu Gute, und alle dieſe ſind eben ſo viele Tyrannen gegen Millionen unterdrückter Bauern. Eben durch dieſe Ungerechtigkeit liefert Ihr Euch über kurz oder lang in die Gewalt der öſterreichiſchen Regierung, welche jetzt wenigſtens noch durch Verträge gebunden iſt, Eure veraltete Conſtitution zu reſpectiren. Euer nationales Unglück iſt das Fehlen eines Mittelſtandes. Dadurch ging auch Polens Selbſtändigkeit zu Grunde. Die Unglücklichen, aus denen man Laſtthiere gemacht hat, werden ſich, wenn man in Wien die reife Frucht wird pflücken wollen, ohne Murren Oeſterreich unterwerfen, deſſen Herrſchaft jedenfalls ſanfter wäre, als die Eurer Magnaten. Die Reformatoren dürfen auf die Maſſe der Nation nicht zählen, wenn die Stunde Eurer politiſchen Auflöſung ſchlagen wird, denn dieſe wird bei einem Wechſel nichts einbüßen, vielleicht ſogar gewinnen. Der Bauer weiß, daß alle Verbeſſerungen ſeiner Lage in den letzten Jahren vom Kaiſer ausgegangen ſind. Er kann ſich jetzt von allen Frohnen, Zehnten und Zinſen loskaufen, er kann in den vollen Beſitz des von ihm bebauten Bodens treten, und wer ſich nicht loskaufen konnte, tröſtet ſich wenigſtens mit dem Bewußtſein, daß die Zehnten in mehren Fällen herabgeſetzt ſind, daß die Steuereinnehmer der Barone auf ſchlechte Ernten nicht mehr gleich hohe Abgaben, wie auf gute, fordern können. Früher mußte der Bauer, nachdem er ſeine Abgaben von Eiern, Butter und Geflügel entrichtet hatte, die ihn ſchon alles Gewinnes beraubten, noch den Wein ſeines Herrn verkaufen, ehe er ſein eigenes Gewächs verkaufen durfte. Früher konnte der über die Maßen gedrückte Bauer ſeinen Herrn nur mit ſeiner Einwilligung vor Gericht fordern laſſen. Dank der öſterreichiſchen Regierung, die auf dem Landtag durchſetzte, daß auch dieſer

Mißbrauch abgeschafft wurde. Namentlich durch die Einführung der Contracte auf Erbpacht erhält Ungarn Keime des Glückes, welche bald Früchte tragen werden. Der seiner Fesseln entledigte Ackerbau muß in jenen zu lange durch Unterdrückung verödeten Gegenden bald erblühen, zumal wenn Communicationsstraßen erbaut werden, zu welchen die Kosten bis dahin der gedrückteste Stand allein tragen mußte. Durch die erleichterte Ausfuhr der Producte wird der Wohlstand des Landes sich heben, und jene in unserm Lande so zahlreichen großen Dörfer von zwanzig tausend Seelen und darüber werden sich in reiche Städte verwandeln. Freilich den Adeligen wäre es erwünschter, wenn der alte Sauerteig nicht ausgefegt würde, denn für ihn war es eine herrlichere Zeit, als er noch, unter dem Vorwande der Aufrechthaltung des Glanzes seiner Familie, Schulden nicht zu bezahlen brauchte. Daß ein solches Privilegium: nie, selbst wegen Wechselschulden nicht verhaftet zu werden, dem Credit schadete, kümmerte ihn nicht im Geringsten, er bedauerte nur, daß er, wie seine Vorfahren im gepriesenen Mittelalter, den mahnenden Gläubiger nicht mehr tödten darf."

„Glauben Sie denn wirklich," fragte Nagy, „daß es der Regierung in Wien, indem sie die Reste der Feudalität vernichtet, nur darum zu thun sei, die Hindernisse zu beseitigen, welche der Civilisation und dem Fortschreiten unseres Landes im Wege stehen? Ich dächte, es geschähe mehr, um die Verwaltung Ungarns ihren Absichten gemäß zu reguliren. Der Kaiser von Oesterreich mag sich immer König von Ungarn nennen; treu seinem Stamme, wird er wünschen, den deutschen Einfluß bei den, seinem Scepter unterworfenen, so verschiedenartigen Völkern triumphiren zu machen. Wir Ungarn aber,

eiferſüchtig unſere Nationalität hütend, ſtolz auf die alte Unabhängigkeit, finden die Idee empörend, unſer Land zur öſterreichiſchen Provinz herabgewürdigt zu ſehen. Der Monarch ſucht nur die untern Stände zu begünſtigen, um die durch Reichthümer und perſönlichen Einfluß mächtige Adelspartei zu ſchwächen, und ſo Ungarn in dem zu verwunden, was es Kräftiges und Charakteriſtiſches hat, überzeugt, es werde ſich dann leichter germaniſiren laſſen. In England und Frankreich, wie in allen wirklich conſtitutionellen Staaten, beſitzen die Volksvertreter geſetzliche Mittel, die Regierung zu zwingen, den ihr von der Nation vorgezeichneten Weg zu wandeln. Die Verweigerung des Budgets zwingt ſelbſt die hartnäckigſten Miniſterien zum Nachgeben. Wenn aber Oeſterreich Truppen und Geld von den Ungarn fordert, um Aufſtände in Italien zu dämpfen, und wir uns weigern, ſo droht der König der Lombardei dem König von Ungarn, ſeine Soldaten nach Komorn und Peterwardein zu verlegen."

„Iſt es denn aber auch billig" — ließ Wallner einwendend ſich vernehmen — „daß Ungarn, deſſen Oberfläche dem ganzen übrigen Oeſterreich faſt gleich kommt, überdies den fruchtbarſten, wenn auch nicht erzeugnißreichſten Theil deſſelben umfaßt, nur ein Achttheil der ſämmtlichen Einkünfte Oeſterreichs zu den Staatslaſten beiträgt? Iſt es billig, daß der ungariſche Adel ſich weigert, zur Beſoldung von Beamten beizutragen, die von ihm ſelbſt aus ſeiner eigenen Mitte gewählt werden, deren Obliegenheiten in vielen Fällen ausſchließlich den Adel betreffen? Mit welchem Rechte glaubt dieſer Adel Andere zwingen zu können, Häuſer zu bauen, damit er ſich darin verſammle? Brücken, damit er darüber gehe, oder Straßen, damit er bequemer reiſe? Das ſich zu denken, geht über den Verſtand

eines rechtschaffenen Mannes. Man muß geben, um zu haben! Ihr aber, die Ihr auf das Privilegium Eures Adels, keine Abgaben zu zahlen, stolz seid, möchtet einmal das Mittel nennen, womit man Euch Canäle bauen und die Landstraßen unterhalten soll? Die Folgen dieses thörichten Vorrechts Eurer Magnaten sind: Ihr bleibt ohne Communicationsmittel, Eure Straßen sind voller Löcher, worin Eure Kutschen so gut wie die Karren der Bauern zerbrechen. Indeß dies Alles hat schon Graf Szechenyi vergeblich durch die Presse seinem ganzen Volke gesagt, um so gewisser wird das Wort eines Fremden ungehört verhallen. Ist es nicht seltsam, daß Ihr mit dem Productenreichthum Eures Landes prahlt, da die Erzeugnisse des Bodens werthlos bleiben, so lange die Consumtion nicht im gleichen Verhältnisse zunimmt? Und diese zu beleben, ist bei dem Mangel an Communicationsmitteln unmöglich. So ist denn das Steuersystem wesentlich mit dem industriellen Zustande eines Landes verbunden."

„Die Nation hat es bereits erkannt" — entgegnete Nagy — „daß das Privilegium des Adels, zu den directen Staatslasten nichts beitragen zu dürfen, eher schädlich als nützlich sei; darum hat sie ohne Murren die Abgabe an die Regie und für's Salz gegeben. Auch den Zoll auf der Pesther Kettenbrücke hat sie bewilligt —"

„Aber" — entgegnete der Wiener — „welche Kämpfe mußten nicht vorhergehen, ehe man sich entschließen konnte, den Bauer, den Handwerksburschen und den armen Hausirjuden nicht mehr allein die Kosten derselben tragen zu lassen?"

Fünftes Buch.

Die Rückkehr.

Die Vampyrbraut.

Wallner hatte, ſeitdem wir uns zum Letztenmal mit ihm beſchäftigten, ſeine Vaterſtadt wieder geſehen, in der Abſicht, ſeinem reichen Oheim zu eröffnen, daß er auf ſeinem Ausfluge nach Ungarn ein weibliches Weſen kennen gelernt, mit welchem er die größere Reiſe durch das Leben fortzuſetzen, ſehr geneigt ſein möchte. Die Beiſtimmung ſeines nächſten noch lebenden Verwandten ſchien ihm zu einem wichtigen Schritte unerläßlich, und um ſo wichtiger, als er dann den Brautſchatz, den er der Auserwählten ſeines Herzens zugedachte, anſehnlich zu vermehren hoffte.

Auf dem ganzen Wege nach Wien beſchäftigte er ſich mit der Frage: Wird der Oheim die Weiſſagung der jungen Zigeunerin, welche deine künftige Lebensgefährtin ſo deutlich bezeichnet hatte, zu

Schanden machen? oder wird er auf die bloße Schilderung eines liebeberauschten Jünglings die Wahl einer ihm unbekannten Jungfrau billigen? Baron Dietrich hatte aber den Glauben seines Neffen an Prophezeiungen nicht erschüttert, er hatte seine Einwilligung gegeben, nachdem Wallner ihm nicht bloß die physischen und moralischen Vorzüge Katharinens geschildert, sondern auch, wie sie in engbegrenzter Häuslichkeit unter den Augen eines würdigen Geistlichen, ihres Oheims, zur Jungfrau heranzereift, und vor den schädlichen Einflüssen der Außenwelt sorgsam verwahrt worden sei, wie Putzsucht und die Neigung nach geräuschvollen Zerstreuungen in ihrer fast klösterlichen Einsamkeit ihr fremd geblieben; und wie die Besorgung des Hauswesens nebst der Pflege des Oheims ihre ganze Zeit ausfülle; wie die Erziehung, welche sie genossen, ihr Herz veredelt, aber zugleich ihren Verstand vor gemüthzerfressender Ueberbildung, diesem Uebel großer Städte, geschützt habe. Baron Dietrich war edelsinnig genug, als guter Katholik dennoch die Verbindung seines Neffen mit der Nichte eines lutherischen Geistlichen nicht zu mißbilligen; denn er urtheilte ganz richtig: Die Aufgabe der Religion ist, die Menschen zu vereinigen, nicht aber sie zu trennen.

So eilte denn Wallner auf den Flügeln der Liebe wieder nach Ungarn zurück, um sein Herzensanliegen dem Pastor Lutz zu eröffnen, bevor er bei Katharinen selbst um ihre Hand werbe. Aus vielen einzelnen Zügen glaubte er errathen zu haben, daß sie seine Gefühle theile. Es fehlte ihm jedoch, so lange er nicht die Beistimmung des Barons eingeholt hatte, an Muth, um seine Wünsche bei Oheim und Nichte vorzutragen. Jetzt konnte er doch seinem Anliegen den erforderlichen Nachdruck geben, da in unserer Zeit die Liebe unter dem Strohdach,

als ein Anachronismus, nicht nur von den bedächtigen Vormündern verlacht wird, ſondern ſelbſt von den Mündeln, obſchon ſie ſo gern der läſtigen Oberaufſicht des oft grämlichen Alten ſich zu entziehen ſtreben.

Wie ſehr beſtürzte jedoch Wallnern der niedergeſchlagene Blick Katharinens und des Paſtors zugleich, als er bei ſeinem unerwarteten Eintritt in die Pfarrwohnung ſich als den Urheber freudiger Ueberraſchung gedacht hatte!

„Wie hat ſich doch ſo Vieles bei uns verändert, Herr Wallner, ſeit Sie uns verlaſſen hatten!“ ſeufzte Katharina.

„Denken Sie ſich nur das doppelte Unglück,“ ſupplirte Lutz ſeine Nichte, „drei Tage, nachdem wir dem Advocaten Nagy unſern Beſuch abgeſtattet, hatte der Unglückliche durch einen Piſtolenſchuß ſeinem Leben ein Ende gemacht. Niemand vermag das Motiv ſeiner Handlungsweiſe zu errathen, und ſo erſchöpfen ſich müſſige Köpfe in Vermuthungen, die zum Theil in der Sucht, nur Schlimmes bei Andern vorauszuſetzen, ihre Quelle haben. So will man behaupten, er ſei wegen der Verwendung von Pupillengeldern zur Rechnungsablegung von Amtswegen aufgefordert worden, und er habe ſich nicht rein genug gefühlt, um der gerichtlichen Vorladung Folge zu leiſten. Ich halte dieſe Auslegung für eine abſcheuliche Verläumdung, da Nagy ſehr ſparſam lebte, keine öffentlichen Orte beſuchte, jede Gelegenheit zu Ausgaben ſorgfältig vermied, ſein Hausſtand nur auf ſeinen Bedienten außer ſeiner eigenen Perſon ſich beſchränkte, das Grundſtück, welches er bewohnte, ſein ſchuldenfreies Eigenthum war, und ſeine juriſtiſche Praxis ihn reichlich nährte. Eben dieſe Gründe zwingen die Grübler, nach einem andern Motiv für ſeinen heroiſchen Tod ſich

umzusehen. Man erinnerte sich, daß Nagy vor Jahren bei Herrn Recsey um die Hand seiner ältesten Tochter, Therese, geworben, aber mit einem Korbe heimgeschickt worden sei, weil der Bewerber einen Proceß gegen den alten Herrn angenommen und gewonnen. Daher der Trübsinn, welchen man seit der erzwungenen Heirath Theresens auf ihrem, wie auf Nagy's Antlitz ununterbrochen bemerkte. Es giebt sogar Leute, die gesehen zu haben behaupten, wie Therese am Abend vor ihrem Vermählungstage an einem dritten Orte mit demjenigen, der ihr Herz besaß, zusammengekommen, wie sie unter häufigen Thränen erklärte, dem Willen ihres Vaters sich fügen zu müssen, daß sie aber nur ihre Hand, nicht ihr Herz dem aufgedrungenen Gemahl hingeben würde, wie sie gelobte, wenn auch die Trennung im irdischen Leben unvermeidlich sei, doch das Grab sie einst vereinigen, der Bund ihrer Seelen im Jenseits fest geschlossen werde. Zu diesem Zwecke — dichtet das abergläubische Volk hinzu — soll Nagy, sich mit einem Federmesser den Arm ritzend, mit seinem Blute ein förmliches Heirathsversprechen aufgesetzt haben, welches er seiner Geliebten, damit sie seinem Beispiel nachfolge, übergab. Dieser doppelte Vertrag wäre hierauf drei Nächte unter dem Leichensteine eines Grabes verwahrt und dadurch in der Geisterwelt sanctionirt worden! Nun müssen Sie wissen, daß dieses Gerücht seine Entstehung dem in unserer Gegend herrscheuden Volksglauben verdankt, welchem zufolge durch einen solchen Vertrag zwei Liebende unwiderruflich an einander gefesselt werden. Jede andere Ehe, die nicht unter ihnen Beiden vollzogen würde, kann nur höchst unglücklich sein. Der Mann, welcher auf solche Art sich verlobt, kann nach dem Tode aus dem Grabe wieder auferstehen, um als Vampyr die

Treuloſe zu quälen, die ihn verlaſſen hat. Weil nun Thereſens Ehe in der That ſchon nach wenigen Monaten durch den Tod des ihr aufgedrungenen Gatten wieder aufgelöſ't worden, ſo combinirt man Allerlei; zumal ſeit dem freiwilligen Austritt Nagy's aus dieſer Welt, Thereſens ſonſt ſo leidende Miene vollends mit Leichenbläſſe überzogen iſt, was jeder Vernünftige der erſchütternden Wirkung dieſes Ereigniſſes auf ein ohnehin ſchwer ergriffenes Gemüth zuſchreiben würde."

„Ach, Sie würden Thereſe kaum wieder erkennen," klagte Katharina, „das bleiche Antlitz, die erſtorbenen, glanzloſen Augen, die einſt ſo ſeelenvoll ſtrahlten, das krankhafte, unruhige Zucken um die Lippen, die unterdrückten Seufzer, verrathen ein namenloſes Wehe, unter dem ihre Seele zu erliegen droht. Ein gewaltiger Schmerz hat ſeine Krallen in ihr Herz eingewühlt. Ihre leidende Geſtalt, ihre ſtets von Thränen befeuchteten Wangen, das träumeriſche Weſen, die wehmüthigen Züge geben ihr jetzt ſchon einen beinahe überirdiſchen Anblick. Ich habe vorgeſtern Nacht an ihrem Bette durchwacht, und befürchte ſehr, daß ſie ihrem Geliebten nur zu bald nachfolgen werde. Auch läßt Doctor Schenk, der ſie jetzt täglich mehrmals beſucht, uns wenig hoffen, daß ſie dem Leben noch lange angehören werde."

„Aha, lupus in fabula!" rief der Pfarrer dem eben eintretenden Arzt entgegen, welcher Wallner's Wiedererſcheinen herzlich begrüßte, „nun, wie ſteht es mit Ihrer Kranken?"

Schenk ſenkte ſchweigend den Blick zur Erde.

„Thereſe iſt nicht mehr?" wälzte ſich ein Angſtſchrei aus Katharinens Bruſt.

„Iſt nicht mehr!" tönte das fürchterliche Echo von des Doctors Lippen.

„Dieſer ſchnelle Tod wird dem Vampyrglauben bei uns wieder einmal tüchtigen Vorſchub leiſten," ließ der Paſtor ſich wieder vernehmen.

„Schon auf der Reiſe hierher" — äußerte Wallner — „erzählte man mir Spuckgeſchichten dieſer Sorte."

„Die Vampyre ſind auch weit gefürchteter, als andere Spuckgeiſter," entgegnete Lutz, „denn gewöhnliche Geſpenſter jagen den Lebendigen nur manchmal, oft bloß aus neidiſcher Laune, einen Schreck ein, ohne weiter ein Leid zuzufügen. Aber Vampyre ſaugen das Blut aus und ziehen alſo unvermeidlich den Tod nach."

„Ich kann mir aber keine Art von Aberglauben denken," meinte Wallner, „wozu nicht in der Natur ſich eine Veranlaſſung dargeboten hätte. Das Volk macht eine Wahrnehmung, die es ſich nicht zu erklären vermag, flugs iſt es bei ſeiner Hinneigung zum Wunderbaren bereit, die Geiſterwelt, um mich eines Ausdrucks unſerer modernen Geiſterſeher zu bedienen, in unſere proſaiſche Welt hereinragen zu laſſen."

„Ihrer Bemerkung gebe ich meinen unbedingten Beifall," erwiderte der Arzt, „die Erfahrung ſpricht allerdings dafür, daß manche begrabene Leiche lange unverweslich bleibt. Man fand ſolche Körper nicht nur unverſehrt, ſondern auch mit einem flüſſigen, unentmiſchten und leicht übertretenden Blut im Herzen, in allen Adern und Eingeweiden durchquollen, ein Blut, das nicht unthätig ſtockt, ſondern, mitten im Reiche des Todes einen Lebensproceß vollführend, in Aufnahme und Abſonderung Fettausſcheidungen in's Zellgewebe macht; ſo daß von Jugend auf magere Perſonen nach kurzem Verweilen im Grabe wohlbeleibt erſcheinen; und bei der allgemeinen Turgescenz des Zellgewebes wuch-

ſen die Haare; es erzeugte ſich, wie bei Krebſen und Schlangen alljährlich die äußere Bekleidung wechſelt, eine neue Oberhaut mit verjüngten Nägeln. Nicht aber das Erdreich bringt dieſe Wirkung hervor, denn neben den im Verdachte des Vampyrismus ſtehenden Leichen haben andere, in kurzer Zeit verweſ'te, gelegen, es iſt folglich die Art der Leiche, welche eine ſolche Erſcheinung bedingt. Sie wird auch nicht durch ein bloßes Beiſammenbleiben der Stoffe, in Trägheit und Erdörrung, wie bei den Mumien, hervorgebracht, ſondern es iſt eine poſitive Thätigkeit, die in einem förmlichen Lebensacte ſie im Grabe noch dem Tode abſtreitet und als eine Folge aus dem vorhergegangenen Krankheitszuſtande ſich entwickelt; folglich bei den in voller Lebenskraft Dahingeſchiedenen, wie Advocat Nagy, nicht wohl denkbar; und das Aufgraben ſeiner Leiche, falls der Aberglaube darauf beſtehen ſollte, würde meine Behauptung rechtfertigen. Die Bewegung des Blutes in den vampyriſirten Leichen iſt nicht jene, welche im Leben ſich vollbringt, denn der Menſch iſt wirklich todt, mit der höhern Seele ſind auch jene Elementargeiſter aus dem Leibe entwichen, welche ehedem Nerven und Muskeln belebten. Aber dieſe Letztern ſind mit dem ganzen übrigen organiſchen Apparat zurückgeblieben und haben im vorliegenden Falle die ihnen inwohnenden niedern phyſiſch-plaſtiſchen Lebenskräfte noch theilweiſe zurückbehalten, und dieſe ſind es, welche hier die wunderſam befremdliche Erſcheinung wirken. Das Blut und die Gefäße ſind nicht ferner mehr beſeelt im geiſtigen und bekräftigt im animaliſchen Leben; ſie ſind aber belebt im vegetabiliſchen Leben. Sie ſchützen das Blut vor dem Gerinnen, und während ſie es alſo beweglich halten, bewahren ſie ihm auch die Reizkraft, daß es fortdauernd die Gefäße zur

Rückwirkung erregt; aber nicht ferner mehr als ein warmes Lebensblut, sondern als kalter Pflanzensaft, der langsam durch die Adern aufwärts zum Herzen steigt, und eben so langsam durch die Lungen wieder zu ihm niedersinkt; dann durch die Arterien, die aber ganz nach Art der Venen wirken, gleich den zur Wurzel niedergehenden Saftröhren in den Pflanzen, zu den Haargefäßen zurückkehrend, zudem durch die Einsaugung der Feuchtigkeit aus der Grabesluft sich stets an Masse verstärkend, und das also von Außen Zugeführte durch innere Einsaugung mit organischem Stoffe schwängernde, Absonderungen macht und organische Gebilde der untersten Art gestaltet. Diese Wangenröthe der Vampyre ist also die Todtenblume, die das in seinen niedrigsten Verrichtungen noch nicht erloschene Leben unter der Erdendecke treibt. Ihre Wohlbeleibtheit ist vergleichbar derjenigen, welche Pflanzen zeigen, die zufällig in der Tiefe der Bergwerke aufgegangen und nun bleich, aber breit, dick und mastig, vor ihren Schwestern gleicher Gattung, die im Lichte leben, kaum mehr kenntlich sind. Die Menge des auf diesem Wege vermehrten Blutes erklärt sich leicht durch analoge Beispiele unglaublicher Bluterzeugungen, die im Leben vorkommen. So hat vor einigen Jahren ein Mädchen in Tyrol durch eine unglaublich reiche Wassererzeugung dort die allgemeine Aufmerksamkeit erregt."

„Aber wie erklären Sie" — fragte der Pfarrer — „das Athmen, den Herzschlag, das Verziehen des Mundes, welches man bei aufgegrabenen Vampyrleichen wahrzunehmen glaubte?"

„Es war der Zugang der äußern Luft, der in einem Falle den Zudrang des Blutes zum Her-

zen, im andern Falle ein Analogon dieſer Lebensbewegungen hervorgerufen."

„Unbegreiflich bleibt aber immer die Wirkung, welche der Vampyr im Grabe auf die Lebenden ausüben ſoll, in Folge welcher die von ihm Ergriffenen ebenfalls Vampyre werden."

„Das Wunderbare verſchwindet" — belehrte der Arzt — „ſobald Sie den Zuſtand des Vampyriſirten als eine Art Sucht betrachten. Alles geht hier ganz natürlich zu; die Eßluſt ſchwindet, die Lebenskräfte ſiechen, Abzehrung tritt ein; und ohne daß eine Fieberbewegung ſich gezeigt, ſterben ſie nach kurzer Friſt dahin und werden im Grabe wieder zu Vampyren. Man erkennt es an dieſen Symptomen leicht, daß die Sucht, die ſie hingerafft, gerade aus dem entgegengeſetzten Zuſtande hervorgegangen, in welchem ſie nach dem Tode als Vampyre ſich befinden. Wie hier die Haargefäße in einem Scheinleben mit verſtärkter Thätigkeit ſich wirkſam zeigen, ſo wird dort in ihnen die Lebensthätigkeit vom Siechthum ergriffen, gebrochen und gelähmt, ihre Verrichtungen erſchwächen, das Blut mindert ſich in ſeiner Maſſe und ſiebert in den größern Gefäßen. Iſt endlich der Tod eingetreten, dann folgt ſofort in der Rückwirkung der überirdiſchen Ebbe nun die unterirdiſche Fluth, dadurch, daß das pflanzenhafte Leben in ſeinem frühern Rücktritt nicht getödtet, vielmehr von den höhern Kräften gekräftigt, jetzt im Vorſchreiten in die Haargefäße wiederkehrend, in ihnen verſtärkte Wirkſamkeit äußert. Der Vampyr alſo, im Rapport mit dem Vampyriſirten, ruft in ihm den entgegengeſetzten Zuſtand von dem ſeinigen hervor, wie der Magnet ſich zunächſt im Eiſen den entgegengeſetzten Pol erweckt. Die Wirkung Beider aber iſt eine Wirkung in der Ferne, und das Gefühl,

das ſie begleitet, zeugt für die Natur des Gegenſatzes, in den ſie ſich begiebt. Der blutreiche Vampyr bringt nämlich die Empfindung der Blutentleerung durch Saugen hervor, wie auch der magnetiſche Pol, das Eiſen an der ihm zugekehrten Seite des ihm Gleichartigen entleerend, ein Sauger des Ungleichartigen wird. Das Ungleichartige, was der Vampyr ſaugt, kann aber nichts Anderes als der Nervengeiſt ſein, deſſen die in ihm überfließend und ſtrahlend gewordene vegetale Lebenskraft bedarf, wie die Pflanze nach dem Lichte hungert. So wird alſo dem Gefühle des Angeſogenwerdens noch ein anderes, mehr nervöſer Art, zur Seite gehen; und wie dem Extravaſate im Vampyr der blaue Fleck an der geſogenen Stelle, als dem Orte der Einimpfung, entſpricht, ſo wird der vegetativ gewordenen Nervenſtimmung im Einen eine krampfhaft geſteigerte im Andern gegenüberſtehen. So iſt es alſo eine nervöſe Wirkung in die Ferne, die das Band zwiſchen dem Vampyr unter der Erde, die er durchwirkt, und den von ihm Heimgeſuchten über der Erde knüpft; denn auch, wenn die Todtenblume in der unterirdiſchen Nacht erblüht, rührt ſich fern am Lichte des Tages der Tod, welchen das Leben in ſich faßt. Wie aber dies Leben, durch ein von ihm ausgehendes Vital-Miasma ein Anderes befruchtend, in ihm ſich ſelbſt in einem Dritten reproducirt, ſo wird auch dieſer Tod, der in der Krankheit in ein Lebendiges eingetreten, durch das Leben, das er an ſich geriſſen und gebunden hält, ein Todes-Miasma bereiten, das, wieder andere Lebendige befruchtend, ihnen denſelben Tod einimpft, aus dem es hervorgegangen. Ebenſo bildet der Vampyr, weil er noch nicht ganz der Verweſung verfallen iſt, in den ihm gebliebenen cadaveröſen, giftig geſteigerten Lebens-

kräften einen Anſteckungsſtoff, der dann, die Erde durchwirkend, vorzüglich die ihm harmoniſch Geſtimmten ſucht, und ihre Nervenaura berührend, dieſe in denſelben Zuſtand bringt, der ihn hervorgetrieben. Denn, wie ſchon das Metall unten in der Tiefe eine Sehnſucht hat, an den Tag hinauszutreten, und das Waſſer einen Trieb, im Lichte ſich zu ergehen; und wie Beide nun den, der ſie verſteht, anſaugen, unter ganz ähnlichen Gefühlen, wie die geſchilderten: ſo hat, was einmal im Leben geweſen und noch einen Reſt unerloſchener Lebenskraft in ſich bewahrt, eine um ſo größere Sehnſucht, wieder in's verlaſſene Lebensreich zurückzukehren. Und ſo ſucht es mit ihm neue Beziehungen anzuknüpfen, um an ihnen ſich wieder hinaufzubelfen. Und iſt es ihm damit gelungen, dann tritt es zu den Lebendigen in ein ähnliches Verhältniß, wie das, in welchem die Magnetiſirte zum Magnetiſirenden ſteht. Es nimmt wahrhaftes Leben von Denen, deren es ſich bemeiſtert, es in ſich zu einem falſchen umgeſtaltend, und giebt dafür den Tod; ſo das Leben beſtehlend, ohne ſich ſelber zu bereichern. Die Vampyriſirten ſind alſo von den Todten wahrhaft organiſch Beſeſſene, und das von dem Volk — dem verneinenden Verſtande der Gelehrten gegenüber — inſtinctartig erkannte wirkſame Heilmittel gegen dieſe Seuche, nämlich das Verbrennen der Leiche, halte auch ich für zweckmäßig."

„Oder auch das in Stücke Zerhauen?" fragte Lutz.

„Auch dieſes würde ich billigen. Wie kommen Sie aber auf dieſe Frage?"

Der Paſtor erwiderte: „Ich erinnere mich eben, daß mir in Mähren einmal erzählt wurde, auf dem Kirchhofe in Eibenſchütz ſei allnächtlich ein Geiſt aus dem Grabe geſtiegen, dem man das plötzliche auf-

fallende Sterben im Orte ſeit der Zeit ſeines Umgehens zuſchrieb. Als man dieſes Grab öffnete, fand ſich auch eine unverweſ'te Leiche vor, welche nach der Procedur des vom Henker vorgenommenen Zerſtückelns ſich nicht mehr bemerken ließ; auch die Seuche hörte mit jenem Tage auf, aber das Bemerkenswertheſte an der Sache iſt, daß der Henker dem Leichnam einen langen zerbiſſenen Schleier aus dem Munde zog."

„Demzufolge" — miſchte ſich Wallner wieder in's Geſpräch — „wäre der Vampyr mit dem Nachzehrer verwandt?"

„Was iſt dies für ein Weſen?" fragte Katharina.

„Der Nachzehrer"

explicirte Jener, „iſt ein Todter, welcher, wenn man ihm etwas in den Sarg mitgegeben hat, woran der Schweiß eines Lebenden klebt, zum Beiſpiel ein Stück Tuch oder Leinwand, zuerſt den Schweiß, zuletzt aber alles Blut und alle Kräfte des Lebenden in ſich zieht und aufzehrt, ſo daß dieſer ihm alsbald nachfolgen muß."

„Dieſes Kauen und Belecken geht ganz natürlich zu" — fiel der Doctor in's Wort — „wenn man darunter nichts verſteht, als daß die Kleidungsſtücke, die über dem Mund gelegen haben, durch die gährenden und faulen Säfte, die aus Magen und Mund ausfließen, ehe noch die übrigen Theile des Leibes in die ſtärkſte Fäulniß übergehen, verweſ't ſind. Wenn nun zufällig auf dieſes Kauen der Tod eines Anverwandten folgt, ſoll nun das Kauen eine Todesbotſchaft geweſen ſein! Dennoch läugne ich nicht, daß gewiſſe Fälle dieſe abergläubiſche Meinung zu Ehren brachten. So las ich in

der französisch beschriebenen Lebensgeschichte des allzufrüh verstorbenen Halle'schen Gelehrten Philipp Baratier, daß seine Mutter kurz vor seinem Tode ihre eigenen, von ihr getragenen, Strümpfe ihm angezogen, und diese waren mit ihm begraben worden. Bald darauf fing die Mutter an zu schwellen und am Leibe zu tabesciren, genas aber wieder, weil die Ursache entdeckt, das Grab geöffnet, die Strümpfe abgezogen und in's Wasser geworfen wurden. Von einem sehr berühmten Arzte sind mir ähnliche Fälle erzählt worden, wobei der Erfolg derselbe gewesen, welche ich aber, weil mir die Umstände wieder entfallen sind, übergehe. Wäre es wirklich so, daß Lebende dadurch die Auszehrung und den Tod sich zugezogen, weil Tücher, Hemde und andere Kleidungsstücke, die von ihnen Schweißtheile in sich enthielten, dem Todten in den Sarg mitgegeben worden waren, so müßte das Schweißtuch als ein Beförderungsmittel angesehen werden, wodurch die wirkende Kraft der bösen Ausdünstungen des Todten sich bei dem Lebenden thätig bewiesen und durch eine Einwirkung im Leibe des Lebenden die Krankheit verursacht hätte. Um die Möglichkeit dieser Erscheinung anzunehmen, setze ich voraus, daß die gleichförmigen, homogenen, Dünste und Ausdünstungen der Körper sich durch Linien fortzupflanzen pflegen, so daß diese Ausflüsse, wenn sie auch noch so subtil wären, sich bis zu ihrer Urquelle zusammenketten; denn ein Hund spürt oft meilenweit seinen Herrn aus, und die Rüden das flüchtige Wild, wenn auch keine Fußstapfen die Fährte verrathen. Der Geruch war es, welcher den Hund durch die Reihe von homogenen Ausdünstungen durch die Linie führt, die der Mensch oder das Wild gegangen. Auch der Blitz nimmt bekanntlich seinen Gang nach der Reihe und Linie von schwefligten und brennbaren Dünsten.

Somnambulen, welche bekanntlich mit einem ſo feinen Gefühle begabt ſind, daß die Anweſenheit der niedern Metalle, — die vielleicht ſtärker als die edlern ausdünſten, — ſelbſt wenn ſie vor ihnen verläugnet werden, von ihnen ſogleich durch die Einſtellung gewiſſer Schmerzen bemerkt werden, welche ſich bei der Entfernung dieſer Gegenſtände wieder verloren; Somnambulen, von welchen Schubert in ſeiner „Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft" bezeugt, daß ſie ſtundenweit die Ausdünſtung der Friedhöfe riechen; Somnambulen alſo errathen die Gedanken aller jener Perſonen, und ſeien deren auch noch ſo viele im Zimmer, wenn nur dieſe ſich an der Hand gefaßt halten, ſo daß ſie eine Kette bilden, deren letztes Glied die Hand desjenigen iſt, welcher die Somnambule unmittelbar berührte. Auch dieſe von vielen Aerzten gemachte Wahrnehmung möchte ich mir durch eine fortleitende Ausdünſtung erklären. Da nun ein Schweißtuch, das von einem Ort zum andern getragen wird, eine Reihe von Ausdünſtungen auf dem Wege, wohin es getragen wird, zurücklaſſen kann, die ſich an den Menſchen anketten, von dem dieſe Evaporationen ausgegangen ſind, ſo können auch die giftigen und flüchtigen Theile des Verſtorbenen, welche durch die ſtarke Auflöſung, Gährung und Fäulniß deſſelben in die Höhe ſteigen, durch die ganze Reihe bis zu dem Lebenden fortwirken und ihm mitgetheilt werden. Was ſollten aber ſolche Giftheilchen anders, als Unordnung und Krankheit in Lebenden bewirken? Kann der Magnet in das entfernte Eiſen mittelſt der Ausdünſtungen wirken, ſo ſcheint auch das Wirken der Dünſte aus dem Grabe in einen entfernten Menſchen möglich zu ſein."

„Nun wird mir klar" — rief der Paſtor aus — „warum in der Altmark, wie ich mir, als ich noch auf der Univerſität Halle ſtudirte, erzählen ließ, den Todten

mitgegeben wird, nämlich, weil man glaubt, daß er im Unterlaſſungsfalle alle ſeine Verwandten nachholt, wie man an einem Bauersſohn in Kerkow erfahren, nach deſſen Tode auch die Mutter und Geſchwiſter nachſtarben; nur der Stiefvater blieb übrig, was man begreiflich fand, da er kein Blutsverwandter war. Ich lachte oft über den heidniſchen Charon, der erſt von dem Todten ein Fährgeld fordert, bevor er ihn über den Todtenſtrom fährt; ſpäter glaubte ich an die Identität des Plutus mit dem Pluto, die Beide unter der Erde wirken, welche die Todten, wie die Metalle, den Blicken der Lebenden entzieht; allein der Umſtand, daß noch viele chriſtliche Völkerſchaften, nicht bloß die Neugriechen und die Sardinier, bei denen man Beibehalten der Gebräuche ihrer heidniſchen Vorfahren vorausſetzen könnte, ſondern auch die Ruſſen und andere ſlawiſchen Völkerſchaften ihren Todten eine Münze in den Mund legen, nicht aber in die Hand geben, läßt mich vermuthen, daß die zum Munde ihren Ausweg ſuchenden faulen Säfte durch das Metall unkräftig, d. h. unſchädlich, gemacht werden ſollen. Würde es ſich nur um dieſes, als Münze, als Ueberfahrtsgeld für den Todtenſchiffer, handeln, hätten unſere Altvordern dabei nur an den Thorgroſchen für den Himmelspförtner gedacht, ſo bliebe es ganz unbegreiflich, warum, wie uns Voigt erzählt, die heidniſchen Preußen männlichen Leichen ein Meſſer, weiblichen aber eine Nadel mitgaben? Alſo nur der metalliſche Stoff konnte dieſe Anordnung veranlaßt haben. Ueberhaupt glaubten die Alten mittelſt des Metalls böſen Zauber zu entkräften, daher die Hebräer für Kupfer und Zauberei dasſelbe Wort hatten, und die Glockenweihe bei den Katholiken, das Glockengeläute bei Begräb-

niſſen und Gewittern, alles dies deutet darauf hin, daß man ſich des Metalls als eines Hülfsmittels gegen die Dämonen und ihre ſchädlichen Einflüſſe bediente, ein Aberglaube, welcher unſtreitig in der Wahrnehmung von der Wirkſamkeit des Metalls gegen phyſiſches Uebel ſeinen Grund hatte. Sie werden ſich wohl noch der metalliſchen Präſervative gegen die Cholera erinnern, welche bei dem erſten Auftreten dieſer Seuche von vielen Aengſtlichen auf der bloßen Bruſt getragen wurden? Da man Krankheiten und ſchädliche Ausdünſtungen bei den Alten den böſen Geiſtern zuſchrieb, ſo lag es nahe, den Todten Metall als Ableitungsſtoff der verpeſtenden Exhalationen mitzugeben, deren ſchädliche Wirkungen die Blutsverwandten des Verſtorbenen am meiſten fürchteten, weil ſie zunächſt mit ihm im magnetiſchen oder ſeeliſchen Rapport gedacht wurden. Aus dieſer Vorſtellung ging auch im altrömiſchen Cultus das Verbot fernerer prieſterlicher Functionen des Pontifex nach dem Abſterben ſeiner Frau hervor, weil man glaubte, daß der unreine Zuſtand der Leiche auch die nächſten Anverwandten, wenn auch den Sinnen unmerkbar, inficire. Bei ſolchen Vorrichtungen, wo der Thaumaturg, zur Erforſchung der Zukunft, ſich durch Beſchwörungsformeln und Räucherungen mit den Geiſtern in Rapport ſetzt, wählt er nur Knaben, deren Eltern noch am Leben ſind. Aus welchem andern Grunde, als weil dieſe Mittelsperſon zwiſchen den Unſichtbaren und den Sterblichen auch von der feinſten, den Sinnen ſich ganz entziehenden, Unreinheit frei ſein muß, wenn die Geiſter mit dem Schauenden oder Schickſalsfragen an ſie Richtenden in Communication treten ſollen? Das ſind nun freilich reine Geiſter, welche mit einem ſo hohen Grade von Senſibilität gegen alles Unreine erfüllt ſind; und man kann Aehnliches ſchon an gewiſſen Som-

nambulen wahrnehmen, welche, wie Kluge in seinen Betrachtungen über den animaliſchen Magnetismus erzählt, im Hochſchlaf ſogleich von den heftigſten Krämpfen befallen werden, wenn Jemand in's Zimmer tritt, deſſen Seele ſich mit unreinen, wohllüſtigen Gedanken beſchäftigt. Den reinen Gegenſatz bilden aber die Vampyre, auf welche die Beſchwörungen des Prieſters keine Kraft ausüben, weil die Wohlbeleibtheit dieſer Art von Geſpenſtern, die Röthe ihrer Wangen und Lippen, die oft noch mit Blut beſchmutzt ſind, den höchſten Grad der Unreinheit anzeigen, und wie ſehr ſie noch der Körperwelt angehören."

„Wahrhaftig, Herr Paſtor" — bemerkte Wallner — „Ihre Art, uns über den Rapport der Geiſter- und Sinnenwelt zu belehren, iſt ſo eigenthümlich, daß ſie einer auf Koſten unſerer Leichtgläubigkeit ausgeführten neckiſchen Myſtification ähnlicher lautet, als einer ernſtlichen Belehrung."

Schenk glaubte hier dem Geiſtlichen aſſiſtiren zu müſſen, und ſprach: Was unſer verehrter Herr Pfarrer über die magiſche Kraft der Metalle bemerkte, halte ich ſelbſt für wahrſcheinlich; die Wechſelwirkung des organiſchen Lebens — und zu dieſem rechne ich auch noch die Ausdünſtung bereits todter Körper — mit den elementariſchen, alſo auch metalliſchen Subſtanzen wird ſchon durch die Wunder der

Wünſchelruthe

beſtätigt, wenn dieſe ſich in der Hand der ſogenannten Metallfühler befindet. Der Naturforſcher Oken gedenkt in der Zeitſchrift „Iſis" einer Schweizerin, die nicht nur Eiſenerze, ſondern auch Queckſilbermienen entdeckte, alles dies vermittelſt der Wünſchelru-

the. Daß dieſe aber auch, wie Zeidler in ſeinem Pantomyſterium durch Mittheilung einer in Lyon ſich zugetragenen und von Herrn Panthot, Decan der mediciniſchen Facultät daſelbſt, beglaubigten Criminalgeſchichte bezeugt – zur Entdeckung von Mördern verhilft, beſtätigt das, was vorhin von der Ausdünſtung als Leiter der Metalle zu bemerken ſich die Gelegenheit bot. Das an den Händen oder Kleidungsſtücken des Mörders klebende Blut des Ermordeten konnte in Verbindung mit der Ruthe des Nachforſchenden die Fährte des Mörders ausgeſpürt haben, oder dieſer ward durch die kleinen Molecülen, die er ausgeſchwitzt, und die denen, welche dem Ruthengänger innewohnten, entſprechend waren, verrathen."

„Die leitenden Ausdünſtungen" — meinte Wallner wieder — „müſſen wohl ihre Grenzen haben, weil die Vampyre nur auf eine gewiſſe Localität beſchränkt ſind, während andere Geiſter ſich auch durch die weiteſten Entfernungen nicht abhalten laſſen, ihren unwillkommenen Beſuch den Lebenden abzuſtatten."

„Sie fallen ja jetzt ſelber in jenen Ton, welchen Sie vorhin an mir mißbilligten?" ſtrafte Lutz.

„Warum ſollten die Unkörperlichen nicht ein Vermögen beſitzen, was die Natur ſelbſt dem Metalle nicht verſagte?" fragte Schenk. „Jener Franzoſe, welcher mittelſt der Wünſchelruthe der Criminaljuſtiz einen ſo wichtigen Dienſt leiſtete, folgte, wie ein Jagdhund über Berg und Thal, Stunden lang, ohne zu irren, dem Miſſethäter. Die Ruthe ging, immer ſich drehend, von dem Keller, wo der Mord geſchehen, durch Stadt und Land, bis zu den Pyrenäen hin. Königliche Beamte, die dabei eingegriffen, gaben der Wahrheit Zeugniß. Der ergriffene Mörder beſtätigte Alles bis zu den kleinſten Umſtänden."

„Es ist nur, um wieder auf die Vampyre zurück zu kommen, beklagenswerth" — spottete Wallner — daß die von einem Vampyr zum Opfer auserſehenen Perſonen erſt durch ihren Tod die Urſache desſelben errathen laſſen. Würden ſie die Gefälligkeit haben, dem wiſſenſchaftlichen Forſcher zuvor mitzutheilen, welche Empfindungen der Beſuch eines Vampyrs in ihnen hervorgerufen, ſo ließen ſich weitere Schlüſſe bauen, die vielleicht zu ſchätzbaren Reſultaten führen würden."

„Der Tod folgt in der That nicht unmittelbar nach dem erſten Beſuche. Die Auszehrung und allmählige Entkräftung beweiſ't, daß das Blut nicht auf einmal dem Leidenden von dem nächtlichen Unhold abgezapft werde. Wenn man ſolche Kranke befragte, hörte man faſt immer die gleiche Antwort: „Es iſt nicht eben ein bloßer Traum, der alle Nächte wiederkehrt; nein! der Schmerz, der ſich einſtellt, das faſt erdrückende Gewicht des nächtlichen Beſuchers verſcheucht den Schlaf. Aber eine unerklärbare Macht hemmt alle Bewegungen, ſchließt die Augenlieder, überwältigt alle Anſtrengungen, dem Verfolger ſich zu entwinden. Die Verſuche, einen Hülferuf aus der Kehle hervorzuſtoßen, ſind vergeblich, denn die Töne erſterben in der Bruſt. Es bleibt nur das Gefühl der aufliegenden Laſt und das Verſchwinden des Blutes aus den Adern."

„Daraus iſt aber zu ſchließen" — entgegnete Wallner — „daß der Vampyrismus nur eine andere Form des Alpdrückens ſei, weil mit allen Gefühlen, welche das letztere Uebel begleiten, auch das Gefühl des Saugens eines Vampyrs, Ihrer Beſchreibung zufolge, begleitet ſeyn ſoll; hier wie dort ein ſchweigender Schatten, der nicht von dem Erkrankenden laſſen will. Wie man aber das Alp-

drücken, das oft die Folge des auf dem Rücken Liegens oder eines vor dem Schlafengehen überfüllt gewordenen Magens ist, den Hexen zur Last legte, indem derjenige, der über eine solche im Schlafe gehabte Empfindung klagte, sich auszudrücken pflegt: „die Truth hat mich gedrückt," so mag auch mancher Todte ohne sein Verschulden in den Ruf eines Vampyrs gekommen sein."

„Wenn das auf dem Rücken Liegen den Alp in den Verdacht brachte, daß er zu den wollüstigen Geistern gehöre" — fragte Lutz, zum Scheine die Partei Wallner's ergreifend — „welche physische Ursache sollen wir bei den Klagen der sogenannt vampyrisirten Personen voraussetzen?

„Was sonst als die abnormalen Zustände, welche bei Auszehrenden und Schwindsüchtigen eintreten?" entgegnete der Doctor, „nichts ist natürlicher, als daß sie im Traume des Kranken eine Gestalt annehmen. Das Schwinden des Blutes däucht diesem, als ob es ausgeschlürft würde, und dazu muß die bildnerische Phantasie ein Ungethüm herbeirufen, dem sie dieses unlöbliche Geschäft aufbürdet. Der Arzt Hoffmann gedenkt in seiner Abhandlung „**Morbus convulsivus a viso spectro**" eines Menschen, der am Fuße von einem Gespenst erfaßt zu werden träumte; dieser Fuß entzündete sich wirklich und ging in Eiterung über. Dieser Krankheitsprozeß mochte wohl erst das Phantom vor die Phantasie des Leidenden heraufbeschworen haben. Nicht deßhalb entstand die Fußwunde, weil Jener träumte, am Fuße verwundet worden zu seyn, denn das wäre der Macht der Traumphantasie zu viel eingeräumt, sondern die schon vorhandene, nur noch nicht bemerkte materielle Abnormität am Fuße, die erst im Traume durch das erhöhte Gemeingefühl wahrgenommen wurde, war die materielle Bedingung der

ihr analogen Traumvorstellung, und das dann wirkliche Eintreffen des Fußübels war die Folge der weitern Entwickelung der schon vorhanden gewesenen Abnormität und nicht die Folge des Traumes selbst. Aehnlich erkläre ich mir Theresens Zustand. Der Gram, den Geliebten nicht besitzen zu können, hatte schon bei Lebzeiten desselben an ihrem Herzen genagt und jene Krankheit vorbereitet, welche ihre Kräfte verzehrte. Als sein plötzlicher Tod ihr ohnehin reizbares Nervensystem vollends erschütterte, stellte der bildnerische Traum ihr im Schlafe des Geliebten Bild in einer Schreckgestalt vor Augen, weil der Volksglaube jeden Selbstmörder zum Spuk verurtheilt; das körperliche Gefühl der Blutabnahme trug aber wesentlich dazu bei, den Geist in der Eigenschaft eines Vampyrs vor ihre Seele zu führen, und daß solche im Delirium von der Kranken ausgestoßenen Worte von den Umstehenden als neue Zeugnisse für den Vampyrismus aufgenommen wurden, finde ich sehr begreiflich. Sie sind aber darum nicht wahrer, als die Aussagen jener angeblichen Hexen, welche, wenn sie von dem Alp gedrückt wurden, mit dem Teufel Buhlschaft zu treiben glaubten, und auf die Ausplaudereien solcher Träume hin von den Gerichten zum Scheiterhaufen verurtheilt wurden."

„Sollte sich denn nicht eine andere Ursache als der verbaßte Vampyrspuk für den Tod der unglücklichen Therese auffinden lassen?" — mischte sich Kathrinchen in's Gespräch. Es muß hier bemerkt werden, daß unter den Debatten der drei Herren die Nacht hereingebrochen war, welche die Tochter des Hauses zur Einrichtung der Abendmahlzeit rief, daher sie nach einer längern Pause erst jetzt wieder, nachdem die auf dem Tische dampfende Suppe die Gesellschaft veranlaßt hatte, sich an wohlbesetzter Ta-

fel um den Hausherrn zu gruppiren, an der Conversation Theil nehmen konnte.

„Und wüßtest du eine, welche der gesunden Vernunft weniger Hohn spräche, so laß sie uns hören!" munterte Lutz seine Tochter auf.

„Nun, die Vernunft würde meinem Erklärungsversuche eben auch nicht das Wort reden," gestand Katharine mit einigem Erröthen, „aber die Herren Aerzte — setzte sie mit einem spottenden Seitenblick auf Schenk hinzu — nennen ja auch die Wissenschaft, zu welcher sie sich bekennen, keine rationelle, sondern eine empirische. Nun, so erlassen Sie auch mir die Gründe, wenn ich mich bloß auf die Erfahrung berufe. Diese sagt uns aber, daß, wo dreizehn Tischgäste sich beisammen finden, der Tod sich bald aus diesen ein Opfer hole. Und bei dem Hochzeitsmahle in Recsey's Hause zählte ich, mit Einschluß meiner Wenigkeit, gerade so viele Personen. Lassen Sie mich sie Ihnen vorrechnen. Da war außer uns Vieren, dem Hochzeitgeber und seinen drei Töchtern, deren Bräutigam und seiner Mutter auch der dicke Ortsrichter Biro Janosch und seine beiden Assistenten auf dem Brautzuge. Nun, werden Sie sich, lieber Vater, noch selbst errinnern, wie Sie einst erzählten, in Papocz auf einem Hochzeitfeste gewesen zu seyn, wo eine Dame bei Tische die Bemerkung machte, daß die Tafelrunde aus dreizehn Köpfen bestehe, folglich einer der Gäste binnen Jahresfrist sterben müsse, und daß die Prophezeiung durch den Erfolg bewährt worden sei —"

„O erzählen Sie uns die Geschichte!" — bat Wallner — aus dem Munde eines Augenzeugen imponirt sie mehr.

Lutz fügte sich diesem Wunsche und ergänzte die von Katharinen angefangene Erzählung wie folgt: „Es waren unter andern Gästen auch sämmt-

liche Beamte eines benachbarten Ortes geladen, wohin dieſe zum Verhör einer kürzlich eingefangenen Räuberbande berufen worden waren. Einer jener Herren, ein geſunder, rüſtiger Mann, ſtand ſogleich nach der Bemerkung der Dame auf und ſprach lächelnd: „Wenn ich

der Dreizehnte

ſein ſollte, ſo bin ich noch heute bereit, aus der Welt zu ſcheiden". Das Geſpräch nahm nun eine andere Wendung, aber die frühere Heiterkeit wollte ſich nicht wieder einſtellen. Endlich brach die Geſellſchaft auf, und der erwähnte Herr ging mit ſeinem Begleiter auf deſſen Stube, um noch ein Stündchen mit Plaudern hinzubringen. Plötzlich fiel in der Nähe des Hauſes ein Schuß, gleich darauf ein zweiter. Beide argwohnten mit Recht, daß die eingefangenen Räuber aus dem Arreſt gebrochen ſeien. Der junge Mann eilte daher haſtig auf die Straße hinab. Sein Verdacht hatte ſich bewährt. Schon war die Wache von den Räubern entwaffnet, die Tritte kamen näher, Gewehre wurden ſichtbar. Er hielt Stand. Bald packte ihn ein Räuber, daß er ſich nicht regen konnte. Er rief nach Hülfe, ſogleich zielte ein Räuber nach ihm, und er wälzte ſich ſterbend in ſeinem Blute."

„Was beweiſ't aber dieſes Factum für die geheime verderbliche Kraft der Zahl Dreizehn?" ſetzte Lutz fragend hinzu, „nicht das Geringſte, denn die Räuber hätten auch den Vierzehnten nicht verſchont, wo es den Kampf um ihre Exiſtenz galt. Und daß die Einbildung nicht ſelten denjenigen dem Tode überliefert, welcher ihm zu entfliehen trachtete, erklärt auch die ſcheinbar wunderbare Fügung in ſol-

gender Anecdote, welche ich einmal in der Biographie Wilmot's, Grafen von Rocheſter, geleſen zu haben, mich errinnere. Die Schwiegermutter des Lords hatte ein Gaſtmahl gegeben. Eine junge Dame machte den Capellan aufmerkſam, daß ihrer gerade Dreizehn bei Tiſche ſeien. Am folgenden Morgen fand man ihn todt in ſeinem Bette. Alſo auch hier war der Tod eine Folge der durch das Vorurtheil hervorgebrachten Gemüthsbewegung."

„In dem folgenden Falle ſcheint jedoch" — bemerkte Wallner — „der Zufall die Hauptrolle geſpielt zu haben. Nämlich in Altenburg ſaßen im vorigen Jahre an einer Wirthstafel dreizehn Gäſte beiſammen, worunter außer mehren Schauſpielern der mir von Wien her perſönlich bekannte Chordirector Juſt. Ein voreiliger Mund machte die Verſammlung auf die verhängnißvolle Zahl aufmerkſam. Einige lachten darüber, Andere waren verſtört. Schließlich warf man dreizehn von eins ab auf einander folgende Nummern in einen Hut und looſ'te um den Tod. Juſt zog Nummer Dreizehn. Einige Tage ſpäter wurde ſeine Leiche aus dem Schloßteiche gezogen. An Selbſtmord konnte man nicht denken, weil ſeine Kleider, wohl zuſammengelegt, auf einem Stock am Ufer gefunden worden waren. Auch läßt ſich nicht wohl behaupten, daß Jemand aus Furcht vor dem Tode ſich dieſem freiwillig überliefern würde."

„Woher mag nur die Furcht vor der Zahl Dreizehn entſtanden ſeyn?" fragte Schenk.

„Ich vermuthe, dieſer Aberglaube ſtammt aus dem deutſchen Heidenthume, das mit dem ſcandinaviſchen dieſelben religiöſen Vorſtellungen hatte. Der Kalender unſerer heidniſchen Vorfahren zählte nach Mondenjahren, deren je drittes, wie bei den Juden, aus dreizehn Monaten beſtand. Mit dem lezten,

unſerm März entſprechenden ſchloß die alte Zeit ab. Da vor dem völligen Abſchiede des Winters der Tod die größte Ernte hält, ſo galt der Todbringer Loki als der dreizehnte Aſe, welcher die zwölf erſtern vernichtet, was ganz richtig iſt, weil der letzte Monat die frühern gleichſam überlebt. Bei uns Chriſten gilt von den dreizehn Nächten, deren Reihe die Chriſtnacht eröffnet, der Dreikönigsabend als derjenige, wo die Spukgeiſter es am tollſten treiben, daher die Todtengöttin Frau Holle, welche den auf Friedhöfen gepflanzten Hollanderbäumen den Namen gab, in dieſer Nacht ſich am merkbarſten macht und ihrem Zuge alle im letzten Jahre Verſtorbenen ſich anſchließen läßt. Der Bohnenkuchen, welcher in England und Frankreich in jener Nacht verzehrt wird, ſtammt noch aus dem altrömiſchen Aberglauben, welcher den Schatten der Abgeſchiedenen Bohnen vorſetzte. Die Griechen aber opferten als Todtenſpeiſe Honig, und ſo mochte durch die Neugriechen zu den Ruſſen und andern ſlawiſchen Völkern der Honigbrei gebracht worden ſein, welchen die „weiße Frau," deren Erſcheinen todverkündend, und die bairiſche Perchta in der Dreikönigs- oder Perchtennacht fordert. Bei uns heißt ſie Willy, eigentlich Biely, d. i. die Weiße. In der Mehrzahl gedacht ſind es im Brautſtande verſtorbene Jungfrauen, welche nur dann die Seligkeit erlangen, wenn es ihnen gelungen iſt, einen Jüngling todt zu küſſen. Dieſe Tänzerinnen im Mondſchein ſind alſo jene weißen luftigen Geſtalten, welche die Völker germaniſchen Stammes Elfen oder Alfen nennen. Da die Letztern ſich in Weiße und Schwarze unterſcheiden, je nachdem ſie in das Leben oder aus demſelben herausführen, ſo haben wir die Geburts-Nornen und die todbringenden Walkyren vor uns, deren Zahl wieder die Dreizehn iſt."

„Aber" — unterbrach hier Wallner den Pfarrer — „wir haben wohl nicht nöthig, in so grauer Heidenzeit zu suchen, was uns näher liegt. War doch Judas der dreizehnte in der Tischgesellschaft des Herrn, und sein Tod erfolgte bald darauf."

„Uebersehen Sie doch nicht, daß der Heiland noch früher aus dem Leben schied; also Zwei und nicht Einer!" berichtigte der Pastor.

„Ich möchte doch bei meiner frühern Behauptung stehen bleiben," sagte Wallner, „daß an dem bösen Rufe der Zahl Dreizehn der Zufall allein die Schuld trage. So hat man in Frankreich die Verbindung des dreizehnten Ludwig mit Anna von Oesterreich deßwegen für eine im Himmel geschlossene Ehe beweisen wollen, weil die Braut und der Bräutigam dreizehn Jahre alt waren, als diese Heirath projectirt wurde, ferner, weil sein Name **Loys** (für **Louis**) **de Bourbon** sowohl als jener der ihm verlobten Prinzessin **Anne d'Autriche** dreizehn Buchstaben enthält, überdies Anna die dreizehnte Infantin ihres Namens im spanischen Hause, wie ihr Gatte der dreizehnte König von Frankreich, welcher den Namen Ludwig führte. Dazu kam noch, daß Beide in demselben Jahr und in demselben Monat geboren waren. Aber doch nicht an demselben Tage? Und Anna überlebte noch um viele Jahre ihren Gemahl, folglich hat ihr die Dreizehn nicht geschadet."

„Sie als Arzt" — sprach der Pfarrer jetzt, an Schenk sich wendend — „sollten die geheime Kraft der Zahl nicht läugnen, denn in der Heilkunde spielen die kritischen Perioden von drei, sieben und neun Tagen, Wochen, Monaten, Jahren ꝛc. eine wichtige Rolle. Die Wissenschaft nennt sie deßhalb Naturzahlen. Aber mit der Dreizehn wüßte ich nichts anzufangen, es müßte denn unter der Vierzig die

dreifache Dreizehn gemeint sein, wie mit der Fünfzig die siebenmal Sieben; daher bekanntlich die Theologen sich nicht vereinigen können, ob die Israeliten im fünfzigsten das Jobeljahr oder Jubiläum gefeiert hätten, oder schon im neun und vierzigsten? weil jedes siebente Jahr, als ein Sabbatjahr, die Felder ruhen mußten, was aber doch nicht zwei Jahre hintereinander vom Gesetze verlangt werden konnte. Die Vorliebe für runde Summen, welche im Sprachgebrauche aller Völker sich bemerkbar macht, konnte die dreifache Dreizehn zur Vierzig, wie die siebenfache Sieben zur Fünfzig erhoben haben. Dies wäre schon daraus zu schließen, daß die auch von Paulus erwähnten vierzig Hiebe, welche das mosaische Gesetz im 25sten Capitel des Deuteronomion dem Verbrecher verordnet, von den heutigen Juden um einen vermindert werden. Das gäbe also wieder die dreifache Dreizehn. Die Reinigung der Wöchnerin tritt nach dem Leviticus bei den Juden am vierzigsten Tage ein. Also dauert die traurige Periode ihrer Absonderung ebenfalls dreimal dreizehn Tage."

Der Doctor erwiderte: „Damit auch ich meinen Beitrag zur Befestigung des Glaubens an die kritische Dreizehn liefere, will ich jetzt mit einer Anecdote debütiren, deren Glaubwürdigkeit der Verfasser jener Schrift verbürgen mag, worin sie mitgetheilt ist. Dem Hang zur Mystik giebt sie jedenfalls noch mehr Nahrung, als die von Ihnen aufgeführten Fälle, denn es ist nicht bloß die dreizehnte Person dem Tode verfallen, sondern alle Dreizehn."

„O so erzählen Sie!" lautete die Aufforderung der Andern, wie aus Einem Munde, und der Doctor kam dieser Aufforderung wie folgt nach:

„Ein Uhrmachergeselle hatte die Tochter seines Meisters gefreit, und Beide waren ein Pärchen,

daß man ſeine Freude daran hatte. Der alte Uhrmacher war reich und gab ſeinen Kindern zu Ehren ein glänzendes Hochzeitsmahl. Am Tage nach dem Beilager verzehrten die nächſten Freunde von Braut und Bräutigam die Reſte des Feſtes, und nach Tiſche fuhren ſie zuſammen auf eine Sandbank in der Nähe von Havre, die bei der Ebbe noch alle Tage wohl eine halbe Meile groß aus dem Waſſer hervortritt, und die man über ein Paar Stunden dort in der Seine aufwärts ſehen kann. Die frohe Geſellſchaft hatte den Kahn auf den Sand gezogen, und bald tanzten Alle um den Fiedler herum, und ſeine Freude war groß."

„Das Waſſer wuchs, und der Kreis, auf dem ſie tanzten, wurde, ohne daß ſie es merkten, immer kleiner. Als der Fiedler aufhörte zu ſpielen, und ſie ſich nach der Barke umſahen, war dieſe weit weg von der Sandbank und wurde von den Wellen hin- und hergetrieben und von der Strömung in reißender Schnelle mit fortgeriſſen Da hatte das Feſt ein Ende, und zwar ein gräuliches! Wohl keiner von ihnen konnte ſchwimmen, um die Barke wieder einzuholen. Vielleicht war ſie ſchon zu weit. Man ſah ſie ſpäter eine Stunde von der Sandbank. Dieſe ſelbſt aber wurde von Minute zu Minute kleiner. Der Jubel wurde zur Verzweiflung, zum Hülferuf. Aber dieſer verhallte in dem Brauſen der Wellen. Erſt, als beinahe die Sandbank verſchwunden war, bemerkte man am Ufer die Beſtürzung und Noth der Geängſtigten. Gegen dreißig Barken ſtießen dann beinahe zugleich vom Ufer ab. Der Muthigſte ſelber ſprang in eine, und ruderte nach Leibeskräften. Aber das Waſſer ſtieg immer höher. Zuletzt ſtand das ganze Hochzeitsperſonal, dreizehn Männer und Frauen, dicht gedrängt, auf einem kleinen Raume, das letzte Fleckchen Erde un-

ter ihnen. Und man ſah dann, wie ſie niederfielen auf die Kniee und die Hände zum Himmel ſtreckten. Und Jene ruderten mit neuer Kraft. Aber das Waſſer folgte ſeinem unwandelbaren Geſetze, wurde immer höher und ſtürmiſcher, als ob es ungehalten wäre, daß es ſeiner Beute nur langſamen Schrittes näher trete. Und die am Ufer Stehenden ſahen, wie es an den Hochzeitgäſten hinaufſtieg, und hörten mitunter, durch das Brauſen der Wellen hindurch, einen herzzerreißenden Hülferuf. Wie Jener auch arbeitete, ſo kam er ihnen nur langſam näher, denn auch der Wind war ihm und ihnen entgegen, und als er noch eine gute Strecke von ihnen war ging eine Welle über ſie her, riß ſie um, und man ſah dann nur noch einige Mal die Kleider der Frauen über dem Waſſer, bis auch dieſe verſchwanden. Ihr letztes Angſtgeſchrei wiederholte ſich im Echo von Barke zu Barke, und erſt eine Weile ſpäter wurden die am Ufer Stehenden wieder ruhig genug, um ein Vaterunſer für ihre Seelen zu beten."

Schenk bemerkte, daß der männliche Theil ſeiner Zuhörerſchaft dieſer Geſchichte keine höhere Wichtigkeit beilegte, als das Intereſſe, welches man an einer gut erfundenen Fabel zu finden pflegt. Deßhalb äußerte er: Das ſtärkſte Argument habe ich mir bis zuletzt aufgeſpart, und ich erwarte von demſelben eine um ſo größere Wirkung, weil nicht nur hier die furchtbare Zahl in den ihr verfallenen Tagen, Monaten und Jahren von dreizehn Geſchwiſtern ihre Kraft äußerte, ſondern auch durch meine Betheuerung, daß ich jetzt ein Stück aus der Geſchichte meiner eigenen Familie Ihnen zum Beſten gebe, der Gedanke an eine Fiction alſo von vorn herein bei meinen Zuhörern nicht Platz greifen dürfte."

„Hören Sie also: Ich bin das dreizehnte Kind meiner Mutter und ihr letztes. Mein erster Schrei war der Gesang ihres Todtenvogels. Meine zwölf Vorgänger waren leicht und glücklich in die Welt gekommen. Mein Vater wollte, da ich die Ursache des Todes seiner zärtlich geliebten Gattin war, mich nicht einmal sehen und übergab mich einer Amme. Aber er starb dreizehn Tage nach meiner Mutter. Vor seinem Tode ließ er mich zu sich bringen und bedeckte mich mit Thränen und Küssen. Meine Eltern hinterließen ein bedeutendes Vermögen. Ein Oheim ward unser Vormund. Das älteste von uns dreizehn Geschwistern zählte bei meines Vaters Tode dreizehn Jahre. Es war ein Knabe. Am letzten Tage seines dreizehnten Jahres stürzte er von einem hohen Baum und wurde todt nach Hause gebracht. Ich erinnere mich, daß ich in meinem vierten Jahre schon lesen konnte und bis auf dreizehn zählen. Ein ganzes Jahr dauerte es, bis man mir den Starrsinn brach, mit dem ich mich weigerte, das Zählen weiter zu treiben. Ein natürlicher Widerwille, ein fürchterliches Ahnen ließ mich schon als Kind in dieser entsetzlichen Zahl diejenige entdecken, welche in unserer Familie, wo sie in ihre Verhältnisse sich mische, Unglück, Tod und Verderben brachte. Diese Dreizehn ist das Abzeichen unseres Verhängnisses. Als ich einmal die Zahl dreizehn im Zählen überschritten, ward mein arithmetischer Fortschritt sehr schnell und Staunen erregend. Wenn mir ein Unglück passirt oder etwas sehr Unangenehmes, ist es gewiß am dreizehnten Tag eines Monats. Ich brauche in einer Gesellschaft nicht erst zu zählen, ob sie aus dreizehn Personen bestehe, denn es giebt sich mir wie instinctartig zu erkennen. Gewöhnlich trifft dann eine mir sehr werthe Person

oder mich ſelbſt ein großes Unglück, daher kann Sie mein ängſtliches Weſen bei meiner heutigen Entdeckung nicht befremden."

„Ich ſtand in meinem dreizehnten Jahre, als das Jahrhundert wechſelte. In jenem Jahre ſtarben vier meiner Brüder. Auch raubten Unglücksfälle unſer Vermögen. Wir bildeten nur noch eine heilige Neun. Trotz unſerer Vermögensverluſte erhielten wir Alle eine gute Erziehung. Als das Jahr, welches ich mit großer Reſignation als das letzte meines Lebens prädivinirte, verſtrichen war, glaubte ich, das Schickſal ſei geſühnt, und verlegte mich jetzt ernſtlich darauf, mir eine Zukunft zu gründen. Durch Protection kam ich in eine gute Lehranſtalt. Die Schüler wurden dort, weil noch kein anderer Maßſtab an uns angelegt werden konnte, nach dem Alphabet geordnet. Mich brachte mein Name auf den dreizehnten Platz. Ich verließ, einer Ohnmacht nahe, das Schulzimmer und kehrte nicht dahin zurück. Keine Gewalt hätte mich dazu gebracht. So kam ich in eine andere, nicht ſo vorzügliche Lehranſtalt, in welcher ich die Anfangsſtudien vollendete und mich zur Univerſität vorbereitete. Nach dem Rigoroſum beſchäftigte ich mich mit nichts lieber als mit dem Studium der kritiſchen Zahlen, die in der Geſchichte der Medicin eine ſo wichtige Rolle ſpielen, aber über die fataliſtiſche Dreizehn fand ich Nichts verzeichnet. Dennoch gab ich meinen Glauben an ihre verderbliche Kraft nicht auf. Ich glaubte mich berufen, in meiner ärztlichen Praxis ihren verborgenen Wirkungen nachſpüren zu müſſen. Der Eifer meiner Forſchungen ward nicht ſelten belohnt, freilich in einer für den Kranken nicht gewünſchten Weiſe, denn der Verlauf mancher Krankheit endete an dem dreizehnten Tage mit dem Tode. Seitdem glaubte ich, alle

Bekannten und Verwandten vor der Dreizehn nachdrücklich warnen zu müssen. So mahnte ich meine älteste Schwester ab, im dreizehnten Jahre ihrer Verheirathung etwas Wichtiges vorzunehmen. Schon seit geraumer Zeit ging mein ganzes Sinnen auf das nahende Jahr Dreizehn. Um nicht auf dem Krankenbette oder durch unbestimmtes Unglück zu enden, beschloß ich die Stelle eines Militärarztes in dem Regimente anzunehmen, in welchem schon drei meiner Brüder als Officiere dienten. Wie im Triumphe schrieb ich am 13. Januar 1813, wo ich das zweimal dreizehnte Jahr meines Lebens angetreten hatte, an meine Familie: „Es fängt an! Karl und Joseph sind im Anfange dieses Jahres auf dem Schlachtfelde geblieben. Franz und ich werden folgen; aber wahrscheinlich werde ich den Schluß von Euch Allen machen. Erinnert meine älteste, geliebte Schwester noch einmal daran, daß dieses Jahr das dreizehnte ihrer Ehe ist." Wirklich raffte der 18. October 1813 bei Leipzig meinen Franz hin, doch er starb auf dem Bette der Ehre. Das Nervenfieber brachte kaum einen Monat später meiner ältesten Schwester den Tod, und die Cholera im Jahre ein und dreißig, welches doch eine umgekehrte Dreizehn ist, meine übrigen Geschwister. Ich allein blieb von Allen übrig. Da ich aber im Jahre 1826, also in meinem dreimal dreizehnten Lebensjahre meine geliebte Apollonia durch das Kindbettfieber verlor, im Jahre 1839 mein einziger Sohn vom Blitz getödtet wurde, als er, auf einem Spaziergange vom Unwetter überrascht, hinter eine alte Linde flüchtete, so darf ich mit aller Bestimmtheit 1852 als mein Todesjahr erwarten, denn dann werde ich fünfmal dreizehn Jahre alt."

„Sie haben mir in der That vor der Dreizehn eine solche Scheu eingeflößt" — scherzte Wallner,

nachdem der Doctor ſeine Erzählung beendet hatte, — „daß ich daraus mir die Lehre abziehe, bei jedem ernſten Vorhaben künftig nach dem Datum zu fragen. Den wievielten des Monats zählen wir heute?"

„Haben Sie denn in ſo ſpäter Stunde der Nacht noch etwas Wichtiges zu beſorgen?" fragte Schenk.

Der Pfarrer lächelte, denn ihm hatte Wallner ſchon früh den Zweck ſeiner diesmaligen Reiſe eröffnet, und einen Beſcheid erhalten, welcher ihn aufmunterte, auch Katharina in Mitwiſſenſchaft zu ziehen.

„Heute iſt der zwölfte des Monats!" lautete die Antwort.

„Nun dann muß ich eilen, Ihnen, mein Fräulein, noch in dieſer ſpäten Abendſtunde mein Anliegen zu eröffnen," wandte ſich Wallner zu der nicht wenig überraſchten Jungfrau. „Ich kann Ihnen die beruhigende Verſicherung geben, daß in meinem ganzen bisherigen Leben die Dreizehn mir noch nie feindlich entgegentrat. Wollte ich nun mit einem Eheantrag bis Mitternacht warten, und ich erhielte dann eine abſchlägige Erklärung von Ihnen, ſo würde ich an der Dreizehn bis an mein ſeliges Ende zu leiden haben, denn ich würde mein ungünſtiges Schickſal der Unbeſonnenheit zuſchreiben, auf den dreizehnten Tag des Monats die wichtigſte Angelegenheit meines Daſeins verſchoben zu haben."

„Unter ſo bewandten Umſtänden mußt Du allerdings Dich ſchnell erklären," ermahnte Lutz ſeine Tochter, „denn in zwei Stunden iſt Mitternacht, und da beginnt der fatale Dreizehnte."

„Die Pflicht eines guten Kindes" — ermahnte Schenk, welcher nun den Plan Wallner's errathen

zu haben glaubte — „ist allerdings, den Eltern zu gehorsamen, folglich —"

„Feiern wir so eben ein Verlobungsfest!" rief Lutz jubelnd aus, und leerte auf die Gesundheiten des jungen Paares einen Becher, als Wallner in dem ihm begegnenden ausdrucksvollen Blicke der Jungfrau eine günstige Entscheidung seines Schicksals gelesen zu haben glaubte.

„Auf das Wohlergehen der Verlobten!" rief nun auch Schenk, sein Glas in die Höhe haltend.

So war denn der Zigeunerin Weissagung buchstäblich erfüllt worden. Wallner aber kehrte nicht wieder in die geräuschvolle Kaiserstadt zurück, sondern er zog es vor, sein bedeutendes Vermögen durch den Ankauf von Grundstücken in der Heimath seiner Geliebten zu sichern, mit welcher er, der Landwirthschaft sich widmend, ein zwar einförmiges, aber zufriedenes Leben fortführt, das geräuschlose Familienglück dem eitlen Glanz und vergänglichen Treiben vorziehend, womit sich die Großstädter für die innere Leere ihres Daseins zu entschädigen vermeinen.

Bei'm Verleger dieses sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerstenbergk, H. v., die Wunder der Sympathie und des Magnetismus oder die enthüllten Zauberkräfte und Geheimnisse der Natur, enthaltend 700 vielfach bewährte sympathetische und magnetische Mittel, durch welche nicht nur sehr viele Krankheiten, auch Wunden und sonstige leibliche Uebel schnell, wohlfeil und sicher geheilt werden können, sondern die auch der Hauswirthschaft, Viehzucht, dem Acker-, Wiesen-, Obst- und Gartenbau, dem Forst-, Jagd- und Fischereiwesen ungewöhnliche Vortheile erschließen. 12. geh. ⅔ Rthl. oder 36 kr. rh. oder 30 kr. C.-M.

Das solche Mittel mehr als bloßer Aberglaube sind, daß sie in Millionen Fällen alle andern an Wirksamkeit und Zuverlässigkeit übertreffen, daß sie gegen gewisse Uebel selbst von den größten Aerzten verordnet worden sind, ist zu factisch, als daß nicht eine vollständige Zusammenstellung derselben verdienstlich sein sollte; denn warum wird es nie trügen, daß ein geschälter Borstorferapfel, gegen die Blüthe geschabt, laxirend, — dagegen gegen den Stiel geschabt verstopfend wirkt, — daß die grüne Rinde des Hollunders aufwärts geschabt, ein vorzügliches Brechmittel abgiebt, dagegen abwärts geschabt, purgirend wirkt, daß der rothe Beifuß auf gewisse Weise abgeschnitten, die Menstruation befördert, in anderer Richtung aber sie stillt, daß eine am Frohnleichnamstage in der Mittagsstunde ausgerissene Kornblumenwurzel alles Bluten sofort stillt, sobald sie, in die Hand genommen, erwärmt ist? — Alles Thatsachen, die kein grübelnder Rationalismus umstoßen kann.

Neue Gallerie des Uebernatürlichen, Wunderbaren und Geheimnißvollen. Nach den Ergebnissen der hermetischen Philosophie oder der geheimen Wissenschaften aller Zeiten und Völker, mit Benutzung vieler höchst merkwürdiger, sonst unzugänglicher Quellen. (Erste Reihe.) auch unter dem Titel: Die Wunder und Geheimnisse der Geisterwelt, enthüllt aus der Geschichte

der mystischen Philosophie. Nach den Aufschlüssen des Ehrw. Paters Mathias de Giraldy, Dominikaner-Mönches, ehemal. Beschwörers und Teufelsbanners der Inquisition und nach den hinterlassenen Aufzeichnungen des weil. Professors der hermetischen Philosophie zu Mailand, Marco Fornari, mit Benutzung vieler andern, zum Theil sehr seltenen cabbalistischen Quellen, herausgegeben von Magophilos. 8. Geheftet, 25 Sgr. oder 1 fl. 30 kr.

Unser Jahrhundert des Eisens und des Dampfes, worin lange todtschlummernde Naturkräfte ganze Reiche beleben und bewegen, gilt auch schon deßhalb für das des Materialismus und des Naturalismus, weil die Hauptträger der heutigen Intelligens, und nach ihrem Beispiel eine große Mehrzahl der sogenannten Gebildeten an das nicht mehr glauben, was sie mit ihren Augen nicht sehen und mit ihren Händen nicht greifen, kurz, daß der Glaube an das Uebernatürliche, Wunderbare und Geheimnißvolle gänzlich geschwunden ist und vielleicht noch mehr wäre, wenn die unbegreiflichen Erscheinungen des Magnetismus die Ungläubigen und Zweifler nicht wieder einigermaßen stutzig gemacht hätten. — Die ungeheuern Anstrengungen und Studien, welche frühere Generationen für die hermetische Phylosophie, Alchymie und für die geheimen cabbalistischen Wissenschaften gemacht, verfallen allmählig der Tradition. Diesen niederreißenden Unglauben zu dämmen war des Hrn. Magophilos Absicht bei der obigen merkwürdigen Schrift, wobei er längst vergessene, der Jetztwelt nicht mehr zugängliche Quellen benuzen konnte, besonders die nachgelassenen Papiere der beiden Männer, deren Namen für tiefere Kenner magischer Studien von jeher anerkannte Autoritäten waren. — Obiges erste Bändchen unserer Gallerie beschäftigt sich mit den Wundern und Geheimnissen der Geisterwelt und bringt überaschende Belege und Beweise für Existenzen. Vielleicht gelingt es, Herrn Magophilos noch zu einem zweiten zu bewegen, worüber bereits die wichtigsten Materialien aus der Zauberwelt vorliegen, als Faust und seine Vorgänger, Teufelsspuk, Höllenzwang, Hexenprocesse schwarze Kunst, Sabbath u. s. w.